

DER KAMPF

Nr.: 19. 9/8

TAG: August 1916

✓ Karl Kautsky: Die ökonomische Seite des Er-
schöpfungskrieges¹

1. Der Niederwerfungskrieg.

Beim Ausbruch des Krieges stand alle Welt, Militärs wie Zivilisten, noch unter dem Einfluss der Lehren der Niederwerfungsstrategie, die seit der französischen Revolution und namentlich seit Napoleon die herrschende geworden war. Die Gründe dafür ebenso wie der Unterschied zwischen Niederwerfungs- und Ermattungsstrategie sind in der letzten Zeit so oft dargelegt worden, dass es überflüssig ist, dabei zu verweilen.

Genug, das Charakteristikum der Niederwerfungsstrategie ist die kurze Dauer der Kriege und die Unterwerfung des Besiegten durch einige rasche Schläge unter den Willen des Siegers.

So begann 1859 der Italienische Krieg am 29. April, und schon am 8. Juli nahmen durch den Waffenstillstand von Villafranca die kriegerischen Operationen ein Ende. Wenige Tage darauf war der Friede geschlossen.

Der Feldzug gegen Dänemark wurde am 7. Dezember 1863 eröffnet, am 20. Juli 1864 durch einen Waffenstillstand beendet, dem allerdings erst am 30. Oktober der Friede folgte.

Besonders rasch verlief der Krieg von 1866. Zwischen Oesterreich und Preussen dauerte er vom 14. Juni bis zum 21. Juli, zwischen Oesterreich und Italien vom 20. Juni bis 12. August.

Länger zog sich der Deutsch-Französische Krieg hin. Vom 19. Juli 1870 bis 1. September wurde er gegen Napoleon geführt. Gleich nach dessen Sturz wäre schon der Abschluss des Friedens möglich gewesen, den die Republik anbot. Die Forderung der Abtretung Elsass-Lothringens stachelte das französische Volk dann zum äussersten Widerstand an. Trotzdem war nach dem Falle von Paris am 28. Jänner 1871 jeder weitere Widerstand aussichtslos geworden, es kam zum Abschluss eines Waffenstillstandes und am 26. Februar zum Frieden.

Auch diesmal rechnete man in manchen Kreisen mit einer kurzen Dauer des Krieges. Es schien, der deutsche Kriegsplan werde dahin gehen, mit zermalmenden Schlägen rasch die französische Armee niederzuwerfen, Paris und Calais zu besetzen, den Uebergang nach England zu erzwingen, das über keine Feldarmee von Belang verfügte, in London und Paris den Frieden zu diktieren und dann mit voller Wucht im Verein mit Oesterreich die russischen Armeen zu zersprengen, die inzwischen in Galizien und dem Osten Preussens eingedrungen sein mochten.

Man durfte da sogar erwarten, der Krieg im Westen werde noch rascher enden als der von 1870. Denn damals bestand in Frankreich noch nicht die allgemeine Wehrpflicht. Bei einer Bevölkerung, die fast ebenso gross war wie die heutige, zählte die Armee des Kaiserreichs selbst auf dem Papier bloss 500.000 Mann, in Wirklichkeit noch weit weniger. Die Regierung der nationalen Verteidigung fand daher nach dem

¹ Der Artikel wurde schon im Februar fertiggestellt, konnte aber mannigfacher Hindernisse wegen nicht früher erscheinen.

Die Redaktion.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

266

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

Sturz Napoleons noch zahlreiche Reserven wehrfähiger Mannschaften vor, freilich ungeübt, ohne Ausrüstung und ohne ausreichende Führer. Immerhin vermochten sie den Krieg noch fast fünf Monate hinauszuziehen.

Diesmal zog Frankreich ebenso wie Deutschland gleich mit mehreren Millionen Mann ins Feld. Waren die geschlagen, dann standen keine grossen, sofort verwendbaren Reserven mehr hinter ihnen, die ausgereicht hätten, die siegreichen Millionenheere der Gegner aufzuhalten. So durfte man damit rechnen, dass im Westen wenigstens der Krieg bald durch den Sieg der einen oder der anderen Seite entschieden sein werde.

Anders stand ja die Sache mit Russland, das über fast unerschöpfliche Reserven an Menschen verfügte. Trotzdem war zu erwarten, es würde rasch erlahmen, wenn ihm die finanzielle und industrielle Hilfe der Westmächte fehlte.

2. Der Erschöpfungskrieg.

In den ersten Wochen des Krieges schien es, als sollte er tatsächlich nach den Regeln der Niederwerfungsstrategie ausgekämpft werden, ja noch rascher als ehemals, angesichts der ungeheuer gewachsenen Zerstörungskraft der modernen Feuerwaffen und der Riesenhaftigkeit der Armeen.

Aber gerade diese beiden Faktoren bewirkten schliesslich das Gegenteil. Wohl nahm in Belgien sogar der Festungskrieg das Tempo von Feldschlachten an. Bald aber wurde der Feldschlacht das Tempo des Festungskrieges aufgezwungen.

Die enorme Abstossungskraft der modernen Schnellfeuerwaffen und die dadurch erheblich gesteigerte Kraft der Verteidigung war schon lange bekannt. Bereits im Russisch-Türkischen Kriege hatte sich diese Kraft bei der Verteidigung der Feldbefestigungen von Plewna gezeigt. Im Burenkrieg, um die Wende des Jahrhunderts, wurde dann zum ersten Male mit glänzendem Erfolg die neue Schützengrabentaktik angewandt. Kurz darauf fand sie auch im Russisch-Japanischen Krieg allgemeine Anwendung. Indessen vermochte sie in keinem dieser Fälle die alte Niederwerfungsstrategie auszuschalten, noch auch dem Verteidiger den Sieg zu bringen. Dieser blieb schliesslich der Offensive. Denn die Armeen waren verhältnismässig klein, teils wegen der dünnen Bevölkerung des Landes, teils wegen der weiten Entfernung des Kriegsschauplatzes von der Basis der Operationen und der Unzulänglichkeit der Verkehrsmittel. Eine kleine Armee konnte aber überflügelt oder umgangen werden, und die Schützengrabentaktik bewährte sich bloss gegen den Frontalangriff.

Jetzt traten Millionenheere in dichtbevölkerten Gegenden einander gegenüber. Das Streben nach Ausdehnung der Front, um sich gegen Umgehung zu schützen, führte da schliesslich dahin, dass sie die Ausdehnung einer Landesgrenze erreichte. Zuerst in Frankreich, wo sie sich vom Meere bis zur Schweiz ausdehnt, dann in Russland, wo sie sich ebenfalls auf der einen Seite an einen neutralen Staat, Rumänien, auf der anderen an ein Meer anlehnt, und endlich in Italien, wo wie in Frankreich die Front von der Schweiz bis zum Meere geht. Bloss auf dem Balkan vermochte noch die alte Niederwerfungsstrategie Triumphe zu feiern, aber dieser Kriegsschauplatz ist nicht der entscheidende.

Je mehr sich diese neue Strategie durchsetzte, desto mehr zeigte sich's, dass jetzt bei einigermaßen physisch, moralisch, technisch einander ebenbürtigen Gegnern die Defensive kaum überwindlich ist, dass bei einem solchen Kräfteverhältnis tatsächlich keiner vorwärts kommt und keiner zurückgedrängt wird.

Je mehr dieser neue Charakter des Krieges zutage trat, desto mehr änderte sich auch das Bild der Gefahren, die den kriegführenden Staaten drohen. Bei seinem Ausbruch musste jeder von ihnen die Zerschmetterung seiner Armee und damit die willenslose Unterwerfung unter die Gebote eines Siegers fürchten, von dem man sich des Schlimmsten versah.

Zensur: 4 Zeilen gestrichen.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

267

Nun aber verringerte sich die Gefahr, dass eine zerschmetternde Niederlage eintreten könne, von Tag zu Tag. Dafür trat eine neue Gefahr auf: die der Erschöpfung aller Beteiligten. Die Gefahr, dass der Krieg nicht eher ein Ende nimmt, als bis alle Beteiligten nicht mehr weiter können, das heisst, wenn ihr völliger Ruin besiegelt ist. Schon bei Ausbruch des Krieges war von manchen Genossen auf die Möglichkeit hingewiesen worden, er werde für Europa enden, wie der Dreissigjährige Krieg für Deutschland endete: mit allseitiger Verwüstung.

Für das militärische Denken besteht die grösste Tugend im Durchhalten bis zur letzten Ration, zur letzten Patrone, zum letzten Mann. In diesem Sinne kann von einer Erschöpfung nur dort gesprochen werden, wo alle Mittel des Widerstandes verbraucht wurden wie in einer belagerten Stadt, in der Lebensmittel und Munition ausgegangen sind und die Soldaten sich vor Schwäche nicht mehr auf den Beinen halten können. An die Ueberwindung einer der kriegführenden Mächte durch eine Erschöpfung in diesem Sinne ist schwer zu denken. Sollten die Gegner Deutschlands erwarten, es in der Weise aushungern und zur Kapitulation zwingen zu können, wie die Deutschen 1870 Paris aushungerten und schliesslich niederzwingen, so sind sie in einer grossen Täuschung befangen. Militärisch dürfte keiner der kriegführenden Staaten so leicht und so bald zu erschöpfen sein. Aber weit früher, ehe die militärische Erschöpfung eintritt, muss die ökonomische Erschöpfung beginnen, das heisst die Erschöpfung der Mittel, die erheischt sind, die Produktion auf der bisherigen Stufe weiterzuführen und damit die Existenz des Volkes in alter Weise zu ermöglichen.

Eine derartige Erschöpfung ist wieder nicht zu verwechseln mit der finanziellen. Diese tritt erst dann ein, wenn es unmöglich wird, die nötigen Gelder für die Staatszwecke durch Steuern oder Anleihen aufzubringen. Es kann noch möglich sein, Steuern zu erhöhen und Anleihen zu erhalten, nachdem die ökonomische Erschöpfung bereits weit vorgeschritten ist. Glänzende Finanzen können eine Zeitlang mit grossem Elend und wirtschaftlichem Verkommen des Staatskörpers Hand in Hand gehen.

3. Militärische und ökonomische Erschöpfung.

Nur militärische und finanzielle Erschöpfung macht sich rasch bemerkbar, die ökonomische kann lange verborgen bleiben. Ein Beispiel möge den Unterschied zwischen militärischer und ökonomischer Erschöpfung zeigen. Es ist roh und primitiv, weil nur die einfachsten Verhältnisse die nötige Anschaulichkeit gestatten.

Nehmen wir ein Hirtenvolk, dessen Reichtum aus 100.000 Rindern besteht, 50.000 Kühen und 50.000 Stieren und Ochsen. 30.000 Kühe sind in dem zur Fortpflanzung fähigen Alter, die Zahl der Kälber, die sie jährlich erzielen, betrage 20.000. So wird die Zahl der Rinder, die jährlich geschlachtet werden dürfen, höchstens 20.000 ausmachen können. Sie wird geringer sein müssen, da ein Teil sowohl der Kälber wie der älteren Rinder an Krankheiten zugrunde geht. Andererseits muss der Viehstand jährlich vermehrt werden, soll er mit der Zunahme der Bevölkerung Schritt halten.

Nun breche ein Krieg aus; er bewirkt, dass statt 20.000 30.000 Rinder jährlich zugrunde gehen oder geschlachtet werden, indes der jährliche Nachwuchs auf 10.000 Köpfe sinkt. Der Viehstand nimmt im Jahre um 20.000 Köpfe ab. Militärisch lässt sich trotzdem der Krieg noch fünf Jahre lang durchhalten. Die wirtschaftliche Erschöpfung dagegen beginnt schon im ersten Jahre. Wenn nach dessen Ablauf Friede geschlossen würde, verfügte das Volk nur noch über 80.000 Rinder und einen jährlichen Nachwuchs von 16.000 Rindern. Es braucht aber 20.000, um in alter Weise existieren zu können.

Von Jahr zu Jahr wird die wirtschaftliche Erschöpfung grösser. Trotzdem kann das Volk durchhalten bis zum Sieg. Nehmen wir an, dieser bringe ihm nach fünf Jahren neues Weidegebiet und eine Kriegsentschädigung von 20.000 Rindern. Aber sein eigener Viehbestand ist im Kriege vollkommen aufgezehrt worden. Mit den 20.000 Rindern kann es keine neue Wirtschaft beginnen, es verzehrt sie in einem Jahre. Dann kann es verhungern.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

268

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

Doch noch eine schlimmere Eventualität ist möglich. Nehmen wir an, dass es den Nachbarn, mit denen man Krieg führt, ebenso schlecht geht, ja noch schlechter als dem eigenen Volk. Da der Krieg kein Niederschlagungs-, sondern ein Erschöpfungskrieg ist, der fortgesetzt wird bis zur äussersten Erschöpfung, dauert er so lange an, bis die Nachbarn auch nichts haben. Der Triumph besteht dann darin, dass mit ihrem Rindvieh auch jede Möglichkeit geschwunden ist, sich an ihrem Reichtum für die eigenen Verluste schadlos zu halten. Weder durch Erbeuten noch durch Borgen kann der Sieger noch zu neuem Vieh kommen. Er hat fette Weidegründe erobert, aber alles Vieh ist vernichtet, das eine Weide beziehen könnte. Der Triumphator muss selbst Gras essen als einzige Nahrung, die ihm geblieben ist.

Natürlich liegen in Wirklichkeit die Dinge nicht so einfach. Sie werden darum weniger leicht durchschaut. Das mehrt aber nur die ökonomischen Gefahren des Erschöpfungskrieges.

4. Erschöpfung durch Vernichtung von Reichtum.

Drei Arten gibt es, durch die der Krieg zu wirtschaftlicher Erschöpfung führen kann: einmal schon durch die blossen Zerstörungen, die er auf dem Kriegsschauplatz herbeiführt. Dann durch den Verlust an Menschen, an Produzenten. Endlich durch die Hemmung der Produktion von Produktionsmitteln sowie durch die Verwandlung von Produktionsmitteln, die produktiven Zwecken dienten, in Hilfsmittel unproduktiver Produktion, also mit einem Wort durch die Verminderung der Produktivkräfte des Landes.

Die beiden ersten Arten der Verwüstung sind diejenigen, die im Krieg am auffallendsten zutage treten. Sie haben die früheren Kriege auch hauptsächlich gekennzeichnet. Ihnen gegenüber wird die dritte Methode wirtschaftlicher Erschöpfung weniger leicht merkbar. Sie hat nie eine so grosse Rolle gespielt wie diesmal, doch wird das erst nach dem Krieg deutlich fühlbar werden.

Wenden wir uns zunächst zur ersten Methode, der der Verwüstung. Die Zerstörung des Kriegsschauplatzes ist nie eine so gewaltige gewesen wie in diesem Krieg. Einmal wegen der furchtbaren Kraft und dem weiten Wirkungsbereich der modernen Vernichtungsmaschinerie, dann auch wegen der ungeheuren Ausdehnung der modernen Armeen. Aber ist der jeweilige Kriegsschauplatz heute weit ausgedehnter und wird er weit furchtbarer zerstört als ehemals, so wechselt er doch nicht so rasch. Die Niederwerfungsstrategie brachte ein rasches Vordringen der einen, Zurückweichen der anderen Armee von selbst mit sich. Aber auch die ihr vorhergehende Ermattungsstrategie erhielt die Armeen in steter Bewegung. Im Dreissigjährigen Krieg erhielt der Krieg sich selbst, das heisst die Soldaten lebten von dem, was sie erbeuteten. War eine Gegend kahl gegessen, musste sie aufgegeben werden; die Armeen waren so in ständiger Bewegung begriffen, und dadurch wirkten sie trotz ihrer Kleinheit bei der langen Dauer des Krieges auf das ganze Reich verwüstend.

Der Stellungskrieg schränkt jetzt die Wirkungen der Verwüstungen des Krieges auf ein bestimmtes Gebiet ein, während der Kriegsschauplatz bei beweglicheren Armeen binnen wenigen Monaten unfassliche Dimensionen angenommen hätte. Und Deutschland hat das Glück, bloss auf einem kleinen Gebiet und da nur vorübergehend den Krieg in seinen Grenzen gesehen zu haben. England ist jedoch, dank seiner insularen Lage, in dieser Beziehung noch besser daran.

Russland hat dagegen ein grosses Gebiet den Verwüstungen des Krieges ausliefern müssen. Und noch dazu eine Provinz, die unter seinen Ländern ökonomisch am höchsten steht. Die ökonomischen Folgen dieser Verwüstungen dürften Russland nach dem Kriege schwer belasten, wenn es ihm gelingen sollte, seine alten Grenzen unangestastet aufrechtzuhalten. Anders würde sich die Sache gestalten, wenn es die polnischen Gebiete verlöre.

Zensur!

Das gleiche kann von Serbien gesagt werden. Im XVIII. Jahrhundert galt es als Grundsatz der Kriegführung, jene Provinzen des Feindes, die man erobern wollte, möglichst zu schonen. Das liess sich bei den damaligen kleinen Armeen und der geringen Ausdehnung der Schlachtfelder, endlich der Magazinsverpflegung, die von Re-

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

269

quisitionen absah, auch einigermaßen durchführen. Die Massenhaftigkeit der heutigen Armeen und die Vernichtungskraft der heutigen Kriegsmittel bringen es mit, dass die Grenzprovinzen des Feindes, in die eine siegreiche Armee eindringt, also eben jene, die der Sieger zu erobern vermöchte, auf jeden Fall greulich verwüstet werden, so dass sie Milliarden erheischen, soll ihre Wirtschaft einigermaßen nach dem Kriege wieder aufleben, und dass sie jahrelang weit mehr Kosten verursachen, als Erträge abwerfen können.

Die moderne Kriegführung bedeutet also, dass man das, was man sich aneignen will, zuerst zerstören muss.

5. Erschöpfung durch Vernichtung von Menschen.

Die zweite Art, durch die der Krieg wirtschaftliche Erschöpfung herbeiführt, ist der Verlust an menschlichen Produktivkräften. Das Land, das ihn am ehesten ohne grosse wirtschaftliche Schädigung ertragen kann, ist Russland.

Es verfügt über eine so kolossale Menschenmenge, dass es allein schon durch seine Uebersahl Deutschland erdrücken könnte, wenn seine Industrie und seine Verkehrsmittel so hoch entwickelt wären wie in Deutschland. Es umfasste 1912 eine Bevölkerung von 171 Millionen Köpfen — Deutschland zählte im gleichen Jahre 66 Millionen Einwohner. Könnten beide Staaten etwa 10 Prozent ihrer Bevölkerung ihren Armeen zuführen, so stünden 17 Millionen Russen gegen 6½ Millionen Deutsche.

Indes Russlands technische und ökonomische Rückständigkeit erlaubt ihm nicht, eine so ungeheure Armee auszurüsten und mit dem nötigen Nachschub zu versehen. Auch reicht die Zahl seiner Intellektuellen nicht aus, die nötige Anzahl von Offizieren zu stellen. Es wird froh sein müssen, wenn es ihm gelingt, innerhalb eines gegebenen Zeitraumes ebensoviel Soldaten ins Feld zu stellen wie das Deutsche Reich.

Das ist militärisch für Deutschland ein grosses Glück, der ökonomische Vorteil nach dem Krieg ist dabei aber auf seiten Russlands. Denn bei absolut gleich grossen Menschenverlusten würde es relativ weit weniger Menschen verlieren als Deutschland. Dabei ist in Russland die Volkszunahme eine raschere als in Deutschland. Die russische Bevölkerung wuchs in der Zeit von 1897 bis 1912 von 129 auf 171 Millionen, um 42 Millionen, 32 Prozent, die Deutschlands von 53·6 auf 66 Millionen, um 12·4 Millionen, 23 Prozent.

Endlich, und das ist wirtschaftlich von grösster Bedeutung, ist der deutsche Arbeiter durch eine Reihe Bedingungen dem kapitalistischen Arbeitsprozess bereits besser angepasst als der russische, er produziert durchschnittlich im gleichen Zeitraum mehr Produkte, also auch grössere Werte. Sein Tod oder seine Verkrüppelung bedeutet dann aber auch einen weit grösseren Wertausfall in der Produktion seiner Nation, einen grösseren ökonomischen Verlust.

Das letztere Moment gilt auch für England gegenüber Russland.

Seine Arbeiterschaft war an Produktivität lange der deutschen überlegen, doch hat sich diese in den letzten Jahrzehnten darin immer mehr der englischen genähert, und heute dürfte kaum ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden bestehen.

England war jedoch ökonomisch dadurch im Vorteil, dass seine Armee beim Ausbruch des Krieges nur klein war. Und auf dem Werbesystem aufgebaut. Das heisst, sie umfasste vorwiegend Elemente, die für das Wirtschaftsleben überflüssig waren, Lumpenproletarier, gescheiterte Existenzen und dergleichen. Es war einer der grossen Vorteile der Industrie Englands im vorigen Jahrhundert, dass seine kleine Freiwilligenarmee ihr so gut wie keine Arbeitskräfte raubte, während die mehr oder weniger ausgedehnte Wehrpflicht der Kontinentalstaaten ihrer Industrie schon im Frieden und noch weit mehr im Kriege notwendige Arbeitskräfte vorenthielt.

Der Verlauf des Krieges zwingt jetzt auch England, seine Armee auszudehnen. Immerhin kann sich das nur langsam fühlbar machen. Mindestens ein Jahr lang nach Ausbruch des Krieges war die Zahl der Streitkräfte Englands noch relativ unbedeutend. Das verminderte natürlich sehr erheblich die militärischen Erfolge, die England zu erzielen vermochte; verminderte aber auch in gleichem Masse seine Verluste an Menschenleben und damit an Produktivkräften. Was während des Krieges einen Nachteil für

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

270

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

England bedeutet, muss nach dem Krieg ein Vorteil werden. Der militärische und der ökonomische Erfolg sind eben zwei sehr verschiedene Dinge.

Wirtschaftlich war also England dadurch im Vorteil, dass es bei Ausbruch des Krieges nicht die allgemeine Wehrpflicht hatte.

Es ist aber nicht zu erwarten, dass es jemals die allgemeine Wehrpflicht in dem Umfang zur Anwendung bringen wird wie etwa Deutschland oder Frankreich. England ist, was man heute wegwerfend eine Krämernation nennt, das heisst das ökonomische Denken ist in der Nation stärker als das militaristische. Sie vergisst über dem militaristischen Mittel weniger leicht als eine andere Nation den ökonomischen Zweck. Sie strebt im Kriege nicht nur danach, zu siegen, sondern auch ihre Industrie und ihren Handel möglichst intakt zu erhalten. Es widerstrebt ihr daher, der Industrie ein Uebermass von Arbeitskräften zu entziehen, das sie stillsetzen oder doch zu arg einschränken würde. Bei den qualifizierten, gewerkschaftlich organisierten Arbeitern gesellt sich dazu die Befürchtung, ihre mühsam errungene privilegierte Stellung könnte ihnen im Drange wachsenden Mangels an Arbeitern verlorengehen. Denn ehe die Industriellen sich entschliessen, ihre Betriebe einzuschränken, versuchen sie lieber, männliche erwachsene Arbeiter durch Frauen und Kinder, qualifizierte, organisierte Arbeiter durch nicht-organisierte angelernte zu ersetzen, mit einem Wort, die Arbeiteraristokratie zu expropriieren. Daher der verzweifelte Widerstand dieser letzteren gegen die allgemeine Wehrpflicht.

Alle diese Widerstände wirken jedenfalls lange und eindringlich genug, um den Menschenverlust und gerade den Verlust an qualifizierten Industriearbeitern in England weit geringer zu gestalten als in Deutschland.

6. Erschöpfung durch Veränderungen im Produktionsprozess.

Die bisher betrachteten Ursachen der wirtschaftlichen Erschöpfung durch den Krieg sind ohneweiters in ihrem Wesen leicht zu erkennen, wenn auch in ihrem Umfang während des Krieges schwer abzuschätzen, da dieser Geheimhaltung vorkommender Veränderungen auf den verschiedensten Gebieten notwendig macht. Viel weniger leicht zu erkennen sind andere Ursachen wirtschaftlicher Erschöpfung, die nicht von Akten der Zerstörung herrühren, sondern von Veränderungen in der Art der Anwendung der vorhandenen Produktivkräfte. Und doch werden gerade diese Ursachen von einschneidendster Bedeutung.

Um sie darzulegen, ist es erforderlich, zunächst ein wenig ökonomische Theorie zu treiben¹.

Der Endzweck jeglicher Produktion ist die Befriedigung des menschlichen Bedarfes, also die Herstellung von Konsumtionsmitteln. Aber nicht jeder Produzent produziert direkt Konsumtionsmittel. Die Produktion ist nicht möglich ohne Produktionsmittel. Soll die Produktion nicht ein einmaliger Vorgang sein, sondern sich immer wieder von neuem wiederholen, dann müssen nicht bloss Konsumtionsmittel produziert, sondern auch die dabei vernutzten Produktionsmittel gleichzeitig neu wiederhergestellt werden, so dass der Abgang immer wieder Ersatz findet. Wo dies nicht der Fall ist, kann die Produktion auf die Dauer nicht fortgesetzt werden, sie wird von Jahr zu Jahr mehr eingeschränkt und schliesslich wird ihre Fortsetzung ganz unmöglich. Wird trotzdem der Konsum in alter Höhe fortgesetzt, so tritt der Bankrott noch früher ein. Es ist die Wirtschaft des Verschwenders, der über seine Mittel lebt, dadurch den Anschein glänzendsten Wohlstandes erweckt, aber in Wirklichkeit seinem Ruin entgegengeht.

Soll die Produktion in gleichem Ausmass weitergehen, das Volk also nicht verarmen, oder soll sie gar von Jahr zu Jahr ausgedehnt werden, was schon die steigende Bevölkerung erheischt, so muss der jährliche Betrag der Produktion von Produktionsmitteln ein bestimmtes Ausmass erreichen.

Durch den Krieg wird plötzlich der Bedarf an Konsumtionsmitteln enorm gesteigert. Deren Produktion wird erweitert, das ist aber bei gleichbleibender Menge

¹ Vergleiche dazu den Artikel von Aug. Mai über „Kriegswirtschaft“, „Neue Zeit“, XXXIV., I., Nr. 3, 4, 5.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

271

Arbeiter nur dadurch möglich, dass zahlreiche Arbeiter aus der Produktion von Produktionsmitteln herausgenommen und der Produktion von Konsumtionsmitteln zugeführt werden. Noch mehr muss das der Fall sein bei verringerter Arbeitermenge. Und heutzutage nimmt ein Krieg ungeheure Massen Arbeiter aus der Produktion heraus. Wir rechnen gering, wenn wir annehmen, dass ihr ein Drittel ihrer Arbeitskräfte entzogen sind. Die eingezogenen Soldaten sind natürlich allen Produktionszweigen entnommen. Die Gesamtproduktion wird also erheblich, vielleicht um ein Drittel eingeschränkt und gleichzeitig die Produktion von Konsummitteln ungeheuer ausgedehnt. Das ist nur in der Weise möglich, dass die Produktion von Produktionsmitteln die äusserste Einschränkung erfährt.

Unter den Produktionsmitteln muss man wieder unterscheiden den Arbeitsgegenstand — das Rohmaterial — und das Arbeitsmittel — Werkzeuge, Maschinen, Baulichkeiten. Soll der Produktionsprozess ungestört fortgehen, so muss das Rohmaterial, nachdem es verbraucht worden, sofort wieder erneuert werden. Und dieser Verbrauch lässt sich stets unzweifelhaft feststellen.

Ganz anders steht es mit den Arbeitsmitteln. Wann sie für verbraucht gelten, hängt nicht bloss von technischen, sondern auch von ökonomischen Bedingungen ab. Bei scharfer Konkurrenz wird eine alte Maschine leicht unrentabel werden und durch eine neue ersetzt werden müssen. Ist dagegen die Nachfrage nach den Produkten der Maschine stärker als das Angebot, können die Produzenten ihre Bedingungen stellen, dann vermag man sich noch längere Zeit mit alter Maschinerie zu behelfen.

Ebenso vermag man das dann, wenn neue Maschinerie zurzeit nicht zu haben ist. In der Produktion von Produktionsmitteln lässt sich also die von Arbeitsmitteln eine Zeitlang eher einschränken als die von Rohstoffen. Unter der Einschränkung und Verschiebung der Produktivkräfte wird hauptsächlich die Erneuerung der Arbeitsmittel leiden, gerade jenes Teiles der Produktionsmittel, von dem, neben der Beschaffenheit der Arbeiterschaft, in erster Linie die Produktivität der Arbeit des Landes abhängt. Mit anderen Worten, diese Produktivität wird herabgedrückt, das Land industriell degradiert.

Und doch wird der Krieg mit der Absicht geführt, die ökonomische Entwicklung des Landes zu sichern und zu fördern.

Natürlich gibt es auch Mittel, die hier dargestellte Entwicklung etwas zu mildern.

Die Produktivkräfte eines Landes sind zum Beispiel keine unveränderliche Grösse, sondern sehr elastisch. Dieselbe Arbeiterzahl kann mit denselben Arbeitsmitteln mehr leisten, wenn die Arbeitszeit verlängert wird, Ueberstunden gemacht werden. Und dieselbe Bevölkerungszahl kann eine grössere Arbeiterzahl liefern, wenn Frauen aus der Familie in die Fabrik gesteckt werden. Andererseits kann der Konsum eingeschränkt werden durch Verzicht auf den Luxuskonsum. Die ökonomischen Wirkungen des jetzigen Weltkrieges sind jedoch viel zu gewaltig, als dass sie durch derartige Massnahmen aufgehoben werden könnten. Es ist fraglich, ob sie sie auch nur einigermaßen einschränken. Eine Verlängerung der Arbeitszeit vermehrt wohl vorübergehend die Arbeitsleistung, erschöpft aber bald den Arbeiter so, dass seine Leistungsfähigkeit beginnt abzunehmen. Die Produktion wird momentan gesteigert, aber auf Kosten der wichtigsten Produktivkraft, der menschlichen Arbeitskraft. Die wirtschaftliche Erschöpfung wird dadurch nicht vermindert, sondern nur auf einem anderen Wege herbeigeführt.

Andererseits bedeutet es eine Verwilderung der Arbeiterfamilie, also die Gefährdung des Nachwuchses an Arbeitskraft und dabei Vermehrung der Kosten des Haushalts, wenn die Frau diesem entzogen und zur Erwerbsarbeit veranlasst wird. Es sei denn, dass gleichzeitig Vorsorge getroffen würde, die Funktionen des privaten Haushalts durch gesellschaftliche Einrichtung vollziehen zu lassen. Gerade dazu ist aber die Kriegszeit am wenigsten geeignet.

Was endlich die Verminderung des Konsums von Genussmitteln anbelangt, so tritt sie bei den arbeitenden Massen der Zivilbevölkerung zum grossen Teil von selbst notgedrungen ein. Das wird aber vielleicht mehr als aufgewogen dadurch, dass die Mannschaften des Heeres, um leistungsfähig zu bleiben, in der Regel weit mehr konsumieren und konsumieren müssen, als sie im Friedenszustand taten.

Also allzuviel darf man von diesen Faktoren nicht erwarten.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

272

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

7. Störung des Verkehrs.

Dabei haben wir noch von einem Faktor abgesehen, der zur Lähmung des ökonomischen Lebens ungeheuer viel beiträgt: der Störung des Verkehrs.

Je mehr sich die Produktion entwickelt, desto mehr wird der primitive Zustand überwunden, in dem ein Produkt in demselben Betrieb von Anfang bis zu Ende hergestellt und auch konsumiert wurde. Unter der Herrschaft des modernen Grossbetriebes und der weitgetriebenen Spezialisierung der Produktionszweige hat jedes Produkt in den verschiedenen Stadien seiner Herstellung nicht nur grosse Veränderungen des Stoffes, sondern auch des Ortes durchzumachen, ehe es in die Hände des Konsumenten kommt. Mit dem Kapitalismus steigt rascher noch als die Industrie das Verkehrswesen. Im Deutschen Reiche zum Beispiel wuchs die Zahl der Erwerbstätigen von 1882 bis 1907 in der Industrie um 76 Prozent, im Handel und Verkehr um 121 Prozent.

Ohne Verkehr keine moderne Produktion. Ohne die modernen Verkehrsmittel aber auch kein moderner Krieg. Diese Verkehrsmittel ermöglichen erst die Anwendung der ungeheuren Menschenmassen und des ungeheuren technischen Apparats der heutigen Kriegführung. Das heisst nun nichts anderes, als dass das Verkehrswesen ganz in ihren Dienst gestellt wird, die Bedürfnisse der Produktion nur so weit berücksichtigt werden, als es der Kriegszweck erlaubt.

Dadurch werden viele Produktionszweige dauernd oder vorübergehend lahmgelegt, denen es an Arbeitskräften nicht fehlen würde. Während in manchen Gegenden und Produktionszweigen nicht genug Arbeiter aufzutreiben sind und mitunter an die wenigen noch verfügbaren unter ihnen ausserordentlich hohe Löhne gezahlt werden, herrscht anderswo wegen Mangel an Rohmaterial furchtbare Arbeitslosigkeit und bitterstes Elend.

Dass bei der Zuweisung der Verkehrsmittel neben den Kriegsbedürfnissen hauptsächlich die Produktion und Zufuhr von Konsummitteln berücksichtigt wird, ist selbstverständlich. Neben der militärischen Behauptung ist die Ernährung der Bevölkerung die Hauptsache. Auch bei den Einrichtungen des Verkehrs kann die Erneuerung der Arbeitsmittel, zum Beispiel Maschinen und Bauten, am ehesten warten, soweit sie nicht dem Kriegszweck dienen.

So werden die Produktivkräfte des Landes, die menschlichen wie die sachlichen, im Kriege schon durch seine blossen ökonomischen Wirkungen immer mehr reduziert, selbst wenn es von jeder Invasion und jeder Verwüstung seines Gebietes völlig verschont bleibt, der Krieg sich ständig ausserhalb seiner Grenzen abspielt.

Diese Verringerung der Produktivkräfte nimmt im Fortgang des Krieges ein immer rascheres und verheerenderes Tempo an, denn die Armeen und ihre Hilfsmittel werden während seines Verlaufes immer mehr vergrössert, der Konsum von Konsummitteln und die Nachfrage danach wächst, während die Produktivkräfte immer mehr abnehmen.

Je länger der Krieg dauert, desto mehr nähert sich Europa einem Zustand tiefster Erschöpfung seiner Produktivkräfte.

8. Der Krieg von 1870 und der jetzige.

Mancher mag meinen, ich male zu schwarz. Der Krieg selbst bringt freilich Entbehrungen mit sich, das liegt indes einmal in seinem Wesen. Aber nach ihm muss wieder ein Zeitalter der Prosperität kommen, wie es 1871 für Deutschland anbrach. Je weniger jetzt produziert werde, um so grösser die Nachfrage nach dem Kriege, um so stärker werde die Industrie beschäftigt sein.

Der Vergleich mit dem Deutsch-Französischen Kriege, dem letzten grossen Kriege, den Deutschland führte, vermag wohl solche Gedankengänge zu erzeugen. Er beherrschte sicher auch das allgemeine Denken und die Erwartungen beim Ausbruch des Krieges. Aber jetzt fühlt man doch schon ebenso allgemein, dass der Vergleich hinkt.

Schon die Kriegsdauer ist eine verschiedene. Damals betrug sie sieben Monate. Heute bereits das Dreifache, und noch ist kein Ende abzusehen.

Die Armeen waren 1870 noch erheblich kleiner als heute, trotz allgemeiner Wehrpflicht.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

273

Die deutsche Armee betrug am Schlusse des Krieges etwas über 1 Million Mann bei einer Bevölkerung von fast 40 Millionen, also ungefähr 3 Prozent der Volkszahl. Heute ist sie im Verhältnis zur Bevölkerung sicher mehr als dreimal so stark. Die Zahl der Arbeitskräfte, die dem Produktionsprozess entzogen wurden, war damals also erheblich geringer. Und ebenso auch die Zahl der Toten. Es starben an Verletzungen und Krankheiten im ganzen 50.000 Mann.

Die Zahl der Kriegsinvaliden wurde 1871 ebenfalls auf 50.000 angegeben.

Auf französischer Seite waren die Verluste grösser. Immerhin wird die Zahl der Toten wie der Invaliden diesmal die Zahlen von 1870 weit hinter sich lassen. Dass dies eine ganz andere Beeinträchtigung der Produktivkräfte bedeutet als 1870, ist klar. Von der Fülle des Elends und des Schmerzes, die aus diesen Zahlen spricht, rede ich hier nicht.

In derselben Masse wie die Ausdehnung der modernen Armeen und die Vernichtungskraft ihres technischen Apparats sind auch die Kosten der Kriegführung gewachsen. Die reinen Kosten des Krieges von 1870 hat Adolf Wagner für Deutschland auf 1500 Millionen Mark berechnet. Bei einer Dauer des jetzigen Krieges, die die Menschenverluste auf das Zwanzigfache der Verluste von 1870 ansteigen liesse, würden die Kosten etwa auf das Vierzigfache anschwellen. Sie werden heute schon das Dreissigfache fast erreicht haben.

Dabei war der Verkehr damals im Innern Deutschlands durch den Krieg nur wenig eingengt, der mit dem Ausland kaum gestört. Die Produktion nahm nicht merklich ab. So betrug zum Beispiel die Steinkohlenproduktion im Zollvereinsgebiet 1868 25.7 Millionen Tonnen, 1869 26.7 Millionen, 1870 26.4 Millionen Tonnen. Die Roheisenproduktion 1868 1.26 Millionen Tonnen, 1869 1.41 Millionen, 1870 1.39 Millionen Tonnen.

Die Zuckerverarbeitung wuchs sogar im Kriegsjahr. Die deutschen Zuckerfabriken verarbeiteten 1868/69 50.0 Millionen Zentner Rüben, 1869/70 51.7 Millionen, 1871/72 61.0 Millionen Zentner Rüben.

Auch Ein- und Ausfuhr wiesen geringe Aenderungen auf. So betrug die Mehrausfuhr von Weizen 1868 2.39 Millionen Zentner, 1869 4.98 Millionen, 1870 3.74 Millionen Zentner. Sie war im Kriegsjahr höher als 1868!

An Maschinen aller Art wurden

	eingeführt	ausgeführt
1868	199.877 Zentner	249.471 Zentner
1869	269.668 "	359.003 "
1870	274.067 "	334.612 "

Von Lokomotiven und Dampfkesseln betrug die

	Einfuhr	Ausfuhr
1868	16.496 Zentner	31.489 Zentner
1869	21.436 "	52.085 "
1870	23.154 "	87.715 "

Die Mehreinfuhr von Baumwolle (also die Wiederausfuhr abgezogen) machte 1868 1,510.000 Zentner aus, 1869 1,236.000, 1870 1,685.000 Zentner.

In allen diesen Zahlen merkt man kaum etwas vom Kriege. Weit schwerer wurde freilich Frankreich getroffen. Aber auch seine Verwüstung ging nicht so weit, dass dadurch die Produktivkräfte der Welt beeinträchtigt wurden. Und darauf kommt es an. Die ganze Welt bildet heute einen so eng verbundenen Mechanismus oder vielmehr Organismus, dass wohl die Verluste eines Teiles den ganzen Organismus schädigen können. Andererseits vermag er aber auch die Verluste eines Teiles zu reparieren, wenn diese Verluste nicht so gross sind, dass sie die Kraft des Gesamtorganismus verringern. In solchen Fällen vermag sich der geschädigte Teil durch auswärtige Anleihen bei den unverletzt gebliebenen Teilen zu helfen. Dadurch wird die internationale Verteilung der Produkte beeinflusst. Der Schuldner gibt jetzt mehr von seinen Produkten an

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

274

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

Ausland ab oder bezieht weniger Produkte von diesem, als sonst der Fall wäre, aber seine Produktivkraft kann sich rasch wieder erholen.

Die Verheerungen, die der Krieg von 1870 in Frankreich anrichtete, gingen nicht so weit, die Produktivkräfte der Welt zu vermindern. Wir haben bereits darauf hingewiesen, dass diese Kräfte elastischer Natur sind. Nun, die Anforderungen und Folgen des Krieges gingen 1870 so weit, dass sie zur äussersten Anspannung der vorhandenen menschlichen und sachlichen Produktivkräfte antrieben, aber ohne die Elastizitätsgrenze zu überspannen. So erzeugte der Krieg den Antrieb zur raschesten Erweiterung der Produktivkräfte, ohne die Mittel dazu einzuschränken. Daher nach dem Kriege die Periode plötzlicher Prosperität.

Es ist bezeichnend für jene Zeit, dass die Preise während des Krieges kaum stiegen. Sie wuchsen rasch nach ihm, nicht infolge sinkenden Angebots, sondern infolge steigender kaufkräftiger Nachfrage. Das Steigen der Preise war nicht ein Produkt der Lähmung, sondern der stürmischen Ausdehnung des Produktionsprozesses; es wirkte nicht als Teuerung, als Einschränkung der Lebenshaltung, sondern begleitete deren Hebung.

Bezeichnend sind folgende Indexzahlen der Preise, wobei als Basis (100) der Durchschnitt der Preise von 1891 bis 1900 genommen ist. Die Preise für Frankreich und England umfassen 43, die für Deutschland (Hamburg) 28 Artikel, Lebensmittel und Rohstoffe.

Die relative Preishöhe betrug:

	Frankreich	Deutschland	England
1868	147	139	149
1869	144	139	148
1870	148	135	145
1871	153	140	151
1872	159	155	164
1873	159	160	167

In Deutschland und England finden wir im Kriegsjahr also sogar ein auffallendes Sinken der Preise. Dafür steigen sie dort nach dem Kriege weit mehr als in Frankreich, infolge einer Schwindelperiode, die in einem furchtbaren Krach endigt.

Auch diese Preistabelle zeigt uns, wie ganz anders der Krieg heute ökonomisch wirkt als vor einem halben Jahrhundert. Heute führen nicht bloss zwei Staaten Krieg, sondern fast ganz Europa. Grosse Stücke Asiens und Afrikas sowie Australiens nehmen an ihm teil. Und die ökonomischen Verschiebungen und Lähmungen infolge der Erschwerung des Verkehrs und der Vermehrung der Produktion für den Konsum, zum Beispiel durch Munitionslieferungen, treffen auch die Neutralen. Manche unter diesen sehen sich überdies zu militärischer Bereitschaft veranlasst, die der Produktion zahlreiche Kräfte entzieht.

Heute werden nicht bloss einige Teile der Weltproduktion in Mitleidenschaft gezogen, sondern fast die Gesamtheit ihres Organismus, und zwar in einer Weise, die seine Elastizitätsgrenzen längst überschritten hat. Die Ausdehnung der vom Krieg ökonomisch nicht getroffenen Teile der Welt wird immer geringer, immer mehr schwindet die Möglichkeit, dass sie die Kraft behalten, nach dem Kriege den erschöpften Staaten beizuspringen und ihnen zu helfen, ihre vernichteten Produktivkräfte wieder zu ersetzen.

Zensur! 5 Zeilen gestrichen!

(Schluss folgt.)

BRATT, Alfred

Nach zwei Kriegsjahren.

Zum zweiten Jahrestag des Kriegsausbruches.

Von Alfred Bratt (Berlin).

Der Weltkrieg, dessen vierundzwanzigster Monat sich nunmehr vollendete, ohne daß das Datum des letzten Aktenschlusses bereits vorauszusehen wäre, zeichnet sich gegenüber den anderen großen und größten Ereignissen der Weltgeschichte vor allem dadurch aus, daß er eine Fülle der unerwartetsten Überraschungen enthielt und enthält, aus denen die ganze Welt für die Zukunft grundlegende Lehren wird ziehen müssen. Darum vermag man auch schon jetzt zu sagen, daß die Wirkung des Krieges das nächste Jahrhundert in tausendfältiger Weise stärker beeinflussen wird, als jemals irgend ein kriegerisches Ereignis es vermochte. Militärisch, politisch, wirtschaftlich und moralisch werden die kommenden Geschlechter auf dem bauen, was während der letzten zwei Jahre praktische und blutige Erkenntnis wurde.

Die erste Überraschung — und vielleicht die allergrößte — war der Ausbruch des Krieges in diesen Ausdehnungen selbst. Wenn auch der politische Horizont sich unmerklich, aber stetig von Jahr zu Jahr verbüstert hatte, so konnte und wollte dennoch die Menschheit nicht glauben, daß ein Weltkrieg im vollen Sinne des ungeheuerlichen Begriffes möglich sei. Und selbst jene kleine Laienpartei — die politischen Kreise müssen hier natürlich ausgenommen werden — die den Kriegsausbruch als immerhin möglich hinstellte, zweifelte nicht, daß ein derartiger Kampf unter den heutigen geographischen Siedungsverhältnissen, sowie im Hinblick auf die Internationalisierung des Handels und auf die erreichte kulturelle Stufe sich bereits nach kurzer Zeit als praktisch undurchführbar erweisen würde.

Als dann aber die Ahnungen der Politiker grausame Wirklichkeit geworden waren, hörte man allseitig — auch im größten Teil der feindlichen Presse — die Meinung äußern, daß ein Krieg von solcher Ausdehnung in ganz wenigen Monaten unweigerlich beendet sein müsse. Hierbei wurde behauptet, daß ein solcher Krieg schnell an pekuniärer Erschöpfung verbluten müsse, da es unmöglich sei, die ungeheuren Geldmittel längere Zeit hindurch aufzubringen, wenn nicht sämtliche beteiligten Staaten dabei Bankrott machen sollten. Man vergaß dabei zweierlei: erstens, daß das Geld im Grunde nur ein Verhältnisbegriff ist, dessen Wert solange bleibt, als er nicht im größten Teil der interessierten Welt abgeleugnet wird — was wegen des trotz allem vorhandenen Internationalismus im Verhältnis der Währungen nicht denkbar ist —

und zweitens, daß ja jede Ausgabe wieder neue Summen gebiert, daß es sich bis zu einem gewissen Grade um einen Kreislauf, um ein Perpetuum mobile, handelt — da z. B. das an die Kriegslieferanten bezahlte Geld in Form von außerordentlichen Abgaben, von erhöhten Steuern und Freiendem Wohlstand im Lande zu finanzwirtschaftlichem Ausdruck kommt. Vom rein finanziellen Standpunkt ist ein Weltkrieg nicht nur möglich, sondern in seiner zeitlichen Ausdehnung fast unbeschränkt.

Die militärischen Überraschungen der Verfloßenen zwei Kriegsjahre aufzählen, hieße Bände füllen. Im Kriegswissenschaftlichen waren die Anderen die Überraschten, da die allermodernsten Konstruktionen ihren Ausgang von Deutschland nahmen und bei uns am hervorragendsten ausgebildet und verwandt wurden. Der Glaube, die Zeppeleine seien trotz ihrer großen Friedensleistungen nicht Kriegsverwendungsfähig, wurde längst in einer für unsere Feinde sehr empfindlichen Weise widerlegt. Allgemein bekannt wurden im Publikum nur die Leistungen der Zeppeleine bei ihren Angriffen auf die Hauptstädte Frankreichs und Englands; ihre sonstigen hohen militärischen Werte werden erst nach Beendigung des Kampfes näher erörtert werden dürfen. Durch den Einfluß des Luftfahrzeuges wurden zahlreiche allgemein gültige Thesen vollkommen umgestoßen und neue Probleme aufgestellt, die auch neue Thesen verlangten. Daß dieser Krieg ein Stellungskrieg — wenigstens in der Hauptsache — sein würde, mag für viele völlig überraschend gewesen sein. Ein Mann aber hatte dies vorausgesehen — nämlich der frühere Generalstabschef von Schlieffen. Sein genialer Blick in die Zukunft hat sich auch in diesem Punkt über alle Maßen bewährt. Die größte neue Kriegstechnische Leistung, nämlich die Verbesserung und Kriegstechnische Ausnutzung der Unterseeboote, wird auch in der späteren Geschichte ein hervorragender Beweis für die Fähigkeiten der deutschen Kriegsleitung sein. Hier ist auch einer der vielen Fälle, in denen es sich zeigte, in wie merkwürdiger Weise die für Kriegszwecke arbeitende Technik auch der Wirtschaft, weitgehend dem Handel im Kriege, zu dienen vermag. Das Handels- und Postwesen ist noch kaum einen Monat alt. Es ist, sozusagen das allerjüngste Kriegskind. Doch man kann erwarten, daß gerade sein Einfluß im künftigen friedlichen Streit zu den verblüffendsten und bahnbrechendsten gehören wird.

Die wirtschaftliche Lehre der zwei Kriegsjahre
gipfelt in der Hauptsache in der heute bereits fest-
stehenden Erkenntnis, daß Voraussetzung auf allen
wirtschaftlichen Gebieten und eine bis ins kleinste
ausgearbeitete Organisation die Brauchbarkeit des
Bodens und den Wert der heimischen Erzeugnisse
zu verdoppeln und verdreifachen vermögen. Im
Wirtschaftlichen wird der Krieg auch späterhin reiche
Früchte tragen, da gerade auf diesem Gebiete die
~~Anzahl der Erfindungen und neuen Methoden in~~
der Friedensarbeit dauernd die besten Dienste lei-
sten muß. Wieder einer jener seltsamen engen Zu-
sammenhänge zwischen Kriegsbedürfnis und Frie-
denswert; Zusammenhänge, die gerade in diesem
blutigsten und schonungslosesten aller Kämpfe be-
sonders überraschen müssen und besonders lehr-
reich sind.

Moralisch ist bei unseren Gegnern wohl kaum
etwas Lobenswerthes festzustellen gewesen. Wenn es
ein Ereignis geben konnte, das diese Wesen der
sogenannten modern-internationalen Kultur und
Völkermoral zu zerstören vermochte, so waren es
diese beiden Kriegsjahre, die zeigten, daß es sich
bei den genannten Begriffen leider nur um künst-
lich genährte Chimären handelte. Die größte mora-
lische Überraschung aber ist und bleibt die Hal-
tung des gesamten Volkes in den Mittelstaaten,
das wie ein Mann stand und steht, wenn das
Land in Gefahr ist; dieses Volkes, das ohne Murren,
ja fast ohne eine Äußerung des Schmerzes seine
Pflicht tut, die härter ist, als alle Pflichten, die
jemals ausgedacht werden konnten. Dies ist wohl
unweigerlich die Hauptüberraschung und Haupt-
lehre, an der alle Anstrengungen der Gegenpartei
erfolglos sich stauen müssen. Es ist die stärkste Waffe
unter allen, die in diesem an kraftvollen Waffen
so reichen Kriege Verwendung finden. Es ist
die Waffe, mit der keiner unserer Gegner gerech-
net hat.

Die Politik endlich, auch die deutsche, wird aus
den letzten zwei Jahren wichtige Lehren ziehen
müssen. Zwei Punkte dürfen wohl Erwähnung fin-
den. Die Strategie der einheitlichen Front, die von
der Entente fortwährend proklamiert, von uns
aber schon von Anbeginn ausgeführt wird, muß
im Frieden bei den Zentralmächten und ihren Ver-
bündeten auch ins Politische übertragen werden.
Die Politik wird dadurch die für uns notwendige
zentrale und umfassende Kraft und auch eine gewisse
Elastizität erhalten, die sie früher manchmal ver-
missen ließ. Schließlich wird man aus der Bedeu-
tung der Presse als Propaganda-Organ, die in den
bisherigen Kriegsmomenten sich so lebhaft und ein-
dringlich kundtat, die Lehre ziehen, daß wir — die
Militären taten es schon längst — nicht nur Po-
litiker, sondern auch ein ausgebeutetes und arten-
reiches politisches Hilfskorps gebrauchen, das am

besten aus den Kreisen der Presse rekrutiert werden
kann. Wenn der Staat und die Gegenwart der
Presse im Frieden ebenso gemeinschaftliche Sache
machen wie jetzt im Krieg, werden unsere Politiker
einen hervorragenden Stützpunkt gefunden haben.

FRANZ JOSEPH

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 211

TAG: 1.8.1916, 1

Am Beginn des dritten Kriegsjahres.

Ein kaiserliches Manifest.

Wien, 31. Juli.

Die morgige „Wiener Zeitung“ veröffentlicht das nachstehende kaiserliche Handschreiben:

Lieber Graf Stürggh!

Zum zweiten Male jähren sich die Tage, in denen die unversöhnlichen Gesinnungen der Feinde uns zum Kriege zwangen.

So schmerzlich ich die lange Dauer dieser der Menschheit auferlegten harten Prüfung beklage, erfüllt mich doch der Rückblick auf das schwere Ringen, das Mein Vertrauen in die unbezwingliche Kraft der Monarchie stets aufs neue gerechtfertigt, mit hoher Genugtuung.

Wärdig ihrer tapseren Söhne, die in innigem Vereine mit den Heeren unserer glorreichen Verbündeten dem stets erneuten Anprall der Übermacht heldenhaft die Stirne bieten, leisten Meine geliebten Völker auch daheim jenes hohe Maß begeisterter Pflichterfüllung, wie es der großen ernsten Zeit entspricht. In einem machtvollen Siegeswillen geeint, bringen sie mit männlicher Entschlossenheit jedes Opfer, das die Sicherung eines künftigen ehrenvollen und dauernden Friedens erheischt. Mit richtigem Verständnis der zum Wohle des Vaterlandes erforderlichen Maßnahmen ertragen sie die infolge des Krieges notwendig gewordenen Einschränkungen des wirtschaftlichen Lebens und bereiten die auf planmäßige Gefährdung der Existenz der friedlichen Bevölkerung abzielenden tückischen Absichten unserer Feinde.

Mein Herz teilt in väterlicher Besümmernis mit jedem einzelnen Meiner Getreuen die Sorge, die auf ihnen lastet, und die sie so standhaft ertragen, den Schmerz um die Gefallenen, die Angst um die Lieben im Felde, die Störung der segensreichen friedlichen Arbeit, die empfindliche Erschwernis aller Lebensbedingungen. Aber ich blide, gestützt auf die erhebenden Erfahrungen zweier Kriegsjahre, mit vollem Vertrauen in eine nun allmählich

heranreifende Zukunft in dem beglückenden Bewußtsein, daß Meine braven Völker den Sieg wahrhaft verdienen und in der gläubigen Zuversicht, daß ihn die Gnade und Gerechtigkeit der Vorsehung ihnen nicht vorenthalten wird.

In diesen ernsten, aber hoffnungsreichen Gedanktagen drängt es mich, die Bevölkerung neuerlich wissen zu lassen, daß mich die nie erlahmende Betätigung ihres patriotischen Opfermutes

mit stolzer Freude erfüllt und daß ich ihre wackere endgültigen Erfolg verbürgende Haltung dankbaren Herzens anerkenne.

Ich beauftrage Sie, dies in Meinem Namen der Bevölkerung kund zu tun.

Wien, am 31. Juli 1916.

Stürggh m. p. Franz Joseph m. p.

BRATKA, Emil

Ein Tag in der Schlacht bei Brody.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressquartier genehmigt am 1. August.

Brody, 26. Juli.

Am Abend vor der Schlacht wandern zwei Kriegsberichterstatter von der Stadt feindwärts zum Stabsitz des höheren Kommandos an der von den Russen zweigleisig ausgebauten Hauptbahn Brody—Radziwillow vorbei. Fünfundzwanzig Kilometer weiter, am Bahnhof von Rudnia, laden russische Munitionszüge die Tausende Geschosse ab, die morgen vertrommelt werden sollen. Und weit in den Bereich der russischen Artillerie fahren unsere Transporte. Die Weichensteller haben bombensichere Unterstände, aber die Lokomotivführer und Heizer fahren auf ihrer eisernen Mine, die mit überhitztem Dampf gefüllt, durch eine feindliche Granate zum Explodieren gebracht werden kann.

Plötzlich werden wir von einem Flieger aus der Richtung des Feindes heran: Deutlich wird das besfreundete Kreuzzeichen des deutschen Flugzeuges erkennbar und immer größer wird die Schwalbe, deren ausgestreckte Flügel sich zum Landungskreis erdwärts spreizen. Einen Kilometer entfernt landet unser Flieger auf einer großen Hutweide. Vielleicht um Betriebsstoff zu ergänzen, vermutlich aber, um dem General eine Meldung früher zu überbringen, als es von dem weit hinter der Feuerlinie gelegenen Flugplatz möglich wäre. Kaum ist er gelandet, als verspätet ein russisch-französischer Verfolger hörbar wird, hoch über uns. Auf dem Geleise der Bahn, weit außerhalb der Station, steht ein langer Zug gedeckter Güterwagen und die Mannschaft eines Bataillons harret des Befehls. Davor unserer Abwehrgeschütze auf hohem Drehgestell bökern ihm entgegen und aus großer Höhe prasseln Schrapnellkugeln auf ein Wagendach, so daß die Neugierigen rasch die Wagentüren zuziehen. Und gleich darauf zieht der Flieger heimwärts.

Als wir unser Ziel erreichen, überholt uns beim Garteneingang ein hochgewachsener Soldat, barhaupt, in schwarzer lederspritzter Lederjoppe, unter deren Krügen die Sterne des Unteroffiziers sichtbar werden. Es ist ein Insasse des eben gelandeten Flugzeuges, ein Zugführer, und unter dem Arme trägt er auf dicken Karton aufgezogen Kartenblätter, auf denen die feindlichen Stellungen mit grellen Farben eingetragen sind. Der Generalsstabchef nimmt den mündlichen Bericht des Fliegers entgegen, der schriftliche kann später folgen.

Im schöngebedeten Speisesaal, den fesselnde Bilder galizischer Landschaften schmücken, versammeln sich die Offiziere des Stabes, doch mancher verspätet sich, denn in allen Abteilungen in der Kanzlei und in den Telephon- und Telegraphenzimmern herrscht wecklich erhöhte Spannung und Tätigkeit. Jedermann weiß hier, daß in der Front des Korps ein hoher Grad von Standfestigkeit verbürgt ist, daß aber die Russen den am 16. und 18. Juli in Südwest-Polhynien erlangenen Vorteil eines Vorstoßes über die untere Lipa

und den Styr bei Beresteczko durch neue Angriffe gegen die nördlich des Korps anschließenden Abschnitte der versumpften Siesirathyn-Snowka und das Styr weiter auszubauen trachten würden. Und das am Montag nach zehn Regentagen eingetretene sonnige warme Wetter ließ den neuen russischen Hauptangriff im Nachbarabschnitt fast stündlich erwarten. Vom kom-

mandierenden General bis zum jüngsten Fähnrich war man felsenfesten Vertrauens voll und die Ereignisse der folgenden Kampfstage der großen Schlacht bei Brody haben die Zuversicht gerechtfertigt. Neben dem Kommandanten sah der ihm zugeteilte General, ihm gegenüber blieb ein Styr unbesezt, denn der älteste Ordonnanzoffizier der Armee Prinz Lobkowitz, Oberstamarschall in Böhmen, mußte sich vor einigen Tagen zu einem Erholungsurlaub befehlen lassen. Ich traf den greisen Oberst im ersten Karpathenwinter als reitenden Ordonnanzoffizier hoch in den weglosen Bergen. Er machte den sommerlichen Befreiungszug der Truppen Böhm-Ermolks durch Galizien mit, zog im Herbst mit einem Korps durch Serbien, dann im kältesten Wintermonat durch Montenegro und ist bis heute ein rüstiger Reiter geblieben.

Nächtliches Trommelfeuer bei Radziwillow.

Aber den mondlosen schwarzblauen Sternenhimmel treiben Wolkenmassen wie militärisch in Linien aufgereiht, dicht gedrängt wie viele russische Sturmhaufen, die eben jetzt zum Kanonenfutter in die mehrfachen Annäherungsgräben des Feindes förmlich hineingeschüttet werden, Kompanie für Kompanie, Bataillon zu tausend Mann, tausende Brüder, Väter und Söhne. Der russische General weiß, daß er sich auf diese Regimenter verlassen kann und befiehlt, daß die ersten viertausend Mann zum Sturm in Trommelfeuer nicht nur von Fähnrichen, sondern auch vom ältesten Stabsmajor geführt werden. Der härtige Priester hat sie wie Kinder des Todes gesegnet. Die erfahreneren verweigern sich den letzten Tschai, weil eine Kugel im gefüllten Magen explodiert. Die anderen, blutjunge starke Burischen, verschlingen das schwere Haferbrot und freuen sich fast: Vielleicht gibt der liebe Gott nur ein kleines Kügelchen und man kommt fast heil heraus. Schwierig ist nur zu wissen, wann diese Handgranaten losgehen und ob man durch die schreckliche Artillerie so weit vorspringen kann, bis man den Feind sieht.

Und dieser Feind, unsere braven Österreicher der Landsturmbrigade, und unsere tapferen Ungarn berühmter Regimenter, sind wach, wie jede Nacht in vorgeschobenen Posten und Stützpunkten, auf Feldwachen und Schleichpatrouillen, vor den Hindernissen und zwischen den Minen, in den Unterständen und Reserverlagern.

Die Munitionsfahrer haben für nächsten Tag gesorgt, die Batterien sind jede Minute schußbereit, an

allen Drähten hören die Telephonisten auf die erste Regung eines feindlichen Angriffes den ersten Befehl, der alle Räder der vielgegliederten Kriegsmaschine in Bewegung setzt, Zug um Zug, Kraft gegen Kraft.

Und knapp hinter der Feuerzone liegt die wehrlose Stadt, nur zur Hälfte von der zumeist jüdischen Bevölkerung verlassen; am Abend noch den Klängen einer an Frieden mahnenden Blagmusik eines Reserveregiments lauschend, nachts aber durch das gellende Tosen eines nahen Trommelfeuers aus unruhigem Schlaf geweckt.

Der Einbruch bei Leszniew.

Dienstag um 3 Uhr morgens unserer Sommerzeit begann die russische Artillerie auf der ganzen Front zwischen Styr und Radziwillow mit einem Feuerüberfall.

In dem Abschnitt der südlich Beresteckto in den Styr mündenden Slonowka zwischen Leszniew und dem Badesitz Korsow, wo sich die versumpften Wasseradern Sienka und Siestratyn unter dem Flaknamen Slonowka vereinigen, um mit gesammelter Kraft Mühlen und Sägewerke zu treiben, begann die russische Artillerie zweier Divisionen den Abschnitt zweier Regimenter niederzutrommeln. Von überhöhenden feindlichen Batterien vollständig eingesehen, wurden die am Nordrande des durch langen Regen in Sumpf verwandelten Tales in vier mühevollen Nächten flüchtig hergerichteten Verteidigungsgräben bald unbenutzbar gemacht und die Besatzung zur Räumung der Orte Leszniew und Korsow gezwungen. Der erste Halt der von der Slonowka unter den noch im Trommelfeuer einsehenden russischen Infanterieanstürmen zurückgenommenen Regimenter war der Rand des großen Waldes beiderseits der Straße nach Brody, wobei das Gros den Wald passieren und sich hinter dem nächsten gleichfalls stark versumpften Flussabschnitt der Woldurka zu neuem Widerstande einrichten konnte.

Trommelfeuer und Sturmangriff bei Brody.

Um dieselbe dritte Sommerzeitstunde, nach Petersburger Rechnung eineinhalb Stunden nach Mitternacht, begann die bei Radziwillow beiderseits Straße und Bahn nach Brody massierte russische Infanterie nach starker Artillerievorbereitung den ersten Sturmangriff, scheinungsweise eine Division im Abschnitt eines Regiments. In diesem Augenblicke setzt unsere bis dahin sparsame Artillerie mit allen Batterien zum Massefeuer ein. Im anhaltenden Dröhnen und Rollen der Abschüsse und krachenden Einschläge unterschied man

halb den sechsfachen Knall der russischen leichten Batterien in ihren regelmäßigen Salven und mitten darin die gewaltigen Schläge unserer schwersten Mörser; ein sicherer Schlag folgte dem andern. Sogleich erscholl anhaltendes Knattern unserer Maschinengewehre, sekundenlang unterbrechend, eintönig wie eine Nähmaschine, aber heller im Klang. Zu sehen war nichts, die Nacht noch dunkel. Zwischen uns und den Sturmgräben, die an der Straße und Bahn nach Radziwillow das erste Ziel des russischen Hauptangriffes bilden, liegt der trennende Wald, in dem unsere Verwundeten geborgen werden. Als die erste Sturmreihe der Russen im eigenen Trommelfeuer zwischen Straße und Bahn aus ihren Gräben in sicheren Tod rannte, trug keiner ein Gewehr.

Einige trugen Handgranaten, die meisten aber Spaten und Drahtscheren. Um der Mannschaft in unseren bombengesicherten Unterständen keine Zeit zum Herauskommen zu lassen, werden die russischen Sturmtruppen in dem zuletzt absichtlich gesteigerten Trommelfeuer vorgeführt und Hunderte fallen ohne einen Schuß getan oder den Feind überhaupt gesehen zu haben. Um

die neueste russische Taktik zu parieren, müssen sich jene Verteidiger opfern, die als Beobachter im Trommelfeuer ausharren, um die geschügten Kameraden rechtzeitig zu warnen. Nach den ersten, zweiten und dritten kommt eine vierte russische Sturmreihe schließlich an die durch das russische Trommel- und auch das eigene Sperrfeuer vielfach beschädigten Hindernisse heran; die meisten Tretninen sind in die Luft geflogen, Handgranaten sollen den angegriffenen Graben säubern. Auf einem ganz kurzen Grabenstück sind alle Verteidiger gefallen, einige Russen dringen ein und andere springen gleichfalls in den rettenden Graben. Der Rest der Angreifer ist gefallen oder wartet, in die kleinste Erdspalte gedrückt, auf das nächste Geschick.

Der Gegenangriff.

Das von den Russen im blutigen Ringen besetzte Grabenstück wird von den Nachbarn mit Hilfe der Querbauten, der sogenannten Traversen, abgeschlossen und isoliert. Das Kommando hat schon früher so glücklich disponiert, daß ausgiebige Verstärkungen unmittelbar hinter dem angegriffenen Flügel ohne Zeitverlust zur Verfügung stehen. Ein Teil wird sofort zum Gegenangriff eingesetzt. Ohne Unterlaß haben beide Artillerien geseuert, jetzt steigern unsere Batterien ihre Arbeit zum Trommelfeuer. Um 6 Uhr 30 Minuten nach Sommerzeit, kaum eine Stunde nach dem russischen Sturm, schreitet ein Regiment zum Gegenangriff und wirft die Russen in hartem Ringen aus dem besetzten Grabenstück und auch aus dem Hindernisfeld hinaus. 1500 Mann lassen die Russen im Feuer und im blutigen Nahkampf liegen und die Reste der geschlagenen Sturmabteilung werden durch frische Truppen abgelöst.

Russische Angriffe bei Klekotow und Dparhysy.

Zur Stunde des zweiten Ringens bei Radziwillow erfolgte bei den nördlichen Nachbarn ein zweiter russischer Angriff. Die neue Verteidigungslinie ging vom Styr entlang der Woldurka, dann rittlings der Heeresstraße, die südwärts gegen Brody führt, bis zur Ortschaft Klekotow, dann wieder über die Reichsgrenze, wo sie bei dem russischen Straßendorf Dparhysy dem Siestratyn sich nähert. Der neue russische Hauptstoß gegen Klekotow scheiterte ebenso wie ein dritter, der bald darauf bei Dparhysy unternommen wurde. Als dieser dritte Angriff Dienstag vormittag zwischen 10 und 11 Uhr abgeschlagen war, bewies die neue Verteidigungslinie ihre Fähigkeit, den starken Versuchen der 11. russischen Armee, von der Nordflanke aus die unerschütterte und unnahbar scheinende Front der Armee Böhmer-Ermolli aufzurollen, mit Erfolg Widerstand zu leisten.

Vier russische Stürme bei Radziwillow.

Im Anschluß an den Kampf bei Dparhysy befehlt General Sacharow einen dritten Sturmangriff bei Radziwillow. Ohne Unterlaß rollte der Lärm der Geschütze, deren Rohre im schnellen Rücklauf wie Weberschiffchen flogen. Nichts bleibt mehr im weithin hallenden Dröhnen der schnellen Kanonen und Haubitzen zu unterscheiden. Das Ohr vernimmt kaum den Abschuß des großen Mörsers, der unsichtbar seine tiefsehulenden Geschosse in den Versammlungsraum der russischen Infanterie hineinschleudert. Ich verbringe den Vormittag im vordersten Abschnitt des südlich an die angegriffene Division unmittelbar anschließenden Regiments, und die Ohren dröhnen mir noch heute. Explosionen in der Luft und schwarze Rauchwolken links, die goldenen Kuppeln von Nowo Bogojaw rechts, vor uns tiefer Frieden. Bis zum vorgeschobenen Werk kam ich durch tiefgeschchnittene, vielgewundene Laufgräben, ohne daß die gegenüber liegende Artillerie einen einzigen Schuß löst, von 7 Uhr früh bis mittags. Hier und da eine Gewehrfluge, deren starkes Knallen

an Explosivgeschosse erinnert. In der Stellung wird ausgebaut, die zweimannstiefen Gräben und die bombensicheren Unterstände sind fast überall fertig; der lehmige Boden hilft. Ungestraft wird die russische Stellung photographiert, zwei Russen steigen sichtbar herum; es ist ruhig, und 8 Kilometer entfernt versucht General Sacharow nach Brody durchzubrechen.

Die Artillerie.

In den Nachbarabschnitten der gemeinten Angriffsfront spart die russische Artillerie sichtlich ihre Munition. Ihre Fesselballone stehen am Rande unseres Artillerieertrages beiderseits Radziwillow; auf unserer Seite, irgendwo bei Brody, einer. Unsere Artillerie arbeitet hier nach einheitlichem Plan. Heute ist ein Ehrentag der schweren Motormörser und ich sehe eine Batterie am Werke, die russische Infanterie durch die höllische Vernichtungskraft ihrer ungeheuren Geschosse noch am Eingang ihrer Sturmgassen zu bearbeiten, daß ihnen Hören, Sehen und Atmen vergehen muß. Die Russen haben von Rudnia her mit der Bahn weittragende Kanonen herangeführt und in der Gegend von Radziwillow, 10 Kilometer von der Stadt Brody entfernt, eingebaut.

Radziwillow brennt.

Bei unserer Rückkehr am Nachmittag ist trotz guten Wetters kein Flieger in der Luft. Nur die Fesselballone glänzen im Osten. Hinter dem Walde von Radziwillow steigt eine breite Wand schwarzen Rauches himmelwärts. Radziwillow brennt.

Um 3 Uhr nachmittags sind die neuen russischen Bataillone beim vierten Sturm. Welle auf Welle verbrandend; wieder an der Straße nach Brody in einen Teil des ersten Grabens eingebracht, der von heißem Eisen um und um durchpflügt ist.

Das fünfte Ringen des Tages.

Ein neues Bataillon, ein neues Regiment gehen zum Gegenangriff vor. Das frische Bataillon hat im trachenden splitternden Walde den größten Teil des Schlachtages seines Einsatzes geharrt, aber sein Mut ist frisch und bewunderungswürdig entschlossen, als hätte die russische Artillerie nur wie zur Blazmusik in Brody aufgespielt. Drei Stunden währt das heiße Ringen. Im Handgemenge werden die Russen hinausgetrieben; die Kämpfer sind von Sinnen, das Blut fließt aus tausend Wunden, die eiserne Geschossteile, Kugeln aus Blei, stählerne Klängen von Bajonett und Dotschmesser und mordgierige Menschenzähne geschlagen haben. Dann endet der Nahkampf infolge der Erschöpfung der Kämpfer. Der russische Angriff ist zum fünftenmal zurückgeschlagen und nur dort, wo zuvor die russische Stellung am nächsten war, wird unsere unzerissen bleibende Front um Weniges abgeben, ohne daß die Russen vor Nachtbeginn in das verlassene Grabenstück einziehen könnten. Die Krise des ersten Tages der Schlacht ist im Norden südlich Beresztzeczo und hier bei Radziwillow zur gleichen Zeit aberwunden. General Sacharow mag von neuem anfangen müssen.

Im schwersten Feuer.

In der mit Glas gedeckten Halle des Landhauses, in der der Stab arbeitete, unterrichtete der Generalstabschef den kommandierenden General über den günstigen Fortgang des letzten Gegenangriffes und entfernte sich dann. Man sprach über das Ereignis des Tages, den Mißerfolg des russischen Durchbruchversuches, als in einiger Entfernung eine starke Detonation hörbar wurde. Die neuen weittragenden Geschütze der Russen bei Radziwillow begannen sich einzuschleßen. Es war unklar, ob Schrapnell oder Granate, die Entfernung des Geschützes war jedenfalls nicht unbeträchtlich. Nach kurzer Orientierung ging das Gespräch weiter, auch als weitere Explosionen näher fielen. Vom nahen Rasen hob eine Ordonnanz ein heißes, dickes Eisenstück auf, ein Kutscher eine Viertelstunde später eine armlange und handbreite Geschosswand. Also schwerste Granaten, deren Sprengstücke kilometerweit herumgestoßen waren. Bald lagen der Garten und das Landhaus in der Schufrichtung. Wir traten ins Freie. Bei der Nähe der Stadt, zu dem von den Russen zwecks Durchbruch angegriffenen Abschnitt, war es für die kommende Nacht selbstverständliche Vorsicht, Marschbereitschaft in der Nähe des Stabes zu halten. In einem Häuschen unweit des Landhauses wurde ein Zimmer freigemacht. Im Keller lagen einige Fässer Benzin, im Schuppen lag Artilleriemunition in Mengen, aber so war es wohl am besten.

Als der Wagen zur Stadt fuhr, begannen die weittragenden Russenkanonen von neuem. Wir fuhrten durch eine Serie von sechs oder acht Granaten, deren türmende Rauchsäulen mit schwarzen, giftigen Gasen vor, hinter und neben uns aufwirbelten, fünfzig bis tausend Schritte entfernt. Die heißen Eisensplitter flogen, jeder Schuß wirkte, ohne daß die gewaltig erschütternden Explo-

stionen unseren Führer oder uns oder die Bürgerleute und Soldaten in der Nähe auch nur verwundeten. Dann liefen wir querselbein über Wiesen und Gräben zur Stadt. Entsetzt starrte alles nach Osten, denn bald lernte jeder den schweren Hall des Abschusses erkennen, suchte sich hinter Mauern zu verbergen und spähte angsterfüllt nach der hohen Rauchsäule der Einschläge, die in der dritten Serie sich Schuß für Schuß der vielgeprüften Stadt sehr näherten. Die leergebrannte Mauer einer Fabrik stürzte zusammen, von Häuserwänden rieselten die Trümmerreste. Um 7 Uhr 10 Minuten abends fiel der letzte Einschlag und traf ein leeres Häuschen beim Bahnhof. Die eigentliche Stadt war nicht getroffen worden.

Die Verwundeten.

Pünktlich und fahrplanmäßig traf während der letzten Schüsse der Schnellzug aus Lemberg im Bahnhof Brody ein, in dessen niedergebrannten Ruinen hinter Bretterverschlägen Dienst gemacht wird. Ein kaltblütiger Vorsteher, dessen Tapferkeit dem polnischen Beamtenstande viel Ehre macht, regelte trotz der Annäherung des schweren Feuers, das auf den Bahnhof verlegt werden konnte, mit Ruhe den Verkehr der zahlreichenzüge. Auf dem vom Feinde entferntesten Geleise stand ein Spitalzug, der von Erzherzogin Maria Theresia gestiftete Infektions-Krankenzug,

dessen Ärzte und Pflegeschwestern auf den Zuspruch der Opfer der großen Schlacht warteten. In langem Zuge gingen Leicht- und Schwerverwundete durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof. In Sanitätswagen und auf strohbelegten Bauernfuhrn lagen die Blutenden der ersten Kämpfe dieses Tages. Auf der Straße, die von Vesznioŭ—Kleŭotow—Dparjŭŭ und Nadziwilloŭ nach Brody führt, von Verbandplätzen und Sammelstellen kamen sie. Der anstrengende Marsch hatte manchen Armen ermüdet und er wurde von Mitleidigen gestützt und behutsam geführt. Blutdurchnässte Rotverbände waren ins Kuischen gekommen und röteten Wäsche und Uniform. Baumlange verwundete Russen wurden von einem Landstürmer geführt, ein noch länger geratener Unteroffizier voran. Sie alle landeten nach wenigen Schritten in der Sicherheit des Lazarettzuges der neuen Verbände, der Säuberung, entsprechender Nahrung und vor allem der Ruhe. Beamte in Uniform mit belebertem Degen mit vergoldetem Knäuf, orangefarbigem oder grünsamtenen Krügen, eilten zur Bahn, um die Nacht auswärts zu verbringen. In der Stadt trat drückende Stille ein. Die Apotheken und Kaufleute schlossen ihre Läden; alle, die zurückgeblieben waren, fast die halbe Stadt, warteten in den Haustüren auf das neuerliche Anschwellen des Geschüßlärmes, der zu verhallen schien. Mancher fragte sich: Werden die Russen nach einem Jahre wieder nach Brody kommen?

Und so begann die zweite Nacht der Schlacht.

Smil Dylatka.

Ein Tag in der Schlacht bei Brody.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressequartier genehmigt am 1. August.

Brody, 26. Juli.

Am Abend vor der Schlacht wandern zwei Kriegsberichterstatter von der Stadt feindwärts zum Stabsitz des höheren Kommandos an der von den Russen zweigleisig ausgebauten Hauptbahn Brody—Radziwillov vorbei. Fünfundzwanzig Kilometer weiter, am Bahnhof von Rudnia, laden russische Munitionszüge die Tausende Geschosse ab, die morgen vertrommelt werden sollen. Und weit in den Bereich der russischen Artillerie fahren unsere Transporte. Die Weichensteller haben bombensichere Unterstände, aber die Lokomotivführer und Heizer fahren auf ihrer eisernen Mine, die mit überheißem Dampf gefüllt, durch eine feindliche Granate zum Sprengen gebracht werden kann.

In der klaren Abendluft surt ein Flieger aus der Richtung des Feindes heran: Deutlich wird das bescheidene Kreuzzeichen des deutschen Flugzeuges erkennbar und immer größer wird die Schwalbe, deren ausgestreckte Flügel sich zum Landungskreise erdwärts spreizen. Einen Kilometer entfernt landet unser Flieger auf einer großen Hutweide. Vielleicht um Betriebsstoff zu ergänzen, vermutlich aber, um dem General eine Meldung früher zu überbringen, als es von dem weit hinter der Feuerlinie gelegenen Flugplatz möglich wäre. Kaum ist er gelandet, als verspätet ein russisch-französischer Verfolger hörbar wird, hoch über aus. Auf dem Geleise der Bahn, weit außerhalb der Station, steht ein langer Zug gedeckter Güterwagen und die Mannschaft eines Bataillons harret des Befehls. Bomben unserer Abwehrgeschütze auf hohem Drehgestell böllern ihm entgegen und aus großer Höhe prasseln Schrapnellkugeln auf ein Wagendach, so daß die Neugierigen rasch die Wagentüren zuziehen. Und gleich darauf zieht der Flieger heimwärts.

Als wir unser Ziel erreichen, überholt uns beim Garteneingang ein hochgewachsener Soldat, barhaupt, in schwarzer totbesprühter Lederjoppe, unter deren Dragen die Sterne des Unteroffiziers sichtbar werden. Es ist ein Zusage des eben gelandeten Flugzeuges, ein Zugführer, und unter dem Arme trägt er auf dicken Karton aufgezogenen Kartenblätter, auf denen die feindlichen Stellungen mit grellen Farben eingetragen sind. Der Generalstabschef nimmt den mündlichen Bericht des Fliegers entgegen, der schriftliche kann später folgen.

Im schöngedeckten Speisesaal, den fesselnde Wälder galizischer Landschaften schmücken, versammeln sich die Offiziere des Stabes, doch mancher verspätet sich, denn in allen Abteilungen in der Kanzlei und in den Telephon- und Telegraphenzimmern herrscht merklich erhöhte Spannung und Tätigkeit. Jedermann weiß hier,

daß in der Front des Korps ein hoher Grad von Standfestigkeit verbürgt ist, daß aber die Russen den am 16. und 18. Juli in Südwest-Polhynien errungenen Vorteil eines Vorstoßes über die untere Dupa und den Stry bei Beresteczko durch neue Angriffe gegen die nördlich des Korps anschließenden Abschnitte der versumpften Siestratyn-Sinowka und das Stry weiter auszubauen trachten würden. Und das am Montag nach zehn Regentagen eingetretene sonnige warme Wetter ließ den neuen russischen Hauptangriff im Nachbarabschnitt fast stündlich erwarten. Vom kom-

mandierenden General bis zum jüngsten Fähnrich war man felsenfesten Vertrauens voll und die Ereignisse der folgenden Kampfstage der großen Schlacht bei Brody haben die Zuversicht gerechtfertigt. Neben dem Kommandanten sah der ihm zugeleitete General, ihm gegenüber blieb ein Sitz unbesetzt, denn der älteste Ordnungsoffizier der Armee Peluz Dobkowitz, Oberstleutnantmarschall in Böhmen, mußte sich vor einigen Tagen zu einem Erholungsurlaub befehlen lassen. Ihn trat den greisen Oberst im ersten Karpathenwinter als stellenden Ordnungsoffizier hoch in den weglassen Bergen. Er machte den sommerlichen Befreiungszug der Truppen Böhm-Ermolles durch Galizien mit, zog im Herbst mit einem Korps durch Serbien, dann im kältesten Wintermonat durch Montenegro und ist bis heute ein rüstiger Reiter geblieben.

Nächtliches Trommelfeuer bei Radziwillow.

Aber den mondlosen schwarzblauen Sternenhimmel treiben Wolkenjahren wie militärisch in Unten aufgereiht, dicht gedrängt wie viele russische Sturmhaufen, die eben jetzt zum Kanonensatter in die mehrfachen Annäherungsgräben des Feindes förmlich hineingeschüttet werden, Kompanie für Kompanie, Bataillone zu tausend Mann, tausende Väter, Söhne und Brüder. Der russische General weiß, daß er sich auf diese Regimenter verlassen kann und befehlt, daß die ersten viertausend Mann zum Sturm im Trommelfeuer nicht nur von Fähnrichen, sondern auch vom ältesten Stabsmajor geführt werden. Der bärtige Priester hat sie wie Kinder des Todes gesegnet. Die erfahreneren verweigern sich den letzten Tschai, weil eine Kugel im gefüllten Magen explodiert. Die anderen, blutjunge starke Jünglinge, verschlingen das schwere Haferbrot und freuen sich fast: Vielleicht gibt der liebe Gott nur ein kleines Kügelchen und man kommt fast heil heraus. Schwierig

ist nur zu wissen, wann diese Handgranaten losgehen und ob man durch die schreckliche Artillerie so weit vorspringen kann, bis man den Feind sieht.

Und dieser Feind, unsere braven Oberreiter der Landsturmbrigade, und unsere tapferen Ungarn beiräumter Regimenter, sind wach, wie jede Nacht in vorgegebenen Posten und Stützpunkten, auf Feldwachen und Schleifpatrouillen, vor den Hindernissen und zwischen den Minen, in den Unterständen und Reservelagern.

Die Munitionsfahrer haben für nächsten Tag gesorgt, die Batterien sind jede Minute schußbereit, an allen Drähten hören die Telephonisten auf die erste Regung eines feindlichen Angriffes den ersten Befehl, der alle Räder der vielgliederten Kriegsmaschine in Bewegung setzt, Zug um Zug, Kraft gegen Kraft.

Und knapp hinter der Feuerzone liegt die wehrlose Stadt, nur zur Hälfte von der zumest jüdischen Bevölkerung verlassen; am Abend noch den Klängen einer an Frieden mahnenden Blaymusik eines Reserveregiments laufend, nachts aber durch das gellende Tosen eines nahen Trommelfeuers aus unruhigem Schlaf geweckt.

Der Einbruch bei Lesznio.

Dienstag um 3 Uhr morgens unserer Sommerzeit begann die russische Artillerie auf der ganzen Front zwischen Stry und Radziwillow mit einem Feuerüberfall.

In dem Abschnitt der südlich Beresieczko in den Stry mündenden Slonowka zwischen Lesznio und dem Baderischen Korjow, wo sich die versumpften Wasseradern Sienka und Siestratyn unter dem Flußnamen Slonowka vereinigen, um mit gesammelter Kraft Mühlen und Sägewerke zu treiben, begann die russische Artillerie zweier Divisionen den Abschnitt zweier Regimenter niederzutrommeln. Von überhöhenden feindlichen Batterien vollständig eingesehen, wurden die am Nordrande des durch langen Regen in Sumpf verwandelten Tales in vier mühevollen Nächten flüchtig hergerichteten Verteidigungsgräben bald unbenützlich gemacht und die Besatzung zur Räumung der Orte Lesznio und Korjow gezwungen. Der erste Halt der von der Slonowka unter den noch im Trommelfeuer einfallenden russischen Infanterieanführern zurückgenommenen Regimenter war der Rand des großen Waldes beiderseits der Straße nach Brody, wobei das Gros den Wald passieren und sich hinter dem nächsten gleichfalls stark versumpften Flußabschnitt der Boldurka zu neuem Widerstande einrichten konnte.

Trommelfeuer und Sturmangriff bei Brody.

Um dieselbe dritte Sommerzeitstunde, nach Petersburger Rechnung eineinhalb Stunden nach Mitternacht, begann die bei Radziwillow beiderseits Straße und Bahn nach Brody massierte russische Infanterie nach starker Artillerievorbereitung den ersten Sturmangriff, schätzungsweise eine Division im Abschnitt eines Regiments. In diesem Augenblicke setzt unsere bis dahin sparsame Artillerie mit allen Batterien zum Massenschuß ein. Im anhaltenden Dröhnen und Rollen der Abschüsse und krachenden Einschläge unterschied man

balb den sechsfachen Knall der russischen leichten Batterien in ihren regelmäßigen Salven und mitten darin die gewaltigen Schläge unserer schwersten Mörser; ein sicherer Schlag folgte dem andern. Sogleich erscholl anhaltendes Knattern unserer Maschinengewehre, sekundenlang unterbrechend, klatschig wie eine Nähmaschine, aber heller im Klang. Zu sehen war nichts, die Nacht noch dunkel. Zwischen uns und den Sturmgräben, die an der Straße und Bahn nach Radziwillow das erste Ziel des russischen Hauptangriffes bilden, liegt der trennende Wald, in dem unsere Verwundeten geborgen werden. Als die erste Sturmreihe der Russen im eigenen Trommelfeuer zwischen Straße und Bahn aus ihren Gräben in sicheren Tod rannte, trug keiner ein Gewehr.

Einige trugen Handgranaten, die meisten aber Spaten und Drahtscheren. Um der Mannschaft in unseren bombengesicherten Unterständen keine Zeit zum Herauskommen zu lassen, werden die russischen Sturmtruppen in dem zuletzt absichtlich gesteigerten Trommelfeuer vorgeführt und Hunderte fallen ohne einen Schuß getan oder den Feind überhaupt gesehen zu haben. Um die neueste russische Taktik zu parieren, müssen sich jene Verteidiger opfern, die als Beobachter im Trommelfeuer ausharren, um die geschloßenen Kameraden rechtzeitig zu warnen. Nach den ersten, zweiten und dritten kommt eine vierte russische Sturmreihe schließlich an die durch das russische Trommel- und auch das eigene Sperrfeuer vielfach beschädigten Hindernisse heran; die meisten Terkinnen stürzen in die Luft geschoßen, Handgranaten sollen den angegriffenen Graben säubern. Auf einem ganz kurzen Grabenstück sind alle Verteidiger gefallen, einige Russen dringen ein und andere springen gleichfalls in den rettenden Graben. Der Rest der Angreifer ist gefallen oder wartet, in die kleinste Eckfalte gedrückt, auf das nächste Geschehnis.

Der Gegenangriff.

Das von den Russen im blutigen Ringen besetzte Grabenstück wird von den Nachbarn mit Hilfe der Querbauten, der sogenannten Trabersen, adgeschloßen und isoliert. Das Kommando hat schon früher so glücklich disponiert, daß ausgiebige Verstärkungen unmittelbar hinter dem angegriffenen Flügel ohne Zeitverlust zur Verfügung stehen. Ein Teil wird sofort zum Gegenangriff eingesetzt. Ohne Unterlaß haben beide Artillerien gefeuert, jetzt steigern unsere Batterien ihre Arbeit zum Trommelfeuer. Um 6 Uhr 30 Minuten nach Sommerzeit, kaum eine Stunde nach dem russischen Sturm, schießt ein Regiment zum Gegenangriff und wirft die Russen in hartem Ringen aus dem besetzten Grabenstück und auch aus dem Hindernissefeld hinaus. 1500 Mann lassen die Russen im Feuer und im blutigen Nahkampf liegen und die Reste der geschlagenen Sturmabteilung werden durch feste Truppen abgelöst.

Russische Angriffe bei Melotow und Dnywysk.

Zur Stunde des zweiten Ringens bei Radziwillow erfolgte bei den nördlichen Nachbarn ein zweiter russischer Angriff. Die neue Verteidigungslinie ging vom Stry entlang der Boldurka, dann rittlinas der Heeresstraße, die südwärts gegen Brody führt,

Nr.:

TAG:

bis zur Ortschaft Klekotow, dann wieder über die Reichsgrenze, wo sie bei dem russischen Straßendorf Dparchys dem Siestrahn sich nähert. Der neue russische Hauptstoß gegen Klekotow scheiterte ebenso wie ein dritter, der bald darauf bei Dparchys unternommen wurde. Als dieser dritte Angriff Dienstag vormittag zwischen 10 und 11 Uhr abgeschlagen war, bewies die neue Verteidigungslinie ihre Fähigkeit, den starken Versuchen der 11. russischen Armee, von der Nordflanke aus die unerschütterte und unnahbar scheinende Front der Armee Böhmer-Ermolli aufzurollen, mit Erfolg Widerstand zu leisten.

Die russische Stürme bei Radziwillow.

Im Anschluß an den Kampf bei Dparchys befahl General Sacharow einen dritten Sturmangriff bei Radziwillow. Ohne Unterlaß rollte der Lärm der Geschütze, deren Rohre im schnellen Rücklauf wie Webergeschiffen flogen. Nichts bleibt mehr im weithin hallenden Dröhnen der schnellsten Kanonen und Haubitzen zu unterscheiden. Das Ohr vernimmt kaum den Abschluß des großen Mörser, der unsichtbar seine tessenlenden Geschosse in den Versammlungsraum der russischen Infanterie hineinschleudert. Ich verbringe den Vormittag im vordersten Abschnitt des südlich an die angegriffene Division unmittelbar anschließenden Regiments, und die Ohren dröhnen mir noch heute. Explosionen in der Luft und schwarze Rauchwolken links, die goldenen Kuppeln von Nowo Poczajew rechts, vor uns tiefster Frieden. Bis zum vorgeschobenen Werk kam ich durch tiefgeschnittene, vielgewundene Laufgräben, ohne daß die gegenüber liegende Artillerie einen einzigen Schuß löst, von 7 Uhr früh bis mittags. Sie und da eine Gewehrugel, deren starkes Knallen

an Explosionsgeschosse erinnert. In der Stellung wird ausgebaut, die zweimanntelosen Gräben und die bombensicheren Unterstände sind fast überall fertig; der lehmige Boden hilft. Ungefragt wird die russische Stellung photographiert, zwei Russen steigen sichtbar herum; es ist ruhig, und 8 Kilometer entfernt versucht General Sacharow nach Brody durchzubrechen.

Die Artillerie.

In den Nachbarabschnitten der gemeinten Angriffsfront spart die russische Artillerie sichtlich ihre Munition. Ihre Fesselballone stehen am Rande unseres Artillerieertrages beiderseits Radziwillow; auf unserer Seite, irgendwo bei Brody, einer. Unsere Artillerie arbeitet hier nach einheitlichem Plan. Heute ist ein Ehrentag der schweren Mörser und ich sehe eine Batterie am Werke, die russische Infanterie durch die höllische Versuchsleistung ihrer ungeheuren Geschosse nach am Eingang ihrer Sturmgaßen zu bearbeiten, daß ihnen Hören, Sehen und Atmen vergehen muß. Die Russen haben von Rudnia her

mit der Bahn weittragende Kanonen herangeführt und in der Gegend von Radziwillow, 10 Kilometer von der Stadt Brody entfernt, eingebaut.

Radziwillow brennt.

Bei unserer Rückkehr am Nachmittag ist trotz guten Wetters kein Flieger in der Luft. Nur die Fesselballone glänzen im Osten. Hinter dem Walde von Radziwillow folgt eine breite Wand schwarzen Rauchs himmelwärts. Radziwillow brennt.

Um 3 Uhr nachmittags sind die neuen russischen Bataillone beim vierten Sturm. Welle auf Welle verbrandend; wieder an der Straße nach Brody in einen Teil des ersten Grabens eingebrochen, der von heißem Eisen um und um durchpflügt ist.

Das fünfte Ringen des Tages.

Ein neues Bataillon, ein neues Regiment gehen zum Gegenangriff vor. Das frische Bataillon hat im krachenden splitternden Walde den größten Teil des Schachttages seines Einsatzes geharrt, aber kein Mut ist frisch und bewunderungswürdig entschlossen, als hätte die russische Artillerie nur wie zur Blasmusik in Brody aufgespielt. Drei Stunden währt das heiße Ringen. Im Handgemenge werden die Russen hinausgetrieben; die Kämpfer sind von Einnen, das Blut fließt aus tausend Wunden, die eiserne Geschossteile, Kugeln aus Blei, stählerne Ringen von Bajonett und Dolchmesser und mordgierige Menschenzähne geschlagen haben. Dann endet der Nachtkampf infolge der Erschöpfung der Kämpfer. Der russische Angriff ist zum fünftenmal zurückgeschlagen und nur dort, wo zuvor die russische Stellung am nächsten war, wird unsere unzerstörte bleibende Front um Weniges abgebogen, ohne daß die Russen vor Nachtbeginn in das verlassene Grabenstück einzuziehen wänten. Die Krise des ersten Tages der Schlacht ist im Norden südlich Wereszkeezlo und hier bei Radziwillow zur gleichen Zeit überwunden. General Sacharow mag von neuem anfangen müssen.

Im schwersten Feuer.

In der mit Glas gedeckten Halle des Landhauses, in der der Stab arbeitete, unterrichtete der Generalstabchef den kommandierenden General über den günstigen Fortgang des letzten Gegenangriffes und entfernte sich dann. Man sprach über das Ereignis des Tages, den Mißerfolg des russischen Durchbruchversuches, als in einiger Entfernung eine starke Detonation hörbar wurde. Die neuen weittragenden Geschütze der Russen bei Radziwillow begannen sich einzuschließen. Es war unklar, ob Schrapnell oder Granate, die Entfernung des Geschützes war jedenfalls nicht unbedeutend. Nach kurzer Orientierung ging das Gespräch weiter, auch als weitere Explosionen näher fielen. Vom nahen Rasen hob eine Ordonnanz ein heißes, dickes Eisenstück auf, ein Kutscher eine Viertelstunde später eine armlange und handbreite Geschosswand.

Also schwerste Granaten, deren Sprengstücke kilometerweit herumgeschlagen waren. Daß lagen der Garten und das Landhaus in der Schußrichtung. Wir traten ins Freie. Bei der Nähe der Stadt, zu dem von den Russen zwecks Durchbruch angegriffenen Abschnitte, war es für die kommende Nacht selbstverständliche Vorsicht, Marschbereitschaft in der Nähe des Stabes zu halten. In einem Häuschen unweit des Landhauses wurde ein Zimmer freigemacht. Im Keller lagen einige Fässer Benzin, im Schuppen lag Artilleriemunition in Mengen, aber so war es wohl am besten.

Als der Wagen zur Stadt fuhr, begannen die weittragenden Russenkanonen von neuem. Wir fuhren durch eine Serie von sechs oder acht Granaten, deren türmende Rauchsäulen mit schwarzen, giftigen Gasen vor, hinter und neben uns aufwirbelten, fünfzig bis tausend Schritte entfernt. Die heißen Eisensplitter flogen, jeder Schuß wirkte, ohne daß die gewaltig erschütternden Explo-

sionen unseren Führer oder uns oder die Bürgerleute und Soldaten in der Nähe auch nur verwundeten. Dann liefen wir querselber über Wiesen und Gräben zur Stadt. Entsetzt starrte alles nach Osten, denn bald lernte jeder den schweren Hall des Abschusses erkennen, suchte sich hinter Mauern zu verbergen und spähte angstfüllt nach der hohen Rauchsäule der Einschläge, die in der dritten Serie sich Schuß für Schuß der vielgeprüften Stadt sehr näherten. Die leergebrannte Mauer einer Fabrik stürzte zusammen, von Häuserwänden rieselten die Trümmerreste. Um 7 Uhr 10 Minuten abends fiel der letzte Einschlag und traf ein leeres Häuschen beim Bahnhof. Die eigentliche Stadt war nicht getroffen worden.

Die Verwundeten.

Pünktlich und fahrplanmäßig traf während der letzten Schüsse der Schnellzug aus Lemberg im Bahnhof Brody ein, in dessen niedergebrannten Ruinen hinter Bretterver schlägen Dienst gemacht wird. Ein kaltblütiger Vorsteher, dessen Tapferkeit dem polnischen Beamtenstande viel Ehre macht, regelte trotz der Annäherung des schweren Feuers, das auf den Bahnhof verlegt werden konnte, mit Ruhe den Verkehr der zahlreichenzüge. Auf dem vom Feinde entferntesten Geleise stand ein Spitalzug, der von Erzherzogin Maria Theresia gestiftete Infektions-Kranken zug, dessen Ärzte und Pflegerinnen auf den Zuspruch der Opfer der großen Schlacht warteten. In langem Zuge gingen Leicht- und Schwerverwundete durch die Straßen der Stadt zum Bahnhof. In Sanktätswagen und auf strohbelegten Bauernfuhrten lagen die Blutenden der ersten Kämpfe dieses Tages. Auf der Straße, die von Leszniow—Kietotow—Dyarysh und Radziwillow nach Brody führt, von Verbandplätzen und Sammelstellen kamen sie. Der anstrengende Marsch hatte manchen Armen ermüdet und er wurde von Mitleidigen gestützt und behutsam geführt. Blutdurchnähte Notverbände waren ins Rutschen gekommen und röteten Wäsche und Uniform. Baumlange verwundete Russen wurden von einem Landstürmer geführt, ein noch länger geratener Unteroffizier voran. Sie alle landeten nach wenigen Schritten in der Sicherheit des Lazarettzuges der neuen Verbände, der Säuberung, entsprechender Nahrung und vor allem der Ruhe. Beamte in Uniform mit belebtem Degen mit vergoldetem Knäuf, orangefarbigen oder grünfärbigen Krügen, eilten zur Bahn, um die Nacht auswärts zu verbringen. In der Stadt trat drückende Stille ein. Die Apotheken und Kaufleute schlossen ihre Läden; alle, die zurückgeblieben waren, fast die halbe Stadt, warteten in den Haustüren auf das neuerliche Anschwellen des Geschüßlärms, der zu verhallen schien. Mancher fragte sich: Werden die Russen nach einem Jahre wieder nach Brody kommen?

Und so begann die zweite Nacht der Schlacht.

Emil Dykta.

Die Räumung von Brody.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressequartier genehmigt am 2. August.

Lemberg, 29. Juli.

Dienstag den 25. Juli, nachmittags, hatte während der bei Radziwillow und nördlich davon drei Tage tobenden Schlacht, russische Artillerie aus großer Entfernung den am Südrand der Stadt gelegenen Grenzbahnhof Brody mit schweren Kalibern beschossen, und erst in der folgenden Nacht ging zwischen zwei Beschießungen der letzte Evakuierungszug von Brody in der Richtung Lemberg ab. Mittwoch früh und Donnerstag, am Tage der Räumung, wiederholten die Russen die Beschießung des Bahnhofes und einige zu kurz gegangene Granaten fielen in die Stadt. Heute vormittag wird in der seit der Räumung zwischen zwei Feuern liegenden Stadt ein großer Brand beobachtet. Unter dem entnervenden Eindruck des heftigen Artillerieduellens im Halbkreis der Stadt sind noch viele Einwohner entlang der Bahnstrecke zu Fuß nach Westen geflüchtet, die bisher entschlossen waren, die neue russische Invasion mitzumachen.

Der bisherige Regierungskommissär der einst freien Handelsstadt Brody hat die gesamte Stadtverwaltung nach Abzug der Behörden, die Gelder und Aktien mitgenommen haben, einem Bürgerausschusse übertragen, der den Einzug der Russen abwarten wollte. An der Spitze des Ausschusses, dem zumeist Kaufleute angehören, stehen der katholische Stadtpfarrer und ein städtischer Arzt. Sie erhielten für das jüdische Stechenhaus und die Armen einige Gelder und Vorräte, die der zurückgebliebenen Bevölkerung, etwa 5000 Personen, über die nächste Zeit hinweg helfen sollen. Die Zurückgebliebenen geben sich der Hoffnung hin, daß die frühere Erfahrung vom Feinde besetzter Städte sich bestätigen, und den persönlich anwesenden Besitzern die Schonung des Privateigentums leichter erreichbar wird, als den Abwesenden, deren Geschäfte geplündert, deren Häuser und Werkstätten niedergebrannt wurden. Die Zurückgebliebenen wurden befehrt, wie sie sich im Falle der Beschließung der Stadt verhalten sollen. Die zahlreichen gut gemauerten, oft zwei Stockwerke tiefen Vorratskeller werden ihnen gute Dienste leisten.

Im übrigen ist diesmal die sogenannte Evakuierung der Stadt, von langer Hand vorbereitet, schon Mitte Juni begonnen und in den zur Verfügung stehenden Wochen durchgeführt worden. Wer keine besondere Erlaubnis zum Aufenthalt in den Großstädten besaß, hatte für die Benützung der Evakuierungszüge kein Fahrgeß zu entrichten, wurde aber in die Flüchtlingslager in Mähren geführt, wo die Sichtung und Verteilung der Flüchtlinge erfolgt.

Am 20. August 1914 hatte eine russische Infanteriedivision Brody besetzt, nachdem bereits am 14. und am 18. August Kosaken Streifzüge unternommen und einen Teil des Judenviertels angezündet hatten. In ihrer ein Jahr dauernden Herrschaft gab es, abgesehen von den auch in Rußland üblichen kleinen Erpressungen

und Bedrückungen, keine größere Klage. Zum Bürgermeister war neben einem militärischen Stadtkommandanten der in Brody ansässige Ruthene Kuszpeta bestellt worden, ein Fuhrwerker, der aus dem Vororte Forwalki stammte und früher Schweinetreiber war. In den Wochen zwischen Lembergs und Brodys Befreiung residierte der Generalgouverneur Galiziens Graf Bobrinsky in der Villa Schmidt und auch der Zar war auf seiner berühmten Fahrt nach Lemberg und Przemyśl in Brody gewesen. In den letzten Tagen, da Bobrinsky plötzlich nach Rußland abgereist war und die Armee Böhmen-Ermolli nahte, begannen russische Brandkommanden die verlassenen Häuser der Bahnbeamten anzuzünden.

In den überaus zahlreichen Fabriken wurden die Maschinen demontiert und die Bestandteile nach allen Windrichtungen verstreut, die Gebäude ohne Ausnahme bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Nicht nur Sägen, Mühlen, Maschinenfabriken, was militärisch gerechtfertigt werden konnte, sondern auch alle die ausgedehnten Anlagen der für kein Heer verwendbaren Brodyer Großindustrie: die Kalksandsteine, farbige Gläser, Porzellan, Zigarettenhüllen, Liqueure, Zahnstocher aus Kieselstein, Papier, Zigarrenspitzen und haltbare Ware aus Rosshaaren und Borsten erzeugt, in Friedenszeiten zur hauptsächlichsten Ausfuhr nach Rußland, Deutschland und England. In vandalischer Zerstörungswut, ohne militärische Notwendigkeit und ohne daß damals im Stadtgebiete ein Kampf überhaupt stattgefunden hätte, wurde die blühende Industrie in Trümmer gelegt. Die Armee Böhmen-Ermolli hat nicht nur die für militärische Zwecke brauchbaren Betriebe, insbesondere Sägen, Mühlen und Werkstätten instand gesetzt, das elektrische Kraftwerk vergrößert, sondern vor allem die Bergung der vorjährigen Ernte und den diesjährigen Anbau in vorbildlicher Weise gefördert und

sichergestellt. Infolge der Notwendigkeit, die Arbeitskräfte dem engeren Frontbereich fernzuhalten, wird ein Teil der heuer besonders glänzend geratenen Ernte verloren gehen. Als Leszniew die erste Festung Ostgaliziens zum Schutze des stets vielbegehrten Landes gegen die Einfälle der Tataren war, hieß die Stadt an der Grenze noch „Brody bei Leszniew“. Dann kam aber das Privileg des Freihandels und der Freistadt, auf deren Boden ganz Notrußland seinen Handelsverkehr zwischen Osten und Westen abzuwickeln begann und die der Bahnbau endgültig an die erste Stelle brachte, während Leszniew verfiel. Die Aufhebung der Privilegien der freien Handelsstadt im Jahre 1880 bewirkte Stillstand, bis um die Jahrhundertwende aus der Handels- eine aufblühende Industriefestung wurde, die die russische Kriegsführung vernichtet hat.

Emil Dplafka.

Ankunft der „Deutschland“.

Bremen, 25. August. Bösmanns Büro meldet um 12 Uhr mittags: Die „Deutschland“ ist soden in den Freihafen eingelaufen.

Die Ankunft.

Bremen, 25. August. Bei der Ankunft der „Deutschland“ im Freihafen von Bremen hielt Alfred Lohmann, der Vorsitzende des Aufsichtsrates der Deutschen Ozeanreederei in Bremen, folgende Ansprache:

In diesem geschichtlichen Augenblick der glücklichen Rückkehr des ersten Handelstauchschiffes der Welt nach Durchmessung von 8500 Seemeilen begrüße ich nicht allein namens unserer Reederei, sondern des gesamten deutschen Volkes unsere „Deutschland“ und ihre wadere Besatzung im heimatischen Hafen!

Still und nur Eingeweihten bekannt, verließ sie die Weser und vermochte durch und unter der englischen Flotte mit der wertvollen Ladung von Farben Baltimore am 10. Juli zu erreichen. Ueberraschend für die gesamte Welt war ihre Ankunft. Selbst Schiffsfachverständige erklärten noch kurze Zeit vor ihrem Erscheinen das Unternehmen für aussichtslos. Mit besonderer Freude stelle ich fest, daß alle wahren Amerikaner, die nicht angekränkt sind von knechtischem Mammondienst zu England, Männer mit der freihheitlichen Gesinnung eines Washington und eines Franklin mit warmer Genugtuung die Ankunft der „Deutschland“ in Amerika begrüßt haben. Es ist der Stolz unserer Reederei, daß wir unter deutscher Flagge mitten im Kriege den Vereinigten Staaten Farben sendeten, während Amerika selbst nicht einmal unbehelligt seine Post von Europa bekommen kann, zu Schweigen von den vielen anderen Völkern und Seerechtsbrüchen unserer Feinde gegenüber den Neutralen, besonders den kleinen Völkern. Dies vollbracht zu haben ist das Werk der Besatzung der „Deutschland“.

Fuhr sie ohne vorherige Ansage hinaus, so wurde ihre Abfahrt von Baltimore offen vorausgesagt. Sie gleich einem Triumphzug, schreibt die Gavas — und einem Symbol der Freiheit, wie wir Deutsche uns das Recht der Völker auf den freien Ozean denken, möchte ich die Tat vergleichen. Nicht hindern konnten die Feinde ihre Ausfahrt aus der Chesapeakebay und eine gesperrte Nordsee gab es bei ihrer Rückkehr für sie nicht, wie die vielen Millionen Mark Werte beweisen, die heute von der „Deutschland“ aus Amerika hereingebracht werden und in diesem Augenblick vor uns liegen. Wir haben eine seemannische Leistung vollbracht, die würdig ist unserer hanseatischen Vorfahren. Ueberall in den deutschen Landen und bei unseren treuen Verbündeten, besonders aber bei unseren Brüdern draußen im Schützengraben und bei der Flotte ist Ihre Rückfahrt mit lebhafter Teilnahme verfolgt worden. Mit felsenfestem Vertrauen auf Ihre Umsicht, Tatkraft und Pflichttreue haben wir in der Reederei Ihrer Rückkehr entgegengekehrt.

Hertzlicht heiße ich Sie — nach den angestrengten Wochen im engen Schiffsraum angesichts roher Feinde — im Vaterland wieder willkommen! Den Dank unseres deutschen Vaterlandes spreche ich Ihnen für diese friedliche Tat mitten im mörderischen Kriege aus und diesem Danke bitte ich Ausdruck zu geben, indem wir rufen: Die „Deutschland“, ihr Kommandant, Kapitän König, die Offiziere und Mannschaft Hurra! Hurra!

Das Wetter bei der Ankunft im Hafen war trüb und regnerisch, aber doch süchtig. Die ungezählten Zehntausende, die des Schiffes harrten, konnten es in keiner Laosamen stöcken

Fahrt nach Herzenslust bewundern und den fröhlichen Seemannsdant des Kapitäns König, seiner Offiziere und der Mannschaft für ihre jubelnden Grüße entgegennehmen. Gegen 1/2 11 Uhr kam das heimkehrende Wunderschiff — unterhalb Blumenthal in Sicht. Der ihm entgegenfahrende Pressedampfer war festlich über den Lappen beslaggt. Am Bug die bremische, am Heck die deutsche Handelsflagge, auf dem Vormast das Sternenbanner, auf dem Hauptmast die Flagge der Ozeanreederei, auf beiden Lappen außerdem mit mächtigen Blumensträußen geschmückt, zieht es in einer meergrünen Farbe und eigenartig in der Form des Kumpfes heran, dessen über Wasser erscheinender Teil etwa einem ovalen Schwimmgürtel zu vergleichen ist. Auf dem Kommandoturm steht Kapitän König, eine schlanke, fehnige Gestalt mit ledem, frischem Seemannsgezicht. Auf das dreifache Hurra, das ihm vom Pressedampfer stürmisch entgegenhallt, antwortet er — seine klare Stimme klingt hell über den Strom — mit einem dreifachen Hurra auf die neutrale, die verbündete und die deutsche Presse. Die neutrale Presse war insbesondere durch amerikanische und schwedische Zeitungsmänner stark vertreten.

Nun geht die gemeinsame Fahrt stromaufwärts. Ein kleines Geschwader beslaggter und bewimpelter Schiffe, die sich der „Deutschland“ anschließen, Barkassen und Sportrunderboote gesellen sich hinzu. So entsteht ein wahrhaft festlicher Zug. Insbesondere bei der Vulkanwerft, bei Begeack und später bei Dankenau ist die Begrüßung stürmisch. Zehntausende winkender Lächer flattern wie weiße Tauben durch die Luft. Immer wieder und wieder erneuern sich die Hurrarufe. Immer wieder und wieder wird das „Deutschland, Deutschland über alles“ gesungen. Dazwischen donnert der Gruß der Geschütze. Um die Mittagsstunde ist der Freihafen erreicht. Wenige Minuten später legt die „Deutschland“ vor der Ehrentribüne an, wo mit dem Bürgermeister der Hansestadt und dem Vorsitzenden der Ozeanreederei eine hochansehnliche Gesellschaft, an ihrer Spitze der Großherzog von Oldenburg, der Chef der Marinestation in der Nordsee Admiral v. Krosigk und Graf Zeppelin, der ehrenvoll und ruhmgetrönt heimkehrenden Seeleute harrt, um ihnen den dankbaren Gruß der Heimat zu bieten.

Der Jubel der Menge.

Bremen, 25. August. Zur Ankunft der „Deutschland“ meldet das Bösmann-Büro noch folgende Einzelheiten: Je mehr sich die „Deutschland“, deren Masten zwei prächtige, von einer Gesteinmünder Dame gestiftete Rosensträuße schmücken, der Stadt Bremen nähert, desto höher schwillt die Begeisterung der Menschenmassen an, die der Werft und der Aktiengesellschaft Weser gegenüber auf dem Dankenauer Ufer stehen. Unter der angeammelten Menge befinden sich zahlreiche Militärpersonen, Schulkinder und Abteilungen der Jugendwehr mit Trommeln und Pfeifern. Auf dem Fluß schwimmen Hunderte von Rudersbooten, die die „Deutschland“ umschwärmen, sobald sie sich nähert. Man ruft, singt, jubelt und winkt. „Wir sind von Amerika schon etwas verwöhnt, aber der Empfang, der uns dort bereitet wurde, ist nichts gegen den hiesigen.“ äußerte sich ein Mitglied der

Befahrung. Punkt 12 Uhr mittags erfolgt die Einfahrt der „Deutschland“ in den Hafen. Der Jubel der Menge folgt ihr. Fast feierlich wirkt die Ruhe am Eingang des Freihafens, wo eine Reihe beslagelter Dampfer die „Deutschland“ begrüßt. Bald sehen Militärkapellen mit ihren Weisen ein. Die auf den Dampfern untergebrachten Festgäste stimmen das „Deutschland, Deutschland über alles“ an.

Ruhig und sicher legt das Schiff an dem mit Flaggen und Girlanden geschmückten Anleger an, auf dem der Großherzog von Oldenburg, Vertreter des Senats und der Bürgerschaft, die Spitzen der Militär- und Zivilbehörden, der oldenburgische Minister des Innern Scheer, Graf Zeppelin, zahlreiche Vertreter der Marine, Mitglieder des Aufsichtsrates und Vorstandes der Deutschen Ozeanreederei, der Firma Friedrich Krupp, der Germaniawerft A.-G., des Norddeutschen Lloyd und andere Aufstellung genommen haben. Sobald das Schiff festliegt, tritt Alfred Lohmann an die Rampe und begrüßt im Namen der Deutschen Ozeanreederei die „Deutschland“ mit einer Ansprache. Die Mannschaft ist vollzählig an Deck angetreten. In ihrem Namen erwidert Kapitän König, indem er in schlichter, echt seemännischer Art seine treuen Mannen auffordert, einzugestimmen in ein Hurra auf die freie Hansestadt Bremen, den hohen Senat und die Bürgerschaft.

Zunächst verlassen Kapitän König, der erste Offizier Rapohl, der zweite Offizier Eyring und Maschinist Reeh das Schiff, um dem Großherzog von Oldenburg vorgestellt zu werden. Die gesamte Mannschaft folgt. Der Großherzog, Alfred Lohmann und die übrigen Herren begrüßen jeden einzelnen durch Händedruck und sprechen ihm die Glückwünsche zur glücklichen Heimkehr und zu der glänzenden Leistung aus. Nach längerem Verweilen kehrt die Mannschaft am Bord der „Deutschland“ zurück. Die geladenen Teilnehmer verlassen auf dem Wasserweg den Freihafen.

Glückwunsch des amerikanischen Botschafters.

Bremen, 25. August. Das Bösmann-Büro meldet: Der amerikanische Botschafter Gerard hat an Alfred Lohmann folgendes Telegramm gerichtet: Empfangen Sie meine aufrichtigste Gratulation zu der glücklichen Ankunft der „Deutschland“. Sie taten nicht nur sehr viel zur Förderung der freundschaftlichen Gefühle zwischen Deutschland und Amerika, sondern Sie zeigten der Welt auch wieder einmal den Unternehmungsgeist und die Vaterlandsliebe des deutschen Kaufmannes und Ingenieurs sowie die Tüchtigkeit und Kühnheit von Deutschlands tapferen Matrosen. Gerard, amerikanischer Botschafter.

* 30 Kriegserklärungen. Die Kriegserklärung Italiens an Deutschland, ist die 29., diejenige Rumäniens die 30. in einer stattlichen Reihe. Die vorangegangenen 28 Kriegserklärungen erfolgten: Österreich-Ungarn an Serbien am 28. Juli 1914, Deutschland an Rußland am 1. August 1914, Deutschland an Frankreich am 3. August 1914, Belgien an Deutschland am 3. August 1914 (Ablehnung des deutschen Ultimatus), England an Deutschland am 4. August 1914, Österreich-Ungarn an Rußland am 6. August 1914, Serbien an Deutschland am 6. August 1914, Montenegro an Österreich-Ungarn am 7. August 1914, Montenegro an Deutschland am 9. August 1914, Frankreich an Österreich-Ungarn am 10. August 1914, England an Österreich-Ungarn am 12. August 1914, Japan an Deutschland am 23. August 1914, Österreich-Ungarn an Japan am 24. August 1914, Österreich-Ungarn an Belgien am 28. August 1914, Rußland an die Türkei am 3. November 1914, Montenegro an die Türkei am 3. November 1914, Japan an die Türkei am 3. November 1914, England an die Türkei am 5. November 1914, Frankreich an die Türkei am 5. November 1914, Belgien an die Türkei am 7. November 1914, Italien an Österreich-Ungarn am 23. Mai 1915, Italien an die Türkei am 20. August 1915, Bulgarien an Serbien am 14. Oktober 1915, England an Bulgarien am 15. Oktober 1915, Frankreich an Bulgarien am 16. Oktober 1915, Italien an Bulgarien am 18. Oktober 1915, Rußland an Bulgarien am 22. Oktober 1915 und Deutschland an Portugal am 9. März 1916.

Die neue Karpathenfront.

Zur Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn.

Den Mittelmächten ist ein neuer Feind entstanden: Rumänien hat der Monarchie der Habsburger vorgestern abend den Krieg erklärt. Es wird in Österreich-Ungarn kaum jemanden geben, der von dieser Kriegserklärung überrascht worden wäre, denn die Entwicklung der rumänischen Politik in den zwei Jahren des Weltkrieges ließ unschwer erkennen, daß die Regierung in Bukarest langsamen, aber sicheren Schrittes in das Lager unserer Feinde hinüberschwenkte. Die einzelnen Kriegphasen, Erfolge und Mißerfolge der kämpfenden Parteien bewirkten zwar Störungen und Schwankungen, die Wolken hoben und senkten sich, je nach den Richtungen, aus denen gerade der Wind blies, aber zuletzt erwies sich die Bindung des Balkanstaates an den Viererband doch als so geschickt geknotet, daß Rumänien nach belanatem Vorbild den Weg des Verrates, des „meuchlerischen Überfalles“ wählte, wie es im gestrigen Kriegsbericht zutreffend heißt. Die Politik, die Eduard der Siebente entworfen, begonnen und angebahnt hat, die Politik der Einkreisung und der Abschneuerung der Mittelmächte feiert in dieser Kriegserklärung wie in der Italiens an das Deutsche Reich ihren letzten Triumph: denn nunmehr sind die beiden Zentralstaaten bis auf die kleine Schweiz ringsum von feindlichen Mächten eingesponnen.

Die Vorgeschichte der rumänischen Kriegserklärung zeigt eine auffallende Ähnlichkeit mit der Italiens. Da wie dort ist seit Jahren eine nationalistische Partei am Werk, die mit geschickten Schlagworten die „Befreiung der unterdrückten Brüder“ im Nachbarstaat forderte. In Rumänien liegt der Fall so, daß Brüder des gleichen Stammes in zwei Staaten leben, die heute gegeneinander Krieg führen: in Österreich-Ungarn und in Rußland. In Ungarn und in der Bukowina findet man etwa 3/4 Millionen Rumänen, im russischen Bessarabien über eine Million. Seit Jahren arbeiteten nur in Rumänien zwei große Vereinigungen für die Befreiung dieser Brüder: die „Nationalliga“ betrieb die Vorreißung der in Österreich-Ungarn wohnenden, die „bessarabische Liga“ nahm sich der russischen Rumänen an. Der Weltkrieg, der alle politischen Fragen ins Fließen brachte, hat den Traum eines Großrumäniens aus der Ideologie in greifbare Nähe gerückt, und nun stand Rumänien vor der Frage, ob es sein nationales Ideal gegen Rußland oder gegen Österreich-Ungarn verwirklichen sollte. Die Mathematik der Rumänen hielt sich nicht an Verträge und Bundes-

pflichten, sie war seit langem schon unter scheinheiligen Freundschaftsbeteuerungen auf Verrat eingestellt und folgte willig den lockenden Versprechungen der geschäftskundigeren Entente. Den Entschluß des Kabinetts Bratianu hat der Vormarsch der Bulgaren auf Salonichi und der Drang der Russen nach Konstantinopel zur Reife gebracht. Rumänien sieht in Bulgarien seinen gefährlichsten Rivalen, den einzigen Feind, der sich seiner Vorherrschaft auf dem Balkan in den Weg stellen

könnte. In Bukarest weiß man, daß Bulgarien den Verlust des Gebietes von Silistria, der im Frieden von 1913 festgelegt wurde, niemals vergessen kann, und so ließ man den Einflüsterungen des Viererbandes gegen die Mittelmächte um so williger Gehör. Und daß in Rumänien wie in Italien die silbernen Kugeln aus London gern genömmten wurden, ist ebenfalls kein Geheimnis.

Dies ist nüchtern betrachtet ungefähr der sachliche Hintergrund für die Kriegserklärung Rumäniens. Sie wird in den Mittelstaaten als unabwendbares Geschick empfunden, als ein Unglück für Rumänien, das in unfaßbarer Verblendung das unschätzbare Friedensgut von sich warf, um ein unsicheres Würfelspiel zu beginnen. Das Vertrauen, an dem wir jederzeit festgehalten haben, kann uns auch angesichts dieses Feindes nicht verlassen. An der Grenze gegen Rumänien ist seit Wochen alles vorgekehrt, und wie die Italiener vergebens an der Alpenfront antreten, so werden nun die Rumänen den Karpathenwall erfolglos bestürmen, ohne ihrer Treulosigkeit gegenüber dem Habsburgerstaat, dem alten und stets wohlwollenden Freund Rumäniens, froh zu werden. Wie in einer schwerer Stunde steht Deutschland in unerfüllterlicher Bundesstrene zu seinem Verbündeten: die Kriegserklärung des Deutschen Reiches an das vertragsbrüchige Rumänien ist gestern noch erfolgt. Das scharfe Schwert der verbündeten Mittelmächte, in das wir nach wie vor unsere Hoffnung setzen, wird auch über Rumänien ein gerechter, ein strafender Nichter sein.

Der Vertragsbruch Rumäniens.

Die Kriegserklärung der rumänischen Regierung.

Wien, 30. August.

Amtlich wird Nachstehendes verlautbart:

Wie bekannt, hat der königlich rumänische Gesandte im kaiserlichen und königlichen Ministerium des Äußern am 27. August knapp vor 9 Uhr abends die Kriegserklärung an Österreich-Ungarn in der Form einer vom rumänischen Minister des Äußern unterzeichneten Note überreicht. Dieses Schriftstück, welches in mühsamen Winkelzügen mit fadenscheinigen Sophismen und unter schamlosen Verdrehungen und Verleumdungen eine Brücke zwischen dem bisherigen Bündnisverhältnisse und dem Kriege zu schlagen versucht, hat folgenden Wortlaut:

„Das zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien geschlossene Bündnis trug laut der Erklärungen der Regierungen einen dem Wesen nach nur konservativen und defensiven Charakter. Sein Hauptzweck bestand darin, die verbündeten Länder gegen alle von außen kommenden Angriffe zu schützen und die durch die früheren Verträge geschaffene Lage zu festigen. Von dem Wunsche beseelt, seine Politik mit seinen friedlichen Bestrebungen in Übereinstimmung zu bringen, hat sich Rumänien diesem Bündnisse angeschlossen.

Seiner inneren Wiedererstarbung gewidmet und treu seinem festen Entschlusse, im Gebiete der unteren Donau ein Element der Ordnung und des Gleichgewichtes zu bleiben, hat Rumänien unentwegt zur Aufrechterhaltung des Friedens am Balkan beigetragen. Die letzten Balkankriege haben, indem sie den Status quo zerstörten, dem Lande eine neue Richtlinie vorgezeichnet. Sein Eingreifen hat den Abschluß des Friedens beschleunigt und das Gleichgewicht wieder hergestellt; für sich selbst hat es sich mit einer Grenzberichtigung begnügt, die ihm eine größere Sicherheit gegen Angriffe gewährte und die gleichzeitig die auf dem Berliner Kongresse zu seinem Nachteil begangene Ungerechtigkeit wieder gut machte. Allein bei der Verfolgung dieses Zieles erlebte Rumänien die Enttäuschung, feststellen zu müssen, daß es beim Wiener Kabinette nicht jener Haltung begegnete, die es mit Recht erwarten konnte. Als der jetzige Krieg ausbrach, lehnte es Rumänien, so wie es Italien getan hatte, ab, sich der Kriegserklärung Österreich-Ungarns anzuschließen, von welcher es durch das Wiener Kabinette nicht vorher verständigt worden war. Im Frühjahr 1915 hat Italien Österreich-Ungarn den Krieg erklärt.

Der Dreibund bestand nicht mehr. Hiemit verschwanden die Gründe, welche den Anschluß Rumäniens an dieses politische System veranlaßt hatten. An Stelle einer Gruppierung von Staaten, welche durch gemeinsame Bestrebungen trachteten, zusammen zu arbeiten, um den Frieden und die Aufrechterhaltung der tatsächlichen und rechtlichen Lage, wie sie durch die Verträge geschaffen war, zu sichern, besand man sich Mächten gegenüber, die sich bekriegten, eben in der Absicht,

zu einer völligen Umgestaltung der alten Abmachungen zu gelangen, die als Grundlage für den Bündnisvertrag gedient hatten. Diese einschneidenden Änderungen waren für Rumänien ein offenkundiger Beweis, daß das Ziel, das es durch seinen Anschluß an den Dreibund verfolgt hatte, nicht mehr erreicht werden konnte und daß es sein Augenmerk und seine Bemühungen auf neue Bahnen lenken müsse und dies umso mehr, als das von Österreich-Ungarn unternommene Vorgehen einen für die wesentlichen Interessen Rumäniens, sowie für seine berechtigten völkischen Bestrebungen drohenden Charakter annahm. Gegenüber einer so grundlegenden Änderung der zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Rumänien geschaffenen Lage hat letzteres seine Handlungsfreiheit zurückgenommen.

Die neutrale Haltung, die sich die königliche Regierung nach einer Kriegserklärung auferlegt hatte, welche unabhängig von ihrem Willen und gegen ihre Interessen erfolgt war, war vor allem infolge der Zusicherungen eingenommen worden, welche seitens der k. u. k. Regierung anfangs gegeben wurden, daß nämlich die Monarchie bei der Kriegserklärung an Serbien nicht durch Eroberungsgelüste beeinflusst gewesen sei, und daß sie in keiner Weise Gebietsveränderungen anstrebe. Diese Zusicherungen haben sich nicht erfüllt.

Heute stehen wir einer tatsächlichen Lage gegenüber, aus der große Gebietsveränderungen und politische Umwandlungen erwachsen können, welche geeignet erscheinen, die Sicherheit und die Zukunft Rumäniens ernstlich zu bedrohen. Das Friedenswerk, das Rumänien getreu dem Geiste des Dreibundes zu vollführen versucht hatte, ist auf diese Weise unfruchtbar gemacht worden, gerade durch jene, die dazu berufen waren, es zu unterstützen und zu verteidigen.

Als sich Rumänien im Jahre 1883 der Gruppe der Zentralmächte anschloß, lag es ihm ferne, die Bande des Blutes zu vergessen, welche die Bevölkerung des Königreiches mit den rumänischen Unterthanen der österreichisch-ungarischen Monarchie verknüpften. Es erblickte vielmehr in den bundesfreundlichen Beziehungen, die sich zwischen den drei Großmächten herausgebildet hatten, ein wertvolles Unterpfand für seine innere Lage ebensowohl wie für die Besserung des Loses der Rumänen in Österreich-Ungarn. Denn in der Tat waren Deutschland und Italien, die ihr Staatswesen auf dem Nationalitätenprinzipie neu gegründet hatten, gezwungen, die Berechtigung jener Grundlagen anzuerkennen, auf denen ihr eigenes Dasein beruhte. Österreich-Ungarn hinwieder fand in den freundschaftlichen Beziehungen, die sich zwischen ihm und dem Königreiche Rumänien herausgebildet hatten, eine Sicherung für seine Ruhe sowohl im Innern, als auch an unseren gemeinsamen Grenzen; denn es war ihm nicht unbekannt, in welchem Maße die Unzufriedenheit der rumänischen Bevölkerung bei uns einen Widerhall fand und immer wieder die guten Beziehungen zwischen den beiden Staaten zu trüben drohte.

1916. 8. 27

Die Hoffnung, die wir von diesem Gesichtspunkte aus auf unseren Beitritt zum Dreibunde gesetzt hatten, ist getäuscht worden. Während eines Zeitraumes von mehr als 30 Jahren haben die Rumänen der Monarchie nicht bloß niemals die Einführung einer Reform gesehen, die geeignet gewesen wäre, ihnen auch nur den Schein einer Befriedigung zu bieten, sondern sind im Gegenteil als eine untergeordnete Rasse behandelt und verurteilt worden, die Unterdrückung durch ein fremdes Element zu erleiden; das unter den verschiedenen Nationalitäten, aus denen sich der österreichisch-ungarische Staat zusammensetzt, bloß eine Minderheit darstellt.

Alle Ungerechtigkeiten, welche unsere Brüder auf diese Weise erfahren mußten, haben zwischen unserem Lande und der Monarchie einen fortdauernden Zustand der Gereiztheit erhalten, den die Regierungen des Königreiches nur unter großen Schwierigkeiten und zahlreichen Opfern beruhigen konnten.

Als der gegenwärtige Krieg ausbrach, hätte man hoffen können, daß sich die österreichisch-ungarische Regierung wenigstens in letzter Stunde von der dringenden Notwendigkeit überzeugen würde, dieser Ungerechtigkeit ein Ende zu machen, welche nicht bloß unsere freundschaftlichen Beziehungen, sondern sogar das normale Verhältnis, das zwischen den Nachbarstaaten bestehen sollte, in Gefahr brachte.

Zwei Kriegsjahre, während welcher Rumänien seine Neutralität bewahrte, haben bewiesen, daß sich Österreich-Ungarn, welches jeder inneren Reform die

das Leben der von ihm beherrschten Völker verbessern könnte, feindlich gegenüber steht, ebenso bereit gezeigt hat, diese Völker hinzupferen, als ohmächtig, sie gegen äußere Angriffe zu verteidigen.

Der Krieg, an dem fast ganz Europa teilnimmt, stellt die ernstesten Fragen hinsichtlich der nationalen Entwicklung, ja selbst der Existenz der Staaten auf; von dem Wunsche beseelt, das Ende des Konfliktes zu beschleunigen und unter dem Gebote der Notwendigkeit, seine Rassen-Interessen zu schützen, sieht sich Rumänien gezwungen, sich denen anzuschließen, die mehr in der Lage sind, die Durchführung seiner nationalen Einheit zu sichern.

Aus diesem Grunde betrachtet es sich von diesem Augenblicke angefangen als im Kriegszustande mit Österreich-Ungarn befindlich.

Bukarest, am 14. (27.) 1916, 9 Uhr abends.

Em. Porumbanov. p.

Kriegserklärung Rumäniens an Österreich-Ungarn.

Die 30. Kriegserklärung.

Kriegszustand ab 27. August, 9 Uhr abends.

W. B. Wien, 28. August. Gestern nacht ist der königlich rumänische Gesandte im Ministerium des Äußern erschienen, um eine Note zu übergeben, derzufolge sich Rumänien ab 27. August, 9 Uhr abends, als im Kriegszustande mit Österreich-Ungarn befindlich betrachte.

Einberufung des deutschen Bundesrats.

W. B. Berlin, 28. August. Das Wolffsbureau meldet:

Die rumänische Regierung hat gestern abend Österreich-Ungarn den Krieg erklärt.

Der Bundesrat wird zu einer sofortigen Sitzung zusammenberufen.

Der rumänische Kriegsplan.

Äußerungen eines rumänischen Generals.

r. Bukarest, 28. August. Ein hoher rumänischer Offizier, General Garbescu, kommt in dem entente-freundlichen „Abeverul“ zu folgenden Schlüssen: „Wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben, weder in Bezug auf die Terrain-schwierigkeiten des Gebietes, das wir durchziehen müssen, noch in Bezug auf den Widerstand, den uns Österreich-Ungarn auf unserem Eroberungsmarsch entgegenzusetzen wird. Zwei Drittel der Strecke von 500 Kilometer, die Kronstadt von der Theiß trennen, sind gebirgig, und ein Manöver in diesem Gelände ist mit großen Schwierigkeiten verbunden. Von den Karpathen bis zur galizischen Grenze sind nicht mehr als 250 Kilometer. Trotzdem haben die Österreicher, Ungarn und Deutschen sieben Monate benötigt, um die Russen aus Galizien zu vertreiben. Wir müssen besonders damit rechnen, daß wir unter den günstigsten Bedingungen zumindest ein Jahr schwerer Kämpfe brauchen werden, um die Ungarn aus Siebenbürgen herauszubringen.“

General Garbescu läßt dann erkennen, daß Rumänien keinen Krieg gegen Bulgarien führen, sondern nur die rumänischen Gebiete in Österreich-Ungarn selbst besetzen will. „Die Verwirklichung unseres nationalen Ideals“, schreibt er, „kann natürlich nicht durch unsere eigenen Mittel

(Goldgabel)

erreicht werden, und darum ist jeder Erfolg der Vierverbandsmächte ein Schritt vorwärts zur Bildung eines Großrumänien, zur Verwirklichung unseres Traumes. Um aber mit Sicherheit unser Ziel zu erreichen, müssen wir beim Friedensschluß alle diese Gebiete militärisch besetzt haben. Aller Wahrscheinlichkeit nach werden die russischen Heere auf der Ostfront so in Anspruch genommen sein, daß sie nicht in der Lage sein werden, eine Masse von einer Million Mann zu entbehren, um über die Besiden auf Budapest zu marschieren, sondern sie werden es uns überlassen, zugleich mit den Kräften von Saloniki und den Truppen Italiens die schwierige Frage zu lösen. Unter solchen Umständen werden wir alle unsere Kräfte benötigen, um im Norden zu operieren. Bevor wir also einen Angriff auf die Karpaten machen, muß die Aktion von Saloniki begonnen haben und auch das Eingreifen einer russischen Truppenmacht von 150.000 bis 200.000 Mann, die durch die Dobrudscha gehen soll, erfolgt sein."

Man mag aus den Ausführungen Garbescus ersehen, daß so manches „Wenn und Aber“ aus dem Wege zu räumen ist, bevor der rumänische Eroberungszug Erfolg haben könnte.

Rumänien und Deutschland.

r. Bukarest, 28. August. Der ententefreundliche „Univerſal“ schrieb vor wenigen Tagen: Jeder Rumäne ist sich klar darüber, daß die Stunde Rumäniens geschlagen hat. Bald werden die Todfeinde Rumäniens, die Ungarn und Bulgaren, die rumänischen Soldaten kennen lernen. Bis dahin aber muß die Frage geklärt sein, wie steht unser Verhältnis zu Deutschland? Wir haben keine Feindschaft gegen Deutschland, im Gegenteil, wir verdanken ihm viel. Wir verdanken ihm unsere Dynastie, den Begründer des Königreiches, Carol I., und den Schöpfer des Großrumänien von morgen, König Ferdinand. Wir verdanken ihm eineinhalb Milliarden, dank deren wir uns wirtschaftlich entwickeln konnten. Keinerlei Feindschaft besteht also zwischen uns und den Deutschen. Wenn diese aber, sobald Rumäniens Stunde schlägt, sich der Verwirklichung des rumänischen Ideals widersetzen sollten, dann werden wir gegen sie mit der gleichen Wut kämpfen, wie gegen die Bulgaren und Ungarn. In wenigen Wochen werden die rumänischen Truppen die Karpaten überschreiten,

dann können die Deutschen sicher sein, daß König Ferdinand von Hohenzollern entschlossen gegen Wilhelm II. von Hohenzollern kämpfen wird. Der erste Rumäne wird an der Spitze seiner Truppen gegen die Deutschen ziehen.

Die Pariser Auffassung.

r. Bern, 28. August. In einer Mitteilung aus Paris heißt es: Kommt die Intervention Rumäniens, so dankt sie die Entente einmal allerdings den russischen Erfolgen, andererseits aber auch der Anwesenheit ihrer Heere in Mazedonien. Wäre die Armee Sarrail nicht, so würden die Rumänen von den Bulgaren in Schach gehalten. So aber muß die Versuchung für die Rumänen groß sein, dann über die Bulgaren herzufallen, wenn sie im Süden engagiert sind. Für die Politik Rumäniens ist nicht nur die siebenbürgische Frage maßgebend. Rumänien hat ein dringendes Interesse daran, daß Bulgarien im Balkan nicht das mächtigste Land wird. Wenn Bulgarien aus seinem Bündnis mit den Mittelmächten großen Vorteil zieht, so wird die Lage für Rumänien früher oder später gefährlich, denn die Bulgaren nehmen den Vertrag von 1913 nicht an. Sie halten, wie sie öffentlich erklären, an der Rückgewinnung der Dobrudscha fest. Sie wollen die Vormacht im Balkan werden und machen kein Hehl daraus. Darum hat Rumänien kein Interesse daran, daß die Verbündeten der Bulgaren den Sieg davontragen, und darum wird es jede Gelegenheit benützen, über die Bulgaren herzufallen, wenn ihm die Gelegenheit als sicher erscheint. Die Frage ist nur, ob und wann ihm diese relative Sicherheit als erreicht erscheinen wird. Für die Entschlüsse Rumäniens ist einzig und allein die militärische Lage ausschlaggebend, so wie sie den leitenden Männern in Bukarest erscheint.

Der Krieg mit Rumänien.

Die rumänische Note über die Kriegserklärung.

Amlich wird mitgeteilt: Wie bekannt, hat der rumänische Gesandte im I. u. I. Ministerium des Neuhern am 27. d., Knapp vor 9 Uhr abends, die Kriegserklärung an Oesterreich-Ungarn in der Form einer vom rumänischen Minister des Neuhern unterzeichneten Note überreicht. Dieses Schriftstück, das in mühsamen Winkelzügen mit sabenscheinigen Sophismen und unter schamlosen Verbrehungen und Verleumdungen eine Brücke zwischen dem bisherigen Bundesverhältnis und dem Kriegszustand zu schlagen versucht, hat folgenden Wortlaut:

Das zwischen Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien geschlossene Bündnis trug laut der Erklärungen der Regierungen einen dem Wesen nach nur konservativen und defensiven Charakter. Sein Hauptzweck bestand darin, die verbündeten Länder gegen alle von außen kommenden Angriffe zu schützen und die durch die früheren Verträge geschaffene Lage zu festigen. Von dem Wunsche befeelt, seine Politik mit seinen friedlichen Bestrebungen in Uebereinstimmung zu bringen, hat sich Rumänien diesem Bündnis angeschlossen. Seiner inneren Wiedererstarbung gewidmet und treu seinem festen Entschluß, im Gebiet der unteren Donau ein Element der Ordnung und des Gleichgewichtes zu bleiben, hat Rumänien unentwegt zur Aufrechterhaltung des Friedens am Balkan beigetragen. Die letzten Balkankriege haben, indem sie den Statusquo zerstörten, dem Lande eine neue Richtlinie vorgezeichnet. Sein Eingreifen hat den Abschluß des Friedens beschleunigt und das Gleichgewicht wieder hergestellt; für sich selbst hat es sich mit einer Grenzberichtigung begnügt, die ihm eine größere Sicherheit gegen Angriffe gewährte und die gleichzeitig die auf dem Berliner Kongress zu seinem Nachteil begangene Ungerechtigkeit wieder gutmachte. Allein bei der Verfolgung dieses Zieles erlebte Rumänien die Enttäuschung, feststellen zu müssen, daß es beim Wiener Kabinett nicht jener Haltung begegnete, die es mit Rechte erwarten konnte.

Als der jetzige Krieg ausbrach, lehnte es Rumänien, so wie es Italien getan hatte, ab, sich der Kriegserklärung Oesterreich-Ungarns anzuschließen, von welcher es durch das Wiener Kabinett nicht vorher verständigt worden war. Im Frühjahr 1915 hat Italien an Oesterreich-Ungarn den Krieg erklärt. Der Dreibund bestand nicht mehr. Siemitt verschwanden die Gründe, die den Anschluß Rumäniens an dieses politische System veranlaßt hatten. An Stelle einer Gruppierung von Staaten, die durch gemeinsame Bestrebungen trachteten, zusammenzuarbeiten, um den Frieden und die Aufrechterhaltung der tatsächlichen und rechtlichen Lage, wie sie durch die Verträge geschaffen war, zu sichern, besand man sich Mächten gegenüber, die sich bekriegten, eben in der Absicht, zu einer völligen Umgestaltung der alten Abmachungen zu gelangen, die als Grundlage für ihren Bündnisvertrag gedient hatten. Diese einschneidenden Veränderungen waren für Rumänien ein offenkundiger Beweis, daß das Ziel, das es durch seinen Anschluß an den Dreibund verfolgt hatte, nicht mehr erreicht werden konnte, und daß es sein Augenmerk und seine Bemühungen auf neue Bahnen lenken müsse, und dies umso mehr, als das von Oesterreich-Ungarn unternommene Vorgehen einen für die wesentlichen Interessen Rumäniens sowie für seine berechtigten politischen Bestrebungen drohenden Charakter annahm.

Gegenüber einer so grundlegenden Veränderung der zwischen der österreichisch-ungarischen Monarchie und Rumänien geschaffenen Lage hat Rumänien seine Handlungsfreiheit zurückgewonnen.

Die neutrale Haltung, die sich die königliche Regierung nach einer Kriegserklärung auferlegt hatte, die unabhängig von ihrem Willen und gegen ihre Interessen erfolgt war, war vor allem infolge der Zusicherungen eingenommen worden, die von der I. u. I. Regierung anfangs gegeben wurden, daß nämlich die Monarchie bei der Kriegserklärung an Serbien nicht durch Eroberungsgelüste beeinflusst gewesen sei und daß sie in keiner Weise Gebietsverwerbungen anstrebte. Diese Zusicherungen haben sich nicht erfüllt. Heute stehen wir einer tatsächlichen Lage gegenüber, aus der große Gebietsveränderungen und politische Umwandlungen erwachsen können, die geeignet erscheinen, die Sicherheit und die Zukunft Rumäniens ernstlich zu bedrohen. Das Friedenswerk, das Rumänien getreu dem Geiste des Dreibundes zu vollführen versucht hatte, ist auf diese Weise unfruchtbar gemacht worden, gerade durch die, die dazu berufen waren, es zu unterstützen und zu verteidigen.

Als sich Rumänien im Jahre 1883 der Gruppe der Zentralmächte anschloß, lag es ihm fern, die Bande des Blutes zu vergessen, die die Bevölkerung des Königreiches mit den rumänischen Untertanen der österreichisch-ungarischen Monarchie verknüpften. Es erblickte vielmehr in den bundesfreundlichen Beziehungen, die sich zwischen den drei Großmächten herausgebildet hatten, ein wertvolles Unterpfand für seine innere Ruhe ebensowohl wie für die Festigung des Loses der Rumänen in Oesterreich-Ungarn. Denn in der Tat waren Deutschland und Italien, die ihr Staatswesen auf dem Nationalitätsprinzip neu gegründet hatten, gezwungen, die Berechtigung jener Grundlagen anzuerkennen, auf denen ihr eigenes Dasein beruhte. Oesterreich-Ungarn hinwieder fand in den freundschaftlichen Beziehungen, die sich zwischen ihm und dem Königreich Rumänien herausgebildet hatten, eine Sicherung für seine Ruhe sowohl im Innern als auch an unseren gemeinsamen Grenzen; denn es war ihm nicht unbekannt, in welchem Maße die Unzufriedenheit der rumänischen Bevölkerung bei uns einen Widerhall fand und immer wieder die guten Beziehungen zwischen den beiden Staaten zu trüben drohte.

Die Hoffnung, die wir von diesem Gesichtspunkt aus auf unseren Beitritt zum Dreibund gesetzt hatten, ist gestürzt worden. Während eines Zeitraumes von mehr als dreißig Jahren haben die Rumänen der Monarchie nicht bloß niemals die Einführung einer Reform gesehen, die geeignet gewesen wäre, ihnen auch nur den Schein einer Befriedigung zu bieten, sondern sind im Gegenteil als eine untergeordnete Klasse behandelt und pervertiert worden, die Unterdrückung durch ein fremdes Element zu erleiden, das unter den verschiedenen Nationalitäten, aus denen sich der österreichisch-ungarische Staat zusammensetzt, bloß eine Minorität darstellt. Alle Ungerechtigkeiten, die unsere Brüder auf diese Weise erfahren mußten, haben zwischen unserem Lande und der Monarchie einen fort dauernden Zustand der Gereiztheit erhalten, den die Regierungen des Königreiches nur unter großen Schwierigkeiten und zahlreichen Opfern beruhigen konnten.

Als der gegenwärtige Krieg ausbrach, hätte man hoffen können, daß sich die österreichisch-ungarische Regierung wenigstens in letzter Stunde von der dringenden Not-

wendigkeit überzeugen würde, dieser Ungerechtigkeit ein Ende zu machen, die nicht bloß unsere Freundschaftsbeziehungen, sondern sogar das normale Verhältnis, das zwischen zwei Nachbarstaaten bestehen soll, in Gefahr brachte. Zwei Kriegsjahre, während deren Rumänien seine Neutralität bewahrte, haben bewiesen, daß sich Oesterreich-Ungarn — welches jeder inneren Reform, die das Leben der von ihm beherrschten Völker verbessern könnte, feindlich gegenübersteht — ebenso bereit gezeigt hat, diese Völker hinzupferen, als ohnmächtig, sie gegen äußere Angriffe zu verteidigen. Der Krieg, an dem fast ganz Europa teilnimmt, stellt die ernstesten Fragen hinsichtlich der nationalen Entwicklung, ja selbst der Existenz der Staaten auf; von dem Wunsche befeelt, das Ende des Konflikts zu beschleunigen, unter dem Gebot der Notwendigkeit, seine Balkaninteressen zu schützen, sieht sich Rumänien gezwungen, sich denen anzuschließen, die mehr in der Lage sind, die Durchführung seiner nationalen Einheit zu sichern.

Aus diesen Gründen betrachtet es sich von diesem Augenblick anfangen als im Kriegszustand mit Oesterreich-Ungarn befindlich.

Bukarest, am 14./27. August 1916, 9 Uhr abends.

Em. Porumbaro m. p.

Die Antwort des k. u. k. Ministers des Aeußern.

Zu dieser Note wird amtlich erklärt:

Unsere Oeffentlichkeit wird für die hier wiedergegebene Stilübung der Bukarester Verräter die richtige Einschätzung finden und erkennen, daß sich die rumänische Kriegserklärung als ein ungeschicktes Plagiat der italienischen darstellt. In Erbärmlichkeit der Gesinnung gleicht eben der Judas im Südosten dem im Südwesten, und wenn man durchaus einen Unterschied in der Stilistik beider konstruieren will, so liegt er darin, daß Italien seinen vorbedachten Treubruch mit den ihm von alters her geläufigen machiavellistischen Phrasen motiviert, während die plumperen Form der rumänischen Ennaziation das deutliche Gepräge des nur von einer Lünche europäischer Kultur überdeckten transkarpathischen Sogarenstums aufweist.

Wir wollen uns nur mit einigen Bemerkungen zu dem rumänischen Schriftstück äußern. Herr Porumbaro — wir nennen hiemit diesen Namen, dem wir früher in der Führung der rumänischen Politik selten begegnet sind, für die Nachwelt an — muß in der Einleitung zugeben, daß die Allianz der Centralmächte, der sich Rumänien angeschlossen — mit dem Dreibund als solchem hatte Rumänien bekanntlich nichts zu tun, einen eminent friedlichen Charakter hatte. Wahrheitsgemäß hätte der rumänische Minister des Aeußern hinzufügen müssen, daß Rumänien diesem Friedensbündnis, dem es durch mehr als dreißig Jahre angehörte, eine gestärkte Existenz, eine geachtete Stellung in Europa und eine aufsteigende politische und wirtschaftliche Entwicklung verdankte. Wenn in dem Dokument, anspielend auf die Periode der Balkankriege, gesagt wird, daß Rumänien berechtigt gewesen wäre, eine andere Haltung des Wiener Kabinetts zu erwarten, so mag als Gegenzeuge der damalige Regierungschef Majorescu gehört werden, der seinerzeit — im Dezember 1913 — im rumänischen Parlament ausdrücklich der Legende entgegentrat, als ob Oesterreich-Ungarn nicht jederzeit voll und tatkräftig

für Rumänien eingetreten wäre. Daß Rumänien es vorzog, statt durch eine ausgleichende Tätigkeit die Herstellung eines gerechten, Dauer verbürgenden Zustandes am Balkan zu fördern, an dem zu Boden liegenden Bulgarien Erpressungen zu verüben, konnten wir natürlich nicht gut heißen.

Ganz nach italienischem Vorbild versucht die rumänische Regierung, die Weigerung Rumäniens, bei Ausbruch des Konflikts zwischen den Centralmächten und Rußland seine Bündnispflichten zu erfüllen, damit zu rechtfertigen, daß das Vorgehen der Monarchie mit dem friedlichen und konservativen Charakter der Allianz im Widerspruch gewesen wäre. Wir brauchen hier nicht neuerlich auf die bereits weltgeschichtlich gewordene Tatsache hinzuweisen, daß die von Rußland patronisierten Provokationen Serbiens dazu bestimmt waren, unsere Langmut zu erschöpfen und uns den Kampf um die Integrität der Monarchie aufzuzwingen. Bündnisse werden nicht allein für die sonnigen Tage des Friedens, sondern auch für die ernstesten Tage kriegerischer Bedrohung geschlossen. Rumänien, das die Segnungen der Allianz während einer dreißigjährigen Friedensperiode genöß, hat sie verleugnet, als es galt, im Ernstfall für sie einzutreten.

Daß Rumänien aber bis jetzt wenigstens neutral geblieben ist und seinen Ueberfall auf die Monarchie bis zu diesem ihm günstig scheinenden Moment verschoben hat, will es damit erklären, daß Rumänien unseren Versicherungen geglaubt hatte, wonach wir keine territorialen Eroberungen beabsichtigen, daß es jetzt aber eines anderen belehrt sei. Woher weiß Herr Porumbaro, daß wir unseren Sinn geändert haben? Glaubt er, daß das Vordringen in Feindesland die Absicht von Annexionen involviert, und hat er nichts davon gehört, daß die Besetzung feindlichen Gebietes das natürliche Ergebnis erfolgreicher militärischer Operationen ist?

Den Partherpfeil glaubt Herr Porumbaro in dem letzten Absatz seiner Schmähschrift abzufenden, in welchem er den Versuch macht, über die inneren Verhältnisse der Monarchie zu Gericht zu sitzen. Dieser Versuch ist ebenso unversoren, als seine Behauptungen über die Behandlung des rumänischen Volksstammes in der Monarchie Lügenhaft sind. Es gibt keinen Rumänen, der nicht wüßte, daß die kulturelle Renaissance des Rumänentums gerade von jenen Gebieten ausging, in welchen das rumänische Element angeblich unterdrückt und verfolgt wird. Die rumänischen Staatsmänner täten besser, sich um das Schicksal ihrer eigenen Landbevölkerung zu kümmern, die im Zustand des Helotentums und des Analphabetentums ein menschenunwürdiges Dasein fristet. Verzweifelte Zustände des unglücklichen rumänischen Bauerntums mußten noch vor wenigen Jahren in Strömen von Blut erstickt werden; die Reformen, die der Inspirator der rumänischen Note damals seinen unglücklichen Landskuten verhieß, stehen bekanntlich heute noch auf dem Papier.

Wenn schließlich die rumänische Regierung das Schicksal der Bukowina bedauert, wo die neuen kroatishen Bundesgenossen Herr Bratianus die rumänische Bevölkerung drangsalierten, so stünde es dem rumänischen Minister besser an, über die Zukunft seines eigenen Landes Betrachtungen anzustellen, das er mutwillig allen Schrecknissen eines unehrlich begonnenen Krieges ausliefert. Die Sorge für die Verteidigung unseres Gebietes aber mag er getrost unseren tapferen Heeren überlassen, die den alten wie den neuen Eindringlingen den Weg hinaus mit Nachdruck zu zeigen wissen werden.

DER KAMPF

Nr.: 10.9/9

TAG: September 1916

Karl Kautsky: Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

(Schluss.)

9. Die Kriegslieferanten.

Die ökonomische Schädigung, die der Krieg durch Verschiebung des Verhältnisses zwischen der Produktion von Produktionsmitteln und der von Konsumtionsmitteln und durch Lähmung oder Vergeudung von Produktivkräften herbeiführt, trifft nicht alle Unternehmungen und nicht alle Produktionszweige und auch nicht alle Länder gleich.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

301

Dass es Unternehmungen gibt, die durch den Krieg nicht leiden, sondern durch ihn gedeihen und zur Blüte kommen, pfeifen heute die Spatzen von den Dächern. Die Kriegslieferanten machen Bombengeschäfte. Um so mehr, je mehr im Kriege die Regeln der Oekonomie aufgehoben sind. Nicht die Billigkeit, sondern bei gleicher Qualität die Massenhaftigkeit und Schnelligkeit der Lieferung wird da entscheidend, der Preis spielt keine Rolle. Je bedrängter der Staat, je dringender seine Bedürfnisse, desto massloser die Preise, die seine Lieferanten fordern und erhalten, desto fetter ihre Profite. Sie waren stets am höchsten in Kriegen, in denen der Staat einen Verzweiflungskampf zu führen hatte, die Leiden und Opfer der Gesamtheit der Bevölkerung am grössten waren.

Die Leichtigkeit und Grösse der Kriegsgewinne lässt sie ähnlich wirken wie den Gewinn aus Hasardspielen. Auf der einen Seite lassen die Kriegslieferungen pilzartig Riesenvermögen entstehen, auf der anderen fördern sie leichtfertigen Luxus. So kann durch die Kriegsgewinne trotz des allgemeinen Elends manche Luxusindustrie ebenfalls befruchtet werden. Für oberflächliche Beschauer, die den Stätten dieser Gewinne und dieses Luxus nahesteht und ausschliesslich nach ihren persönlichen Eindrücken urteilen, mag es scheinen, als wirke der Krieg ökonomisch anregend, als bringe er „Geld unter die Leute“, namentlich dort, wo die Kriegslieferanten im Lande wohnen, das Geld also im Lande bleibt.

Das ist dieselbe Logik, die meint, dass der Wohlstand im Lande um so grösser sei, je toller die Verschwendung, die in dem übermütigen und sinnlosen Luxus des französischen Hofadels im XVIII. Jahrhundert den Grund von Frankreichs Grösse sah. In Wirklichkeit wurde er schliesslich der Grund des Zusammenbruchs Frankreichs, der Grund, dass der Uebergang vom feudalen zum bürgerlichen Staat dort die Formen der grossen Revolution annahm.

Diese wollte durch Expropriierung von Adel und Kirche eine demokratische Gleichheit der Vermögen herstellen. Die grossen Kriege, die sie zu führen hatte, schufen aber wieder neue grosse Vermögen von Emporkömmlingen. Vergebens suchte die kleinbürgerliche Demokratie durch das Schreckensregiment das Aufkommen dieser Emporkömmlinge zu hindern. Sie erwiesen sich stärker als die Guillotine, denn der Krieg machte sie ebenso notwendig wie die Generale und so endete der Kampf für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in der Beherrschung Frankreichs durch Kriegslieferanten und Generale, im Direktorium und dann dem Kaiserreich.

Diesen Elementen konnte es nicht genug Krieg geben, der Frieden erschien ihnen als eine Geschäftsstörung. Damit bezeugten sie aber nur, dass ihr geschäftliches Interesse und das ökonomische Interesse der Gesellschaft zwei total verschiedene, miteinander unvereinbare, einander widersprechende Dinge sind.

Das Wettrüsten der letzten Jahrzehnte hat in Europa eine ähnliche Wirkung erzeugt wie ehemals die Revolutionskriege in Frankreich. Es hat die Gewinne, die ökonomische und politische Macht der Interessenten am Krieg erheblich gesteigert.

Neben den Kriegsindustriellen gehören dazu auch die grossen Grundbesitzer.

10. Die Landwirtschaft.

Die Landwirtschaft ist unter den grossen Produktionszweigen derjenige, dessen Produktivkraft unter den ökonomischen Wirkungen des Krieges am wenigsten leidet. Natürlich, die Verwüstungen einer feindlichen Invasion oder gar eines Kriegsschauplatzes treffen sie nicht minder, ja vielleicht noch schwerer als die städtische Industrie. Aber davon handeln wir hier nicht, sondern von den ökonomischen Wirkungen, die der Krieg ausserhalb seines eigentlichen Zerstörungsbereichs durch die Veränderungen im Produktionsprozess (wozu auch das Verkehrswesen gehört) hervorruft.

Die Landwirtschaft hat vor der Industrie vor allem den grossen Vorteil voraus, dass ihr entscheidendes Produktionsmittel kein Produkt menschlicher Arbeit ist, der Boden. Seine grössere oder geringere Fruchtbarkeit hängt natürlich von der Anwendung verschiedener Arbeitsmittel auf ihn ab, vom Pflügen und Düngen und Drainieren u. s. w. Aber er selbst geht nicht zugrunde und bedarf nicht einer Erneuerung wie etwa eine alte Maschine oder ein altes Eisenbahngleise.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

302

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

Der Produktionsprozess der Landwirtschaft ist aber auch vom Verkehr weniger abhängig als der der Industrie. Die Produktion für den Selbstgebrauch ist in ihr noch stärker erhalten, die Spezialisierung der Unternehmungen weniger vorgeschritten, und wo das der Fall ist, ist die Rückkehr zu primitiveren Verhältnissen, die mit geringerem Verkehr wirtschaften, leichter möglich. So gab es zum Beispiel in Deutschland in der Zeit vor dem Krieg viele Betriebe, die ihr Vieh zum Teil mit gekauften Futtermitteln ernährten. Wenn jetzt diese ausblieben, so brauchen deswegen die Betriebe nicht stillzustehen. Sie konnten sich damit helfen, dass sie entweder weniger Lebensmittel für Menschen anbauten oder solche Lebensmittel, etwa Roggen oder Kartoffeln, als Viehfutter verwendeten. Dabei litten die städtischen Konsumenten, nicht aber der landwirtschaftliche Betrieb.

Mancher Landwirt, der Handelspflanzen baut, kann durch die Lähmung des Verkehrs verhindert werden, sie auf den Markt zu bringen. Es können Produkte sein, die aufzubewahren und im eigenen Haushalt oder Betrieb zu konsumieren er nicht imstande ist. Das schädigt ihn jedoch nur vorübergehend. Im nächsten Jahre baut er eine andere Pflanze, die er besser zu verwerten vermag. So wurde in Aegypten der Anbau der Baumwolle während des Krieges reduziert und durch Anbau von Hülsenfrüchten ersetzt, die in der englischen Armee guten Absatz finden: auch ein Beispiel dafür, wie im Kriege die Produktion von Produktionsmitteln durch die von Konsumtionsmitteln zurückgedrängt wird.

Weder Mangel an Rohmaterial noch Mangel an Absatz verurteilt landwirtschaftliche Betriebe während des Krieges zum Stillstand.

Dabei bedeutet die Einstellung oder Erschwerung der landwirtschaftlichen Zufuhren aus dem Ausland in den industriellen Staaten eine Verstärkung der Monopolstellung, die ihre Landwirtschaft schon in Friedenszeiten in hohem Grad erreicht hat. Dank dem vermag sie die Preise ihrer Produkte erheblich zu steigern, auch wenn die Produktionskosten dieselben bleiben. Wo diese wachsen, kann sie die Preise ihrer Produkte noch rascher in die Höhe schnellen. Das heisst, während der Ertrag der Gesamtproduktion abnimmt, vermag sie ihren Anteil am Ertrag, am Gesamtprodukt der Gesellschaft zu steigern. In diesem Sinne kann die ökonomische Produktivität der Landwirtschaft im Kriege wachsen, trotzdem ihre technische Produktivität wegen Mangels an menschlichen und tierischen Arbeitskräften, an Dünger etc. abnimmt. Während die Gesellschaft verarmt, kann sich die Landwirtschaft und der Grundbesitz bereichern. Während das Gesamtkapital zurückgeht, kann das landwirtschaftliche Kapital ebenso wie das Kapital der Kriegslieferanten wachsen und die Landwirtschaft nach dem Kriege reicher und mächtiger dastehen als vor ihm — natürlich, wie schon wiederholt bemerkt, abgesehen von den Gegenden des Kriegsschauplatzes und der Invasion.

Nach dem Kriege wird die monopolistische Stellung der Landwirtschaft wohl etwas schwächer werden, aber nicht sehr schnell oder vielleicht nie wieder innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft auf den Stand vor dem Kriege zurückgehen.

Die künstlichen Hemmnisse des Verkehrs, die der Krieg hervorrief, werden im Frieden beseitigt sein, aber andere, auf die wir noch zu sprechen kommen, werden weiterbestehen. Gleichzeitig hört aber die Regelung der Produktion durch den Kriegsbedarf auf, der nicht den billigsten, sondern den raschesten und nächsten Lieferanten bevorzugt. Nun tritt wieder der Normalzustand ein, die Regelung durch das Profitinteresse, das schliesslich trotz aller Hindernisse, die die Politik durch Zölle und andere Schikanen aufbauen mag, immer wieder den billigsten Lieferanten bevorzugt, bevorzugen muss, weil die eigene Industrie sich um so besser behauptet, je billiger sie produziert, also auch je billiger ihre Lieferanten.

Nun entsteht die Notwendigkeit, Rohstoffe und andere Produktionsmittel von dorthier zu beziehen, wo sie am billigsten sind, das heisst die Notwendigkeit des Verkehrs erstet wieder wie vor dem Kriege. Ja, sie wird vorübergehend noch grösser sein, da in der langen Zeit des Krieges und der Verkehrslosigkeit grosse Lücken in den Vorräten entstanden sind, die es jetzt rasch auszufüllen gilt.

Die Verkehrsmittel werden jedoch weniger ausreichen als vor dem Kriege, sie werden teurer sein, wenngleich nicht so unzureichend und teuer wie während des

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

303

Krieges, und dadurch wird die verstärkte monopolistische Stellung bis zu einem gewissen Grade bestehen bleiben, die der Krieg den Rohstofflieferanten, Bergwerken und der Landwirtschaft in den Industriestaaten brachte.

Dabei wird aber die Landwirtschaft in den Agrarstaaten nicht zu kurz kommen. Der Betrag der landwirtschaftlichen Produktion in der Welt ist durch den Krieg vermindert, schon durch die Verwüstungen, die auf den Kriegsschauplätzen verursacht wurden, in Belgien, Nordfrankreich, Galizien, Westrussland, Serbien. Dagegen wird die Nachfrage nach Handelspflanzen und anderen Produkten der Landwirtschaft nach dem Kriege sprunghaft steigen infolge des Wiederauflebens der Industrie, namentlich der Exportindustrien in den kriegführenden Ländern.

Schon vor dem Kriege bestand seit einem Jahrzehnt die Tendenz auf Verstärkung des monopolistischen Charakters der Landwirtschaft in der Welt, eine Folge davon, dass die letzten grossen Gebiete leicht kultivierbaren Bodens dem Privateigentum überantwortet waren, die ausserhalb Europas noch herrenlos und nicht bebaut gewesen. Seit einem Jahrzehnt stiegen stetig die Lebensmittelpreise und Grundrenten und damit verbesserte sich die Stellung nicht nur des Grundbesitzes gegenüber der Industrie innerhalb der industriellen Staaten, sondern auch die der Agrarstaaten gegenüber den Industriestaaten. Der Anteil der Landwirtschaft am Gesamtprodukt der Gesellschaft wuchs überall rascher als der Arbeitsaufwand, den die landwirtschaftliche Produktion erheischte. Der Krieg hat diese Tendenz sehr verstärkt.

11. Die Agrarstaaten.

Nach dem Kriege verspricht auch die Industrie der Agrarstaaten besser zu gedeihen als die der Industriestaaten. Sie gewinnt in doppelter Weise. Einmal durch die erhöhten Preise, die die Landwirte für ihre exportierten Produkte im Ausland erhalten. Diese erhalten dadurch vermehrte Kaufkraft für Produkte der Industrie. Dann aber gewinnt die Industrie im Agrarland durch die Verteuerung des Verkehrs. Diese Verteuerung wieder wirkt ebenfalls in doppelter Weise auf die Industrie. Je höher die Frachtraten, desto grösser der Unterschied in den Preisen der Rohprodukte und Lebensmittel im Agrarland und im Industrieland. Sie mögen hier wie dort steigen, sie werden aber in letzterem weit höher stehen als in ersterem. Die Industrie der Agrarländer wird also nach dem Kriege weniger unter der allgemeinen Teuerung leiden als die der Industrieländer. Dabei wirken die hohen Frachtraten auf die Industrie des Agrarlandes wie ein hoher Schutzzoll; sie verteuern die importierten Industrieprodukte des Auslandes bedeutend. Gleichzeitig machen sie, wie wir eben gesehen, die im Inland gemachten Rohmaterialien und Lebensmittel billiger als im Industrieland. Ein kräftigerer Schutz der Industrie für das Agrarland ist nicht denkbar.

Die Agrarländer werden daher, unter sonst gleichen Bedingungen, sich vom Kriege rascher erholen als die Industrieländer und auf deren Kosten ihre Industrie entwickeln.

Während des Krieges ist das Agrarland schlechter daran als das Industrieland — unter sonst gleichen Umständen. Es ist diesem gegenüber militärisch im Nachteil. Der Industriestaat verfügt über eine höhere Kriegstechnik, über ein engeres Eisenbahnnetz, über mehr Intellektuelle als Führer, über mehr Geld. Gelingt es aber dem Agrarstaat, sich trotzdem im Kriege zu behaupten und ohne allzu grosse Verwüstungen und Einbussen davonzukommen, dann überwindet er nach dem Kriege dessen Schäden leichter, wenn dieser die Form des Erschöpfungskrieges angenommen hat.

Natürlich werden am besten jene Agrarstaaten gedeihen, die an dem Kriege gar nicht teilnahmen, deren Produktivkräfte völlig unberührt von ihm blieben, wie zum Beispiel Argentinien. Auch die Vereinigten Staaten wird man in diesem Zusammenhang unter die Agrarstaaten rechnen dürfen.

Schon während des Krieges bereichern sich die Vereinigten Staaten auf Kosten Europas. Sie werden fortfahren, das nach dem Kriege zu tun. Nur wird dann mehr der Export von Nahrungsmitteln und namentlich von Rohmaterialien und weniger der von Industrieprodukten die fettesten Profite bringen.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

304

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

In Europa werden ebenfalls die Agrarstaaten, die am Kriege nicht teilnahmen, zum Beispiel Holland und Dänemark, auf Kosten ihrer industriellen Nachbarn in die Höhe kommen.

Indes auch manche Agrarstaaten, die am Kriege beteiligt sind, haben wenig durch ihn gelitten, wie zum Beispiel Kanada oder Australien. Sie haben wohl Truppen gestellt und Gelder aufgebracht, aber doch nicht in einem Masse, dass die Produktivkräfte ihrer Landwirtschaft geschmälert worden wären.

Uebler wird es natürlich Russland ergehen, dessen reichste Provinzen arg verwüstet wurden. Ihre Wiederherstellung wird eine schwere finanzielle Last für den Staat bedeuten, dem sie zufallen oder der die Kosten dafür aufzubringen hat. Ein grosser Teil des übrigen Russlands wird aber an der günstigen Konjunktur der Landwirtschaft nach dem Kriege Anteil nehmen können, soweit nicht seine auswärtigen Gläubiger den Aufschwung lähmen.

12. Die Reederei.

Neben der Landwirtschaft wird es die Reederei sein, die den grössten Gewinn, teils während des Krieges, aber auch nach dem Kriege einstecken wird.

Wohl werden nach geschlossenem Frieden die Verkehrsmittel der kriegführenden Staaten nach und nach von den militärischen Anforderungen entlastet und wieder mehr den Zwecken des Produktionsprozesses zugänglich gemacht werden. Aber es wird Jahre dauern, bis sie wieder die Leistungsfähigkeit erlangen, die sie vor dem Kriege hatten, während die Bedürfnisse des Verkehrs bedeutend steigen werden.

Ein grosser Teil des Eisenbahnmaterials ist im Kriege zerstört worden, ein anderer wurde aufgebraucht, ohne ausreichend erneuert zu werden, denn die Produktion neuen Materials musste erheblich eingeschränkt werden. Man kann sich noch lange mit altem, abgenutztem Material, Lokomotiven, Waggons, Oberbau-behelfen, jedoch auf Kosten der Schnelligkeit und Pünktlichkeit des Betriebes. Selbst wenn die Gesamtsumme der Waggons nach dem Kriege den gleichen Fassungsraum haben sollte wie vor ihm, was um so unwahrscheinlicher wird, je länger er dauert, werden sie nicht den gleichen Verkehr bewältigen können, da die Zahl der Kilometer erheblich abgenommen haben wird, die jeder im Jahre zurückzulegen vermag.

Es wird Jahre dauern, ehe die erlittenen Schäden alle wieder ausgebessert sind und das verbrauchte Material vollständig erneuert ist — es wird um so länger dauern, je länger jetzt der Krieg fortgeführt wird. Denn um so grösser die Abnutzung, um so geringer aber nach dem Kriege die ökonomischen Kräfte der Eisenbahngesellschaften und Staaten, neue grosse Kapitalien aufzubringen, um rapid das erheischte neue Eisenbahnmaterial zu schaffen. Je länger aber der Verkehr nicht in vollem Umfang wieder aufgenommen werden kann, um so länger wird die Wiederbelebung der Industrie zu ihrer früheren Blüte schon daran ein Hindernis finden.

Das wird nicht verbessert werden dadurch, dass die jetzt im Kriege befindlichen Staaten, die nach seiner Beendigung in grosser Finanznot sein werden, in Verkehrssteuern oder Erhöhungen der Eisenbahntarife ein Mittel zur Erhöhung ihrer Einnahmen sehen dürften.

Jedoch weit gewinnreicher als der Eisenbahnbetrieb wird sich die Reederei erweisen. Die Eisenbahnen waren im Frieden schon Monopole, daher aber auch vom Staat überwacht oder in Besitz genommen. Ihre monopolistische Macht hat der Krieg nicht vermehrt. Anders steht es mit der Reederei. Sie ist ein freies Gewerbe wie andere auch, allerdings eines, das hohe Kapitalien erheischt, in hohem Grade dem Finanzkapital verfallen und zur Kartellierung reif geworden ist. Indes gelang diese doch nur für gewisse Gruppen und Gebiete und drohte immer wieder durchbrochen zu werden.

Der Krieg steigert plötzlich die monopolistische Macht des Schiffahrtskapitals enorm — soweit es überhaupt an der Schiffahrt teilnehmen kann. Ein Teil der Handelsflotten, so die deutsche, ist zur Untätigkeit verurteilt, muss in den Häfen des eigenen Landes oder neutraler Staaten bleiben, um nicht gekapert zu werden. Ein anderer und stets wachsender Teil wird versenkt durch Unterseeboote oder Minen. Und dabei wird

DER KAMPF

Nr.: TAG:

der Bau von Handelsschiffen durch die Inanspruchnahme der Werften zu Kriegszwecken sehr eingeschränkt. Nach dem Londoner „Economist“ betrug der Wert der Schiffe aus der britischen Handelsflotte, die im Friedensjahr 1913 untergingen, wo nur die Gefahren der See in Betracht kamen, 6,221.000 Pfund Sterling; dieser Wert stieg, als die Kriegsgefahr dazu kam, 1914 auf 13,631.000 und 1915 auf 29,855.000 Pfund Sterling, über 600 Millionen Mark.

Der Tonnengehalt der untergegangenen Schiffe von über 500 Tonnen Rauminhalt betrug 1915 für die englische Handelsflotte 998.000 Tonnen, für die Welthandelsflotte 1,825.000 Tonnen. Dagegen machte der Raumgehalt der auf den englischen Werften erbauten Schiffe 1915 nur 650.000 Tonnen aus gegen 1,728.000 im Jahre 1914 und 1,932.000 im Jahre 1913. Während die Schiffsverluste sich verfünffachten, sank der Betrag der Neubauten auf ein Drittel.

Mit Befriedigung verzeichnet die deutsche Presse diese Verluste. Und sie bedeuten in der Tat eine Schwächung des Feindes im Kriege. Aber später bedeuten sie eine Verminderung der Mittel des Weltverkehrs, wodurch alle Nationen empfindlich getroffen werden, die ökonomisch auf diesen Verkehr angewiesen sind. Sie trifft eine Nation um so schwerer, je grösser der Anteil, den sie am Weltverkehr beansprucht, und je mehr sie während des Krieges von diesem Verkehr abgeschnitten war, je mehr sie auf diesem Gebiet nach dem Friedensschluss nachzuholen hat. Auch da wendet sich der militärische Vorteil leicht in einen ökonomischen Nachteil.

Die Verminderung des für den Produktionsprozess verfügbaren Schiffsraumes wird im Kriege noch verschlimmert dadurch, dass die Regierungen einen Teil der Handelsflotte für Kriegszwecke verwenden.

Die Folge von alledem ist ein rapides und unerhörtes Steigen der Frachtraten, mitunter um das Zehnfache, ja noch darüber hinaus.

So betrug die Getreidefracht per Tonne:

	Juli 1914	Jänner 1916
	Schilling	
Vereinigte Staaten—England	10	75
Vereinigte Staaten—Italien	15	155
Argentinien—England	12	155

Nach dem Kriege werden die wahnsinnigen Raten sich natürlich ebensowenig aufrechterhalten lassen wie die jetzigen Lebensmittelpreise. Die Kriegsfrachten fallen weg, die deutschen Schiffe werden für den Welthandel wieder ohne jede Einschränkung verfügbar. Immerhin wird die Welthandelsflotte kleiner sein als vor dem Kriege, die Ansprüche an sie grösser. Die Frachtraten werden daher zunächst nicht auf das Niveau vor dem Kriege herabsteigen, sondern beträchtlich darüber bleiben.

Das bedeutet unter sonst gleichen Umständen eine Bereicherung derjenigen Länder, deren Handelsmarine stärker ist, als der eigene überseeische Handel es erfordert; dagegen eine Belastung derjenigen, deren Marine schwächer ist. Insofern wird England den Hauptgewinn dabei haben, dessen Handelsmarine weitaus die stärkste der Welt ist. Sie ist viermal so stark wie die deutsche, die nach ihr die grösste der Handelsflotten der Welt darstellt.

Die Verluste im Kriege reduzieren sie freilich, genügend, um die Frachtraten in die Höhe zu treiben, aber nicht genügend, um ihre Ueberlegenheit über die anderen Handelsflotten in Frage zu stellen. Die 1915 untergegangenen englischen Kauffahrer hatten einen Gesamtinhalt von rund einer Million Tonnen. Neu gebaut wurden Schiffe mit 650.000 Tonnen Inhalt. Diese Neubauten können aber kaum hingereicht haben, jene Schiffe zu ersetzen, die nicht untergingen, sondern durch ihr hohes Alter seeuntüchtig wurden. Also kann man wohl annehmen, dass während des Krieges die englische Handelsflotte um eine Million Tonnen im Jahre vermindert wird. Das würde bei dreijähriger Dauer des Krieges eine Verminderung um drei Millionen, also von 20 auf 17 Millionen Tonnen bedeuten. Ihr kolossales Uebergewicht über die Handelsmarinen der anderen Staaten wäre dadurch nur wenig beeinträchtigt. Am wenigsten das über die Handelsmarinen der übrigen kriegführenden Staaten, die ja auch Einbussen erleiden. Die am Kriege nicht beteiligten, zu denen jetzt auch Japan gehört, können freilich die

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

306

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

Kriegszeit benutzen, um ihre Handelsflotte zu vergrössern. Auch hier wie sonst wird Amerika und Ostasien auf Kosten Europas durch den Krieg gewinnen.

Die englische Reederei heimst während des Krieges kolossale Gewinne ein, die ebenso wie die der Kriegslieferanten zum grössten Teil aus der Notlage ihres eigenen Landes oder der Verbündeten entspringen. Sie wird auch nach dem Kriege vortreffliche Geschäfte machen, in erheblichem Masse auf Kosten anderer Länder und dadurch das eigene Land bereichern.

Aber die industrielle Bevölkerung keines anderen Landes ist so sehr auf überseeische Zufuhren von Nahrungsmitteln und Rohmaterialien und auf überseeischen Export von Industrieartikeln angewiesen wie die Englands. Sie wird unter der Verteuerung der Frachtraten am bittersten leiden und die Konkurrenzfähigkeit ihrer Industrie gegenüber den Industrien der aufblühenden Agrarländer aufs schlimmste bedroht sein.

Trotzdem ist England nicht der einzige Staat, für dessen Industrie der Krieg mit seinen Folgen die schwersten Gefahren mit sich bringt, durch seine blossе Dauer, selbst wenn er militärisch siegreich enden würde.

13. Der Aussenhandel.

Ueberall, wo der Verkehr gestört ist, gerät die kapitalistische Industrie in Bedrängnis, nicht nur in den kriegführenden, sondern auch in den neutralen Staaten. Aber nicht überall ist diese Bedrängnis gleicher Art.

Vergleichen wir abermals England und Deutschland.

England beherrscht die See. Der Unterseebootkrieg hat diese Herrschaft nicht gebrochen, sondern nur verlustreich gemacht. Die Zufuhren von Nahrungsmitteln und Rohstoffen haben ebensowenig aufgehört wie die Ausfuhr von Industrieprodukten. Erstere wurden nicht eingeschränkt, sondern vielmehr zeitweise ausgedehnt, aber freilich dabei verteuert. Der Export dagegen konnte nicht in vollem Umfang aufrechterhalten bleiben.

Nach dem „Economist“ ergab der britische Aussenhandel der letzten Jahre folgende Zahlen in Millionen Pfund Sterling:

	1913	1914	1915
Einfuhr	768.7	696.6	853.8
Ausfuhr	525.2	430.7	384.6
Wiederausfuhr	109.6	97.5	98.8

Die Einfuhr ist also 1914 im ersten Kriegsschrecken gesunken, dann aber wieder so weit gestiegen, dass sie den Ausfall reichlich wettmachte. Die Einfuhr der beiden Jahre 1914 und 1915 zusammen ergibt einen Jahresdurchschnitt von 775.2 Millionen Pfund, dem Werte nach freilich viel weniger, weil in der Wertsumme nicht nur die Warenmengen, sondern auch die erhöhten Preise und Frachtraten zur Geltung kommen.

Die Wiederausfuhr hat nur erheblich abgenommen. Bedeutender war die Abnahme der Ausfuhr, wobei allerdings zu bemerken, dass wohl bei der Wertsumme der eingeführten, nicht aber bei der der ausgeführten Waren die Erhöhung der Frachtraten eingerechnet ist und in Erscheinung tritt.

Jedenfalls ist der Betrag der Ausfuhr — 1915 fast 8 Millionen Mark — für die Kriegszeit immer noch ein ansehnlicher.

Anders steht es im Deutschen Reich. Sein Aussenhandel ist fast völlig unterbunden. Der grösste Teil seiner Landesgrenzen stösst an feindliches Gebiet, und die deutsche Flagge ist von den Ozeanen verbannt. Damit ist auch seine Exportindustrie zu so gut wie vollständigem Stillstand gebracht. Das hat militärisch und finanziell manchen Vorteil.

Die Menschen und die Kapitalien, die sonst von Handelsschiffahrt und Exportindustrie beansprucht würden, sind jetzt freigesetzt und können zu Kriegszwecken verwendet werden.

Wenn England so lange die allgemeine Wehrpflicht ablehnte, war nicht zum mindesten das Bedürfnis daran schuld, die Exportindustrie und die Handelsschiffahrt möglichst uneingeschränkt aufrechtzubalten. Deutschland dagegen fand viel weniger ökonomische Schwierigkeiten, jeden wehrfähigen Mann heranzuholen.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

307

Es konnte auch leichter über alle Fabriken verfügen, die es zur Herstellung seines Kriegsbedarfs braucht. Und endlich stand ihm für seine Kriegsanleihen das stillgesetzte Betriebskapital der Exportindustrien und der Reedereien zur Verfügung, das in England „unabkömmlich“ war.

Nach dem Kriege werden freilich auch diese wie manch andere militärische Vorteile sich in ökonomische Nachteile verwandeln.

Natürlich hat die Abschneidung vom Verkehr militärisch nicht bloss Vorteile, sondern auch Nachteile im Gefolge. Darauf beruht ja der Aushungerungsplan. Deutschland sollte wie eine belagerte Stadt durch Mangel an Lebensmitteln und Kriegsmaterial zur Kapitulation gezwungen werden. Wir haben schon bemerkt, dass es derselbe Aushungerungsplan war, den die deutschen Armeen 1870/71 gegenüber Paris befolgten und durch dessen Erfolg sie auch tatsächlich den Krieg beendeten. Indessen hielt sich Paris länger, als man erwartet hatte, vom 19. September bis zum 28. Jänner. Diesmal stimmt die Rechnung erst recht nicht, weil ein grosser Staat doch etwas anderes ist als eine Stadt ohne Landwirtschaft und Urproduktion.

Militärisch ist der Aushungerungsplan kaum durchzusetzen. Er hatte nur besondere ökonomische Folgen.

Ein altes Kulturland wie Deutschland hat in seinem Gebiet eine Fülle verarbeiteter Materialien aufgestapelt, die längst aufgehört haben, Waren zu sein, in den privaten Gebrauch übergegangen, aber nicht verbraucht sind. Sie bieten die Möglichkeit, ohne Zufuhr vom Ausland manches Kriegsmaterial, etwa Kupfer oder Wolle, zu gewinnen. Die Kriegsverwaltung kann sie mit Beschlag belegen und ankaufen. Sie hören damit auf, Gegenstände des privaten Konsums zu sein, werden wieder Waren. Der seit Jahrzehnten aufgestapelte Reichtum des Landes wird um ihren Betrag vermindert, aber die Warenzirkulation und damit auch der Geldumlauf vermehrt, ohne entsprechende Neuproduktion. Das ist auch wieder eine Methode, „Geld unter die Leute“ zu bringen, die es dann zur Anschaffung von Lebensmitteln oder, wenn sie wohlhabend sind, zur Zeichnung von Kriegsanleihe verwenden können.

Andrerseits wird der Erfindungsgeist angeregt, fehlende Materialien durch neue Verfahren zu gewinnen oder durch Sorrogate zu ersetzen. Das kann unter Umständen einen technischen Fortschritt bedeuten. Aber nicht jedes Verfahren und Surrogat, das im Kriege zur Anwendung kommt, stellt einen solchen dar.

Wir haben schon öfter darauf hingewiesen, dass im Kriege die Bestimmung des Produktionsprozesses durch ökonomische Rücksichten in hohem Grade ausgeschaltet ist. Es heisst da siegen, koste es, was es wolle. Was militärisch notwendig ist, darf nicht an den Kosten scheitern. So wird jetzt manches Verfahren oder Surrogat angewendet, das schon im Frieden bekannt war, aber wegen seiner hohen Kosten keine Verbreitung fand.

Wenn das Deutsche Reich im Frieden jährlich für 8 Milliarden Mark Rohstoffe und Nahrungsmittel und für mehr als eine Milliarde Halbfabrikate einfuhrte, tat es das nicht deshalb, weil es nicht imstande gewesen wäre, irgendeines dieser Produkte selbst zu erzeugen. Es hätte viele von ihnen selbst produzieren können, zog es aber vor, sie aus dem Ausland zu beziehen, weil es sie dort billiger bekam. Im Kriege verzichtet man auf manches dieser Produkte, andere, auf die man nicht verzichten kann, erzeugt man selbst mit grossen Kosten. Dies ist eine Form der vermehrten Ausgabe von Arbeit zu unproduktiven Zwecken, die der Krieg mit sich bringt. Auf diese Weise wird der militärische Zweck vereitelt, den der Feind durch die Abschneidung der Zufuhr zu erreichen suchte, aber die Verschwendung von Arbeitskräften und Verminderung des Reichtums des Landes gefördert.

Die militärische Erschöpfung eines grossen modernen Staates durch Abschneiden vom Weltverkehr ist gegenüber dem modernen Erfindungsgeist schwer, wenn überhaupt zu erreichen. Dieses Abschneiden bedeutet zunächst nur eine starke Vermehrung der ohnehin schon ungeheuren Kriegskosten und eine raschere Verarmung des Landes, eine ausgedehntere Umwandlung von Produktionsmitteln und Vorräten an Gütern aller Art, die für den Bedarf der Zivilbevölkerung bestimmt waren, in Mittel der Kriegführung.

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

308

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

Die Schlagkraft der Armee im Kriege braucht dabei nicht zu leiden, aber die ökonomische Kraft der Nation wird dadurch bedenklich reduziert. Das kann im Kriege verborgen bleiben, es muss aber, je länger der Krieg dauert, dann um so stärker zutage treten, sobald wieder der Friedenszustand hergestellt wird und damit die ökonomischen Gesetze wieder zu wirken beginnen, sobald es wieder der Preis der Produkte, das heisst in letzter Linie die Summe ihrer Produktionskosten ist, was ihren Absatz und damit den Fortgang des Produktionsprozesses regelt.

14. Die Verschlechterung der Arbeitsmittel.

Ist der Friede wiederhergestellt, dann werden zwei grosse ökonomische Probleme für die Industrie zu lösen sein.

1. Es muss wieder das richtige Verhältnis zwischen der Produktion von Produktionsmitteln und Konsumtionsmitteln hergestellt werden, das erforderlich ist, soll der Produktionsprozess sich immer wieder erneuern und womöglich auf erweiterter Stufenleiter vor sich gehen können.

2. Es muss in den Industriestaaten, die auf den Import von Rohmaterialien und Nahrungsmitteln und auf den Export eines Teils ihrer Produkte angewiesen sind, der internationale Verkehr wieder möglichst rasch im alten Umfang wiederhergestellt werden. Beide Aufgaben können nicht leicht und nur mit Ach und Krach gelöst werden.

Wir haben gesehen, dass der Krieg wirtschaftlich im wesentlichen auf Kosten der Produktionsmittel, vor allem der Arbeitsmittel, geführt wird, die während seiner Dauer nicht genügend erneuert werden und sich immer mehr verschlechtern.

Mit diesem verkrüppelten Apparat hätte die Nation in den Frieden und in den Zustand freien Wettbewerbs auf dem Weltmarkt einzutreten. Er könnte nur einen Teil der früheren Produktion leisten.

Die Zahl der Konsumenten wird aber kaum erheblich gesunken sein. Die Kriegskrüppel hören vielfach auf, Produzenten zu sein, aber sie bleiben Konsumenten. Die Zahl der Gefallenen wird vielleicht durch die Zahl der Geborenen mehr als ersetzt. In den Jahren vor dem Kriege wurden im Deutschen Reich jährlich durchschnittlich zwei Millionen Kinder geboren.

Unsere Frauen werden ja jetzt von allen Patrioten beschworen, recht viel Kinder in die Welt zu setzen, im Interesse der Grösse Deutschlands. Aber Soldaten werden diese Kinder erst nach zwanzig Jahren und Arbeiter frühestens nach vierzehn Jahren. Konsumenten sind sie jedoch vom Beginn ihres Lebens an. Gerade in den für unsere Oekonomie entscheidenden Jahren nach dem Kriege wird reichlicher Kindersegen nicht eine Kraft, sondern eine Last für das wirtschaftliche Leben bedeuten.

Dieses Leben wird ein viel kümmerlicheres sein als vor dem Kriege, und das wird die Schwächsten, die Arbeiter, am meisten treffen.

15. Wirtschaftliche Krisen.

Die Verschlechterung und Verminderung des Produktionsapparats wird nicht die einzige Schwierigkeit beim Uebergang in den Friedenszustand bilden. Nicht minder gross werden die Schwierigkeiten sein, die sich daraus ergeben, dass der Krieg die Kontinuität, das heisst den steten, gleichmässigen Fortgang des Produktionsprozesses im alten Geleise gewaltsam durchbrochen hat.

In der heutigen Produktionsweise geht die Produktion anarchisch vor sich. Sie wird nur geregelt durch das Schwanken der Preise, das Abweichen der Preise vom Wert oder innerhalb der kapitalistischen Produktionsweise genauer durch das Abweichen der Marktpreise vom Produktionspreis. Wird in einem Produktionszweig mehr produziert, als gebraucht wird, sinken sie, das führt zur Einschränkung der Produktion in der betreffenden Branche. Im umgekehrten Falle steigen sie, was zur Erweiterung der Produktion antreibt. Diese Art der Regelung der Produktion würde bald unerträgliche und gänzlich unübersichtliche Zustände, ewige Krisen ergeben, wenn nicht die Kontinuität der Produktion bestände, das heisst wenn der Produktionsprozess sich nicht von Jahr zu Jahr ungefähr in gleichem Masse wiederholte. Damit ist das Verhältnis der einzelnen

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

309

Produktionszweige zueinander kein zufälliges, sondern ein herkömmliches und insofern bestimmtes. Freilich nicht genau bestimmtes. Denn ununterbrochen gehen kleine Veränderungen vor sich, sei es natürlicher Art, zum Beispiel gute und schlechte Ernten, oder technischer, etwa neue Erfindungen, oder ökonomischer, neue Eisenbahnbauten, die neue Märkte erschliessen u. s. w., die immer wieder Verschiebungen im Verhältnis der einzelnen Produktionszweige zueinander bedingen, wobei der Hauptregulator das Schwanken der Preise ist. Immerhin sind diese Verschiebungen von Jahr zu Jahr in der Regel keine erheblichen, und das ist ein Glück, denn die Preise sind ungemein empfindlich, und eine grosse Preisschwankung, namentlich ein plötzlicher Preissturz, kann furchtbare ökonomische Katastrophen herbeiführen und den Mechanismus der Produktion in hohem Masse lahmlegen, ohne dass seine technischen Vorbedingungen sich verschlechtern haben.

Ein Krieg von der Ausdehnung des jetzigen bringt nun eine gewaltsame und hochgradige Durchbrechung der Kontinuität des Produktionsprozesses mit sich, sowohl durch die weitgehende Umschaltung der Produktionszweige wie durch die Unterbrechung des Verkehrs. Namentlich wegen der letzteren haben auch viele Oekonomen schon bei Kriegsausbruch eine vernichtende Krise befürchtet. Sie ist nicht eingetroffen, und manche Sozialisten behaupten seitdem, damit habe der Kapitalismus seine Lebenskraft erwiesen.

Aber die meisten der Oekonomen, die eine Krise beim Ausbruch des Krieges befürchteten, waren gar keine Sozialisten, rechneten gar nicht mit dem Zusammenbruch des Kapitalismus. Krisen und Zusammenbruch des Kapitalismus brauchen keineswegs gleichbedeutend zu sein. Marx hat dessen Ende nie von einem ökonomischen Versagen, sondern von einem politischen Umschwung, von der Eroberung der politischen Macht durch das Proletariat erwartet. Eine Krise erwarten heisst also noch keineswegs, den Zusammenbruch des Kapitalismus erwarten. Andererseits ist es aber auch völlig verkehrt, aus dem Ausbleiben einer erwarteten Krise zu schliessen, der Kapitalismus sei fester begründet, als man erwartet. Das kann nur jemand, der sich einbildete, der Kapitalismus werde einmal von selbst ein Ende nehmen, weil er ökonomisch nicht mehr weiter könne, und nicht durch das Eingreifen des Proletariats, das sich der Staatsgewalt bemächtigt.

Wir hatten fälschlich die Krise bei Kriegsausbruch erwartet, weil man nicht richtig von vornherein einschätzen konnte, wie sehr ein Krieg wie der jetzige gerade durch seine ungeheure Ausdehnung und Wucht nicht nur die Kontinuität der Produktion durchbricht, sondern auch die ökonomischen Gesetze der Warenproduktion für seine Dauer ausser Kraft setzt. Denn die enormen Ansprüche der Kriegführung beherrschen nun das ganze ökonomische Leben und sind so gross, dass die Nachfrage des Staates den entscheidenden Regulator der Produktion bildet. Nie war das in so hohem Grade der Fall wie in dem jetzigen Kriege, nie dessen krisenbildende Macht dadurch mehr eingeschränkt — aber nur für seine Dauer. Für immer kann er die ökonomischen Gesetze der Warenproduktion nicht ausser Kraft setzen — es sei denn, er brächte ihre Aufhebung und Ersetzung durch sozialistische Produktion mit sich. Nach dem Kriege werden sie wieder ihre volle Geltung erlangen, und damit wird der krisenbildende Charakter der Durchbrechung der Kontinuität des Produktionsprozesses in Wirkung treten, und zwar mit um so grösserer Gewalt, je länger der Krieg und damit die Durchbrechung jener Kontinuität dauerte.

Hier wie auch sonst äussert sich die während des Krieges erfolgte Aufhebung des Wirkens der ökonomischen Gesetze durch die Bedeutung des ökonomischen Eingreifens der Staatsgewalt darin, dass ökonomische Belastung und ökonomisches Unheil nicht verhindert, sondern in spätere Zeit zurückgeschoben und dadurch vergrössert, aber freilich für den Moment weniger fühlbar werden. Diese gefährliche Methode, die von einigen sonderbaren Schwärmern gleichzeitig als Kriegssozialismus und als Beweis der Kraft des Kapitalismus gepriesen wird, hat verteilte Ähnlichkeit mit jener Methode, die von dem Gedanken getragen wurde: Nach uns die Sintflut!

Die Durchbrechung der Kontinuität der Produktion, die durch die Einstellung oder Verminderung des Verkehrs sowie durch die Eingriffe des Staates und seines Kriegsbedarfs hervorgerufen wird, muss mit jedem Jahr, mit jedem Monat des Krieges

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

310

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

stärker anwachsen. An seinem Schlusse werden alle Produktionszweige vor völlig neuen, unberechenbaren Verhältnissen stehen. Aller Halt ist ihnen genommen, den sie im Herkommen fanden. Das Verhältnis eines jeden von ihnen zu den anderen Produktionszweigen muss ganz neu geregelt werden, wobei jeder im dunklen tappt. Das Eingreifen der Staatsmacht wird sich da nicht umgehen lassen, es wird unerlässlich werden auch nach dem Kriege. Aber bei alledem werden jetzt entscheidend die Preise werden, deren Schwankungen auf dem Weltmarkt keine Regierung dirigieren kann.

Je grösser die Durchbrechung der Kontinuität der Produktion, je länger sie dauert, um so wilder die Sprünge der Preise nach dem Kriege, um so verheerender die Krisen, um so rascher ihre Aufeinanderfolge.

Nicht alle Staaten werden diese Krisen mit gleicher Intensität zu spüren bekommen. Sie werden dort am furchtbarsten wüten, wo die Kontinuität der Produktion am meisten unterbrochen war, wo der Verkehr mit dem Ausland am meisten stockte, die Industrie am meisten dem Kriegszweck dienstbar gemacht wurde.

16. Die Wiederherstellung des auswärtigen Handels.

Eng mit der Frage der Wiederherstellung des richtigen Verhältnisses zwischen der Produktion von Produktions- und Konsumtionsmitteln ist die andere der Wiederherstellung des Exports verbunden.

Ein Industrieland bedarf dringend des Imports von Rohmaterialien und Lebensmitteln, die es selbst gar nicht oder nicht in genügender Menge erzeugt, zum Beispiel Baumwolle, Wolle, Kupfer, Zinn, Petroleum u. s. w. Es bedarf auch des Imports von Produkten aller Art, die es selbst wohl ausreichend erzeugen könnte, aber nicht so billig wie das Ausland. Es würde seine Leistungsfähigkeit beeinträchtigen, wollte es solche Produkte mit vermehrtem Arbeitsaufwand selbst erzeugen, statt sie billig zu importieren

Um aber zu importieren, muss man exportieren, Waren ans Ausland verkaufen, um Geld zu bekommen, ihm Waren abzukaufen. Woher diese Waren nach dem Kriege nehmen? Setzen wir einen extremen Fall voraus — und nur an extremen Fällen lässt sich ein ökonomisches Verhältnis deutlich klarlegen: das Land war während des Krieges völlig vom Verkehr mit dem Ausland abgeschlossen, und seine Produktion für den Export ruhte völlig. Es ist nicht der extremste Fall, der möglich. Dieser tritt dort ein, wo unter dem Druck der Kriegsbedürfnisse die Produktion für den Export eingestellt ist, aber der Import aus dem Ausland fortgesetzt wird. Dieser könnte nur durch Goldausfuhr oder Anleihen oder Abtretung von Schuldforderungen an das Ausland gedeckt werden. Doch von solchen Komplikationen wollen wir absehen und den einfacheren Fall nehmen. Der Import und die Produktion für den Export haben während des Krieges völlig aufgehört. Die Exportindustrie verfügt also über keine überschüssigen Warenvorräte, die sie nach Friedensschluss ans Ausland verkaufen könnte. Will das Industrieland Rohstoffe in grossen Massen importieren und seine Industrie damit wieder im alten Masse betriebsfähig machen — soweit dies durch den Import zu bewerkstelligen ist — bleibt ihm nichts anderes übrig, als das dazu erforderliche Geld zu borgen. Aber wo den freundlichen Borger finden, wenn der Krieg bis zur finanziellen Erschöpfung aller Beteiligten fortgesetzt wurde?

Die Lage droht verzweifelt zu werden, nicht für ein Industrieland, dem es gelang, während des Krieges die Produktion für den Export wenigstens zum grossen Teil aufrechtzuerhalten, wohl aber für eines, das sie ganz oder überwiegend eingestellt hat. Sein Wiedereintritt in den internationalen Verkehr stösst auf die grössten Hindernisse und wird sich nur sehr mühsam und allmählich durchführen lassen,

Dabei wird sehr viel abhängen von den internationalen Sympathien, die es sich durch die Art seiner Kriegführung oder doch durch die Art seines Friedensschlusses erwirbt. Gewiss entscheiden im kapitalistischen Geschäftsleben auf die Dauer nicht Hass und Liebe, sondern der Profit. Der Händler kauft dort, wo er die Ware am billigsten bekommt, der Industrielle bezieht den Rohstoff oder die Maschine von dort, wo sie in einer Qualität und zu einem Preise hergestellt werden, die ihm den grössten Profit

DER KAMPF

Nr.:

TAG:

Die ökonomische Seite des Erschöpfungskrieges

311

versprechen. Aber diese sieghafte Kraft der überlegenen Billigkeit wird einem industriellen Gemeinwesen fehlen, das der Krieg so sehr erschöpft, so schwer belastet hat, wie wir hier annehmen. Und gerade der militärische Sieg kann, wenn er rücksichtslos ausgenützt wird, im Frieden den niedergeworfenen Gegner zum wildestem Hass entflammen und zu langdauerndem Boykott der Produkte des Siegers aufreizen.

Je umfassender, je allgemeiner das Elend, desto geringer die Möglichkeiten, durch Handel oder Anleihen neue Hilfsmittel vom Ausland zu bekommen. Desto grösser die Zahl der Staaten, die Anleihen suchen, und desto geringer die Zahl derjenigen, die solche noch gewähren können. Desto höher der Zinsfuss, desto grösser die Ueberlegenheit der noch kapitalkräftigen Staaten, ihrer Industrie, ihres Handels, desto hilfloser die Abhängigkeit der erschöpften Staaten. Nicht nur die Besiegten, sondern auch mancher der Sieger wird dann zum Schuldknecht derjenigen werden, die an dem militärischen Ringen um die Weltherrschaft nicht teilgenommen haben.

17. Auswanderung und Ruin.

Wie immer der Krieg enden mag, der ökonomische Statusquo, das frühere ökonomische Machtverhältnis der Staaten zueinander, lässt sich nicht wiederherstellen. Ein neues Verhältnis wird sich bilden und dafür werden gerade die ersten Jahre nach dem Kriege entscheidend werden. Ein Land, dessen Oekonomie in diesen Jahren versagt, kann dauernd ins Hintertreffen geraten, auch wenn es vor dem Kriege in erster Linie marschierte.

Wir haben gesehen, welche Schwierigkeiten die heute im Kriege befindlichen Industriestaaten nach seiner Beendigung erwarten und wie diese Schwierigkeiten sich um so mehr häufen, je mehr der Staat während des Krieges vom Welthandel abgeschnitten und je mehr seine Industrie den Zwecken des Krieges dienstbar gemacht worden war. Um so mehr bedrohen ihn Mangel an flüssigem Kapital, hoher Zinsfuss, Teuerung der Rohmaterialien und Nahrungsmittel, Stockungen des Verkehrs und Krisen. Um so mehr wird die Arbeiterschaft heimgesucht werden von Arbeitslosigkeit und Lohnherabsetzungen. Kämen die Arbeiter dabei zur Anschauung unserer Neumarxisten, dass der Kapitalismus noch festgewurzelt und unerschütterlich ist, dann würden sie daraus den Schluss ziehen, dass es ihre Pflicht sei, daheim zu verhungern, sondern sie würden in Massen in die neu aufblühenden agrarischen Länder, namentlich Amerikas, auswandern.

Es würden die jungen und kräftigen Leute sein, die auswandern. Die Kriegskrüppel, Untauglichen und Greise blieben daheim. Das Kapital würde sich nicht anders erweisen. Neu akkumuliertes Kapital ist zum grossen Teil an keine Oertlichkeit gebunden, und das Aktienwesen erleichtert seine Auswanderung in hohem Masse. Nicht das Vaterland, sondern hoher Profit ist sein Magnet. Je trübseliger die ökonomischen Verhältnisse zu Hause, je schwerer da die Industrie zu kämpfen hat, je mehr sie neuen Kapitals bedarf, um so mehr droht dieses sich von ihr abzuwenden und den neuen, kräftig erstehenden konkurrierenden Industrien jenseits des Weltmeeres zuzufliessen. Eine neue Art des Kapitalexports, die nicht dem Ueberfluss, sondern dem Mangel entspringt.

So besteht die Gefahr, dass der furchtbare Aderlass, den der Krieg hervorruft, durch den Frieden nicht gestillt wird, sondern weiter geht und manchen Staat Europas industriellem Verkommen entgegenführt. Diese Gefahr kann nur gebannt werden, wenn die Arbeiterschaft die Anschauungen aufs energischste geltend macht, die sie bis zum Kriege vertrat, und wenn es ihr gelingt, diesen Anschauungen zum Durchbruch zu verhelfen. Je mehr Sozialismus, desto gesicherter die Rettung des Vaterlandes.

BRATFELD, Caff.

Die letzten Angriffe unserer Marinesieger.

Posa, 14. September.

Wie im August, so entwickelten unsere braven Marinesieger auch in diesem Monat eine ungemein eifrige Tätigkeit. Den zu Anfang des Monats ausgeführten Angriffen auf besetzte italienische Stellungen, wie Grado, Marano, Monsalcone usw. folgte vorgestern ein Angriff auf Jesi und gestern ein solcher auf Venedig und Chioggia. Die meisten dieser Aktionen wurden des Nachts ausgeführt. Über den Angriff auf Jesi wurde mir von einem Fliegeroffizier, der an demselben teilnahm, Folgendes mitgeteilt:

Der Angriff auf Jesi war der dort befindlichen Ballonhalle und den besetzten Stellungen zugebacht. Am Angriff beteiligten sich eine stattliche Anzahl unserer Marinesieger und wir können mit den erzielten Erfolgen vollkommen zufrieden sein. Das Wetter war, als wir abends starteten, nicht besonders günstig, es war milchig, der Gegenwind war mäßig. Als wir uns der feindlichen Küste näherten, wurden wir von den dort aufgestellten Abwehrbatterien und Maschinengewehren aufs heftigste beschossen, namentlich war dies bei Falconara der Fall. Die Stadt Jesi war hell beleuchtet. Der Angriff auf die Ballonhalle, der wir uns bald zuwendeten, glückte. Ich konnte genau beobachten, wie zwei von mir abgeworfene Bomben auf dem Dache der Halle explodierten. Auch von anderen Flugzeugen abgeworfene Bomben erreichten ihr Ziel. Eine Anzahl fiel auf das Nebengebäude der Halle. Nachdem ich noch Chiavalle mit Brandbomben beworfen hatte, trat ich den Rückflug an. Bei Ancona wurden wir von vier Scheinwerfern zu erreichen gesucht, was aber den Gegnern nicht gelang. Feindliche Flugzeuge sichteten wir nicht. Gegen Mitternacht langten wir wohlbehalten in unserem Flugstützpunkte an.

Über den Angriff auf Venedig und Chioggia erfahre ich Folgendes: Wir starteten ungefähr um Mitternacht und die Sichtigkeit des Wetters war mäßig, zeitweise wurde sie durch Wolkensäte ganz aufgehoben. Wir nahmen auf indirektem Wege Kurs nach dem Angriffsorte. Als wir uns dem Lido näherten, wurde in der Stadt Alarm gegeben und als wir über dem Arsenal waren, begann das feindliche Abwehrfeuer. Zum Unterschiede von früheren Mälen waren diesmal, wie wir genau beobachten konnten, außer den Abwehrbatterien auch sehr viele in der Stadt aufgestellte Maschinengewehre in Tätigkeit. Sie fügten uns aber allesamt trotz des heftigsten Sperrfeuers nicht den geringsten Schaden zu. Unsere Gesamtbewaffnung bestand aus einer großen Anzahl Bomben großen und kleineren Kalibers. Das Gewicht betrug ungefähr 2500 Kilogramm. Von den schweren Bomben ließen wir einige ins Arsenal, sowie beim Gasometer und beim Fort Alberoni fallen. Überall wurden gute Treffer und Brände mit guter Wirkung beobachtet. Besonders stark waren drei langandauernde Brände in Chioggia. In den ersten Morgenstunden rückten wir, ohne den geringsten Unfall erlitten zu haben, wieder ein. **Eduard Reichel.**

BANKIER E.

Fliegerangriff auf Venedig!

Eine venezianische Nacht im Krieg.

Luigi Barzini vom „Corriere della sera“ hat das aufregende Schauspiel eines Bombardements Venedigs durch zwölf österreichische Flieger miteinsteht und gibt seinem Blatt unter dem 27. v. ein drastisches Bild der sich dabei abspielenden Vorgänge.

„Das ist die Stunde, in der sie kommen. Schon steht der Mond hoch über der Insel Helena und wirft sein Licht über die Wasser. Dieselbe durchsichtige Klarheit am Himmel wie im Häusermeer Venedigs. Ganz eingehüllt in milde Blässe schaukelt sich Venedig in traumhafter Ruhe. Das ist die Stunde, in der sie kommen. Das Mondlicht ist ihr Helfer. Schwarz heben sich dann die Rüfen von den lichtumflommenen Meeren ab, und es ist leicht, den Weg nach Venedig zu finden. Fast täglich kommen sie in diesen Tagen, in denen der Mond den Führer spielt.“

Die schönsten venezianischen Nächte sind jetzt Nächte, in denen es Bomben regnet. In die süße märchenhafte Stille Venedigs, in den mystischen Reiz des nächtlichen Friedens dröhnt plötzlich das wilde Getöse des Krieges hinein. Angstvoll, aber stolz und stumm harret die ganze Stadt. Sie kamen gestern nicht, sie werden heute kommen. Die Luft ist klar und ruhig, zum Städtebombardieren just das rechte Wetter.

Vor der ganz vom Mondlicht übergoßenen Markus-Kirche stehen unbeweglich zwei oder drei größere Gruppen wie in Betrachtung dieses hinter Sandsäcken verschwimmenden Wunders versunken. Vielleicht fragen sie sich in geheimer Angst, ob wohl in einer Stunde hier nicht Verwüstung herrschen wird, ob ihre Augen nicht zum letztenmal über eine Pracht schweifen, die dem Tode geweiht ist. Der Heilige sucht der Gefahr zu begegnen, die seiner Kirche droht. Auf den Bleidächern, zwischen den Kuppeln und in den Fensternischen, auf den Balcons und Simsien des benachbarten Dogenpalastes wachen Feuerwehrlente. Bis hinunter zum Rio zieht sich die lange Kette der Wächter, bereit, beim ersten Alarm ihre schwimmenden Pumpen arbeiten zu lassen. Auch im Innern der Kirche sind die Wachen auf dem Posten. Beklemmend ist die ungeheure Finsternis des riesigen Raumes, in dem nur das zitterige Licht der ewigen Lampe brennt, die schon seit sieben Jahrhunderten den Stein des Wunders mit ihrem Schein erleuchtet.

Halb 12. Die letzten kargen Laternen der Stadt verlöschen plötzlich. Das erste Signal. Der Feind kommt.

Überall hört man, wie sich Türen öffnen. Jedes Haus hält die Pforte offen. Wer noch auf der Straße ist, überschreitet die erste beste Schwelle. Ringsum hallt es von geisterhaften Schritten im Dunkel unsichtbarer Menschen, die aus den meistgefährdeten oberen Stockwerken zur Tiefe streben. „Komm runter! Sie sind da!“ rufen gedämpfte Stimmen. „Sie sind da!“ — nichts weiter. Man merkt, daß man in Venedig an solche Besuche gewöhnt ist.

Und dann wird es ruhig. Die Dampfer unterbrechen ihre letzte Fahrt auf dem Canal Grande und legen sich mit erloschenen Lichtern unter die Brücken, die ein kleines weißes Dampfövlchen wie der leuchtende Atem der unter ihnen geborgenen Flüchtlinge umfließt. Kein Aberschlag mehr, keine vorwärtsgleenden Marken. Jedes Zeichen menschlichen Lebens erlischt. Venedig scheint leer, einsam, größer als je. Die unbeschreibliche Erregung, die sich unser bemächtigt, kommt gleichsam aus dem Gefühl von der lebendigen Gegenwart irgend etwas Überirdischen, das alles unterjochen will.

Ein Kanonenschlag durchschneidet die Stille. Es ist das zweite Signal. Gleich darauf schritt das größte Heulen einer Sirene das Ohr. Naß und fern, von überall her heulen andere Sirenen Echo. Ein Klagechor unheimlicher, wilder, verzweiflungsvoller Stimmen. Und dann wieder ein tiefes, lastendes Schweigen.

Der ganze Himmel funkelt von leuchtenden Vogen- und Bickacklinien. Von allen Seiten steigen Raketen auf, blißen breite Lichtbahnen über das Firmament, tobt das wilde Hämern der Maschinengewehre. Scharfe Salven folgen in kurzen Abständen mit einem Geräusch, als wollten sie den Himmel zerschneiden. Der Horizont flammt unter grellen Feuerblitzen auf und läßt Venedigs düstere Umrisse durch den Gegensatz noch schärfer, schwärzer und herber als zuvor erscheinen. Däster und grollend rollt Schlag auf Schlag aus Kanonenmün-

dungen. Ununterbrochen plagen Schrapnells und Granaten mit furchtbarem Krachen hoch über der Stadt. Die Nacht ist ein Funkenmeer sich kreuzender Flugbahnen. Alles flammt, alles donnert und dröhnt im selben Augenblick mit einer Heftigkeit, die keine Steigerung mehr zuläßt. Mit all seiner Wut ist der Krieg in einer Sekunde dahergebraut. Hin und wieder lösen sich aus dem tosenden Ungewitter stärkere, gewaltigere, unheimlichere Schläge, unter denen die Erde erzittert. Das sind die berstenden Bomben der Österreicher. Dann geht ein Heulen durch die Stadt und jede Kuppel, jedes Gewölbe zittert und hallt wie ein riesengroßes Gong, das ohne Unterlaß angeschlagen wird. Dazwischen dann wieder plötzliches Schweigen. Die Verteidiger lauschen hinaus. Denn nur belauschen können sie den Feind. Ihn des Nachts zu sehen, ist unmöglich. Ja, wenn der Himmel von oben, statt von unten beleuchtet werden könnte! Manchmal zeichnet sich wohl die Form des feindlichen Flugzeugs für einen flüchtigen Augenblick von der Mondscheibe ab. Aber das ist selten. Mit Schallsängern sucht man deshalb ungefähr festzustellen, wo der Feind sich aufhält. Oder besser sich aufhielt, denn der Schall dringt nur langsam zur Tiefe. Auf den unsichtbaren Flieger läßt sich also nicht zielen. Man kann ihm nur den Weg verlegen, feurige Schranken

Die Schlacht am Karst.

Meldungen unseres Kriegs- berichterstatters.

Kriegspressquartier, 16. September.

Nachdem der erste italienische Ansturm gegen die Stellungen der I. u. I. Truppen, abgesehen von der Festsetzung in einigen Grabenstücken der vordersten Linie, gescheitert war, geht die Schlacht mit der größten Heftigkeit weiter. Die vom Meere nach Norden an die Wippach führende Front war das Ziel wütendster Massenangriffe. Die italienische Heeresleitung hat, nachdem ihre Verbände sich nach der Eroberung von Görz nicht auch der östlich der Stadt aufragenden Hügel hatten bemächtigen können, umfassende Vorbereitungen für einen neuen Stoß getroffen, der die letzte Offensive an Kräfteaufwand und Menschenverbrauch noch übersteigen soll. Westlich des Ssonzo wurden zu diesem Zwecke gewaltige Truppenmassen versammelt, die nun seit drei Tagen in die neue Schlacht eingetreten sind. Die neue Ssonzofront, der diese groß angelegte Aktion Cadornas gilt, liegt an dem in der letzten Schlacht zurückgenommenen Abschnitt durchschnittlich vier bis fünf Kilometer hinter der früheren vierzehn Monate lang behaupteten Linie. Im Anschluß an die Riegelstellung der I. u. I. Truppen östlich Görz: Monte Santo, Monte San Gabriele, Monte San Marco, Bertobizzibach geht sie auf das rechte Ufer dieses Baches in südlicher Richtung und verläuft dann auf den Höhen östlich des Vallonetales westlich Lovica und Dypachiasella. Weiter südlich wurde der überhöbende Debeli vrh, der einer natürlichen Flankierungsanlage gleicht und sowohl die Karststellung, wie auch das Gelände südlich von Monfalcone beherrscht, in die Linie einbezogen, die hierauf über den Südhang dieses Massives den Anschluß ans Meer gewinnt.

In den Augustkämpfen suchten die Italiener nach der Einnahme von Görz zunächst die Riegelstellung bei San Marco zu sprengen. Sie wurden dabei von der Absicht geleitet, längs des Wippachtales vordringend, die I. u. I. Stellungen durch Umfassung aufzurollen. Aus diesem Grunde setzten sie auch bei Merna einen kräftigen Flankenstoß an, um, im Falle des Gelingens, über die Bertobizza vorstoßend, längs der Straße Rabbia—Biglia flankierend auf die Wippachstraße zu drücken. Dieser erste, mit starken Kräften geführte Vorstoß wurde glatt abgewiesen.

Darauf verlegten die Italiener ihre Angriffstätigkeit weiter nördlich. Aus dem Bogen von Salscano gingen sie die das Ssonzotal beherrschenden Höhen des steil nach Süden abfallenden Tarnowanerwaldes: Monte Santo und Monte San Gabriele an. Auch dieses Beginnen war nicht von Erfolg begleitet. Und nun ist nach längerer Pause der dritte große Stoß seit der Festsetzung der Italiener in Görz im Gang. Wiederum hat der Gegner sein altes Kampffeld, das Karstplateau, als Angriffsfläche gewählt, wobei seine Taktik wie bei früheren Ssonzofschlachten dahingeht, in breiter Front gegen die gesamte Karstlinie vorzugehen. An Heftigkeit sind die Artillerietätigkeit und die Infanteriestürme nur den französisch-englischen Angriffen an der Westfront und den letzten russischen Massenstößen zu vergleichen. Die ganze Karstfront ist zu einer einzigen Flammenlinie geworden. Tag und Nacht gehen dichtgegliederte Infanteriekolonnen vor. Zu jedem neuen Einbruchversuche werden frische Divisionen eingesetzt und wenn in diesem rasenden Sturm lauf ab und zu kurze Pausen eintreten, dann bricht über die österreichisch-ungarischen Gräben ein Geschützfeuer herein, das aufs alleräußerste gesteigert ist. Die Verteidiger leisten übermenschliches. Seit drei Tagen schlagen sie die Division zurück. Mit Kolben

und Bajonett, Fohos und Morgenstern werfen sie die feindlichen Stürmer, die wie Heuschreckenschwärme über die zerfetzten, zusammengeschossenen Drahtverhaue herankommen, aus den Gräben der ersten Linie heraus.

Trotz aller feindlichen Anstrengungen hat die Front dem übermächtigen Stoß standgehalten. Bei allen Anstürmen haben sich die Italiener schwere Verluste geholt.

Kriegspressquartier, 17. September.

Der bisherige Verlauf der Isonzschlacht hat die Italiener ihrem Ziel, dem Weg nach Triest, nicht näher gebracht. Am Karst sind auch gestern wieder Tag und Nacht zahlreiche Angriffe zusammengebrochen und die k. u. k. Truppen haben das Plateau von Comen, von dessen Besitz der Gegner die Erreichung von Triest erhofft, nach wie vor fest in der Hand. Den kürzesten Weg nach der ersehnten Stadt zu beschreiten, denjenigen längs des Meeres, hat die italienische Heeresleitung längst aufgegeben. Die k. u. k. Stellungen, deren südlicher Flügel sich im sumpfigen Terrain an die Adria lehnt, haben seit Kriegsbeginn nur geringe Veränderungen gezeigt. Die erste selbstgewählte Linie Ende Mai 1915 verlief etwa einen halben Kilometer westlich der Straße Duino—San Giovanni. Später rückten die k. u. k. Truppen bis über die Wagni, östlich Monfalcone, hinaus. Die dortigen Schanzen wurden gegen alle italienischen Angriffe behauptet, so sehr auch die an der Stobba-Mündung postierte italienische Artillerie bemüht war, sie zu beschützen. Während der Südtiroler Offensiv wurden die Italiener dann bei einer Demonstration vorübergehend noch weiter gegen Monfalcone zurückgedrängt. Im Verlaufe der Augustkämpfe wurden dann die Wagni-Stellungen wiederholt aufs heftigste angegriffen, ohne daß aber der Feind auch nur einen Schritt vorwärts gekommen wäre. Auch die Gewinnung des Plateaus von Doberdo brachte den Italienern am Meer keinen Vorteil.

Nun suchen sich ihre Massen wieder den Weg über den Karst zu erzwingen. Das Plateau von Comen stellt bisher die Haupttrichtung der neuen Offensiv dar. Aber an der glänzenden Verteidigungskraft der in den Dolinen und Gräben der kahlen, nackten, steinigen Karsthochfläche Widerstand leistenden österreichisch-ungarischen Abteilungen scheiterten auch gestern wieder die Vorstöße der ununterbrochen ins Feuer geworfenen italienischen Divisionen. Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, stürmten die italienischen Menschenwogen an. Siebenmal brachen sie im nördlichen, zur Wippach abfallenden Abschnitt zusammen, worauf ihre Kraft nachzulassen begann.

Von unerhörter Festigkeit blieb die Schlacht dagegen am südlichen Abschnitt, namentlich zwischen den Trümmern des Ortes Lokvica und der südwestlich des Doberdoseses aufragenden Karstklippe. Auf diesem die Balloneschlucht kreuzenden, fünf Kilometer breiten Frontstück führte der Gegner ohne Unterlaß neue Regimenter heran. War ein Sturmhaufen zusammengeschossen, kamen ungefümt frische Reserven heran. An einzelnen Stellen vermochten sie in die k. u. k. Linien einzudringen, doch stets blieben in den Nahkämpfen die Verteidiger, unter denen sich besonders die Karststädter Kroaten des Infanterie-Regiments Nr. 96 auszeichneten, Sieger. Schwer sind die Verluste der Angreifer. Allein an der Karstklippe wurden sieben Regimenter fast gänzlich aufgegeben.

Nördlich der Wippach unterhält der Gegner ein immer stärker anschwellendes Artilleriefeuer. Auch im Flitscher Becken und in den Fassaner Alpen brachen italienische Angriffe zusammen.

Die Kämpfe im Osten.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

Kriegspressequartier, 23. September.

In Siebenbürgen machte die Säuberungsaktion an der Gebirgsgrenze südlich des Kohlengebietes von Petroseny weitere Fortschritte. Die Bergzüge beiderseits des Bullanpasses wurden gestern von verbündeten Truppen besetzt.

Im Tiefenbeden von Hermannstadt entwickelten sich gestern stärkere Kämpfe. Im Osten und Westen der Stadt vermochten die angreifenden zwei rumänischen Divisionen nicht vorwärtszukommen, obwohl sie schon wiederholt versuchten, über den Sibinfluß den das Becken säumenden Bergrand zu ersteigen. Gestern unternahmen sie zu diesem Zweck sehr heftige Angriffe. Westlich von Hermannstadt stießen sie bei Orlat vor, das am Fuße des Sibingebirges gelegen, die westliche Ecke des Tiefenbedens bildet. Sie drangen im Gebiet der Mühlbacher Bahn vor, wurden aber zurückgeworfen.

Ebenso scheiterte ein Versuch, östlich der Stadt vorwärtszukommen. Hier griffen sie die Höhenlinie nordöstlich Schellenberg an. Dieser Ort liegt unweit des Hermannstädter Exerzierplatzes an der nach Südosten führenden Bahn. Das Tal wird hier von den zwischen Sibin und Harbach emporragenden Höhen begrenzt; auf deren Eroberung hatten es die Rumänen abgesehen. Aber auch hier konnten sie ihre Absicht nicht verwirklichen. Ihr Plan, die Hermannstadt im Bogen umgebende Front durch umfassenden Flügelangriff zu

sprengen, ist mißglückt, nur südlich Holzungen konnten sie unsere Sicherungstruppen zurückdrücken.

An der Südwestecke der Bukowina verdoppelte der Gegner gestern seine auf die Gewinnung von Dorna Watra gerichteten Anstrengungen. Rumänische Abteilungen griffen mit größter Wucht an der Dreiländerecke an, drangen auch vorübergehend in die vordersten Gräben ein, wurden dann aber durch Gegenstoß wieder geworfen.

Auch im Capul-Ludowa-Gebiet tobte eine heftige Schlacht. Die Russen hatten in den letzten Tagen wieder Verstärkungen und neue Artillerie herangezogen.

In Ostgalizien und in Wolhynien setzten die Russen nach den schweren Verlusten der Vortage ihre Anstürme gestern nicht fort.

Neue Schlachten.

Kriegspressequartier, 24. September.

Während an der siebenbürgischen Linie nur am Bullanpaß ein größeres Gezecht stattfand, wobei der rumänischerseits unternommene Versuch, mit ins Gebirge geworfenen Verstärkungen neuerdings ins Kohlengebiet von Petroseny-Lupeny vorzubrechen, mißlang, tobten an der russischen Front neue schwere Kämpfe. In der Südbukowina richteten sich besonders tödende Angriffe auf die Höhen östlich der Goldenen Distrik; hier wurde mit außerordentlicher Wucht ein Durchbruch nach Kirlibaba angestrebt. Nach langer heftigster Artillerievorbereitung kamen die russischen Sturmkolonnen gegen diese bewaldeten Berge heran. Abends erwies sich der Durchbruchversuch als gescheitert. Zwar war es dem Gegner an einigen Punkten möglich, in Gräben der Verbündeten hineinzukommen, aber er wurde rasch wieder geworfen. Südlich der Ludowa, wo die Russen vorgestern örtliche Vorteile erringen hatten, unternahmen deutsche Truppen einen Gegenstoß, der die alte Linie wieder gänzlich herstellte. Die nach der zum Trommelfeuer gesteigerten Artillerietätigkeit gegen den Südflügel der Armee Böhm-Ermolli erwartete neue Schlacht im Raume von nördlich Borotiv bis zum obersten Dnjestr hat gestern begonnen. Gefangene sagen aus: Die Angriffe hatten sich dadurch verzögert, daß zwei Divisionen nach den Verlusten der letzten Kämpfe sich weigerten, vorzugehen. Gestern wurde nun der Abschnitt des Generals Eben vom linken Flügel der Armee Sacharow aufs heftigste angegangen. Deutsche und österreichisch-ungarische Regimenter leisteten erbittertsten Widerstand. Nordöstlich von Bereheliuki erfolgte ein Einbruch auf einer Frontbreite von etwa drei Kilometern. Abends erfolgte ein Gegenstoß verbündeter Reserven; in blutigem Nahkampf, der die ganze Nacht andauerte, wurden die Gräben wieder gesäubert. Von der wolhynischen Front wird bekannt, daß die Verluste des ersten russischen Garde-

Korps so groß waren, daß die Regimentsstände nur noch durchschnittlich etwa eintausend Mann betragen.

Eugen Lennhoff.

BRUNNEN, Rolf

Die Sommerschlacht um Temberg.

Von unserem zum deutschen Ostheer entsandten
Kriegsberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch
auszugsweise, verboten.

Temberg, Mitte September.

Vom 16. August an beginnen die Russen, nachdem die Versuche, von etwa Nordosten auf Temberg vorzustoßen, nach dem Einsatz deutscher Kräfte blutig gescheitert sind, beiderseits der Bahn nach Tarnopol stärkere Kräfte zusammen zu ziehen. Es ist deutlich, daß die Russen ihre Angriffe diesmal aus mehr südlicher Richtung fortsetzen wollen. Es versammeln sich in dem Angriffsraum schließlich $4\frac{1}{2}$ russische Divisionen gegen eine halbe deutsche (mit $1\frac{2}{3}$ Infanterieregimentern) und eine halbe österreichisch-ungarische Division. Dabei ist zu erinnern, daß die russischen Divisionen durchweg aus vier Regimentern zu vier Bataillonen bestehen.

Am 31. August beginnt der neue Angriff. Nach dreistündiger starker Artillerievorbereitung setzt die russische Infanterie tapfer und energisch zum Sturm an. Es gelingt ihr, in die ungarische Stellung an der Plota-Gora, einem beherrschenden Höhenzug von fast

400 Meter Höhe, einzudringen. Ein Gegenstoß wirft sie hinaus. Ein zweiter russischer Angriff in noch stärkeren Massen wird vorgebracht und kommt bis zur dritten Linie durch. Da werden bereitstehende Kompanien sächsischer Jäger eingesetzt (dieselben Truppen, die bereits am 10. August die Lage zu unseren Gunsten entschieden). Zusammen mit ungarischer Infanterie werfen sie sich auf die Russen. Die dritte und zweite Linie wird im glänzenden Sturm lauf wiedergewonnen und damit die Plota-Gora wieder erobert. Eine deutsche Batterie, die die Russen schon erbeutet zu haben glaubten, wird gerettet. Der beherrschende Punkt der Stellung ist wieder fest in unserer Hand, und sein Besitz, der gegen jeden Angriff von nun an heldenhaft verteidigt wird, ist entscheidend für den Verlauf der weiteren Kämpfe.

Inzwischen ist es den Russen gelungen, an Eisenbahn und Straße Bhorow—Bluhow ungarische Infanterie zu durchbrechen und zwischen Straße und Bahn in Richtung Bronislawowka vorwärts zu kommen. Es entsteht so allmählich ein Saal von etwa 8 Kilometer Tiefe und etwa 5 Kilometer Breite in der Verteidigungsstellung; ein Saal, der aber nach Norden nicht verbreitert werden kann, weil die Plota-Gora, fest in unserer Hand, beherrschend die Platte der Einbruchsstelle bedroht. Die Russen suchen den Berg nun nördlich zu umfassen, aber die Angriffe werden von thüringischer

Landwehr blutig abgeschlagen. Auch westlich der Plota-Gora wird thüringische Landwehr eingesetzt, da die Russen inzwischen schon über Grabowce in der Einbruchsstelle hinaus sind.

Am 1. September wird bei starkem Nebel ein Gegenstoß zu verhältnismäßig später Stunde angelegt, er gewinnt zunächst Raum, aber vor neuen russischen Verstärkungen muß die österreichisch-ungarische Infanterie bis Meteniow zurückgehen, so daß die Russen fast im Rücken der Plota-Gora stehen. Noch ist die Lage, da eben ein deutsches Regiment bei Bronislawowka und Meteniow eintrifft und angelegt wird, zu halten, wenn die Kämpfer auf der Plota-Gora aushalten, denn nun wollen die Russen den Erfolg mit jedem Mittel erzwingen, und rücksichtslose Massenstürme werden immer wieder gegen die Höhe angelegt. Die Plota-Gora muß gehalten werden, das wissen die Verteidiger, sächsische Jäger und Schützen fast aller deutschen Volksstämme, Linie und Landwehr gemischt, sie wetteifern in diesem Heldenkampf, der entscheidungsschwere Bedeutung hat, das weiß jeder Mann in den zerschossenen Gräben. Um 12 Uhr mittags des 1. September beginnt der Sturm gegen Plota-Gora und die nordöstlich anschließende Höhenstellung bis Jaroslawice. An einigen Stellen gelingt es den dichten Massen einzudringen, sie werden mit dem Bajonett vertrieben. Die Landwehr

steht auf dem westlich anschließenden Höhenzug unter stärkstem Feuer; als die Russen endlich, nachdem sie glauben, daß jede Widerstandskraft zusammengetrunnelt sei, anrennen, müssen sie unter dem ruhigen, vernichtenden Feuer der Landwehr und der Maschinengewehre zurück; wo sie doch eindringen, werden sie im erbitterten Nahkampf erledigt. Nachmittags zwischen 4 und 5 Uhr sehen neue Angriffe gegen Plota-Gora und Jaroslawice ein, sie werden reslos abgeschlagen.

Das gegen die Saalstellung angelegte deutsche Regiment kann inzwischen in erbitterten Stößen die Russen zurückdrängen und die tiefe Einbruchsstelle abschlagen.

Am 2. September beginnen die Russen den Angriff auf die Plota-Gora mit noch größerem Artillerieeinsatz. Planmäßig werden alle Reserverstellungen, Artilleriebedeckungen, Unterstände, Annäherungswege unter Feuer genommen, während der Graben selbst mit Gasgranaten beschossen wird. Gegen Abend zwischen 5 und 6 Uhr entwickelt sich der Infanteriehauptangriff wieder gegen die gesamte Front Plota-Gora—Jaroslawice, er scheitert an der unerschütterlichen Kraft der Verteidigung, ebenso wie ein zweiter Angriff um 8 Uhr abends, bei dem es zu erbitterten Nahkämpfen kommt. Am 3. September wird vormittags ein starker Angriff in acht Infanteriewellen vorge-

Die Sommer Schlacht am Zemberg

Der russische General...
Die russische Armee...
Die deutsche Armee...

tragen, er bricht an den zerschossenen und zerfetzten Hindernissen zusammen; um 2 Uhr nachmittags beginnt eine Reihe von Stürmen, die sich bis zum Abend fünfmal wiederholen. Die Stellung vom 31. August bleibt fest in der Hand der deutschen Verteidiger, die russischen Leichenhügel häufen sich, die Angriffskraft der Russen ist erschöpft, sie können ihre Infanterie selbst unter Anwendung stärkster Mittel nicht mehr aus den Gräben herausbekommen.

Diese Erschöpfungspause dauert bis zum 6. September, an dem ein Angriff in drei Wellen auf die ganze Plota-Gora-Front vorgetrieben wird; er scheitert vor den schon wieder ausgebesserten Hindernissen. Ein Angriffsversuch auf die nördlicher gelegenen Frontteile bei Hukalowece ist am 5. gar nicht recht zur Entwicklung gekommen.

Seit dem 6. September geht dann die Gefechts-tätigkeit in den Stellungskrieg über. Das Vorfeld wird aufgeräumt, die Gräben gesäubert und ausgebaut — die Zemberg-Front hat sich stark und fest behauptet.

Jedes Lobes wert waren die tapferen deutschen Truppen, erklärt General v. Eben in einem Befehl, nachdem die Sommerschlacht bei Zemberg abgeschlossen ist.

Die Sommerschlacht am Zemberg

Der russische General...
Die russische Armee...
Die deutsche Armee...

tragen, er bricht an den zerschossenen und zerfetzten Hindernissen zusammen; um 2 Uhr nachmittags beginnt eine Reihe von Stürmen, die sich bis zum Abend fünfmal wiederholen. Die Stellung vom 31. August bleibt fest in der Hand der deutschen Verteidiger, die russischen Leichenhügel häufen sich, die Angriffskraft der Russen ist erschöpft, sie können ihre Infanterie selbst unter Anwendung stärkster Mittel nicht mehr aus den Gräben herausbekommen.

Diese Erschöpfungspause dauert bis zum 6. September, an dem ein Angriff in drei Wellen auf die ganze Plota-Gora-Front vorgetrieben wird; er scheitert vor den schon wieder ausgebesserten Hindernissen. Ein Angriffsversuch auf die nördlicher gelegenen Frontteile bei Hukalowece ist am 5. gar nicht recht zur Entwicklung gekommen.

Seit dem 6. September geht dann die Gefechts-tätigkeit in den Stellungskrieg über. Das Vorfeld wird aufgeräumt, die Gräben gesäubert und ausgebaut — die Zemberg-Front hat sich stark und fest behauptet.

Jedes Lobes wert waren die tapferen deutschen Truppen, erklärt General v. Eben in einem Befehl, nachdem die Sommerschlacht bei Zemberg abgeschlossen ist.

Holst Brandt.

Die Sommerschlacht am Zemberg...
Der russische General...
Die russische Armee...
Die deutsche Armee...

Die Sommerschlacht am Zemberg...
Der russische General...
Die russische Armee...
Die deutsche Armee...

Wörner, Paul

Nr.: 18717.

TAG: 29. 9. 1916/

A

Die U-Boot-Falle.

Von Paul König.

Kapitän des Untersee-Frachtschiffes „Deutschland“.

Kapitän Paul König, der erfolgreiche Führer des ersten U-Handelsbootes, hat mit Benützung seines Tagebuches ein Werk: „Die Fahrt der „Deutschland“ geschrieben, das in den nächsten Tagen im Verlage von Ullstein & Co., Wien, zum Preise von 1 Krone 50 Heller erscheint. Wir veröffentlichen daraus das nachstehende Kapitel, das einen Begriff von dem abenteuerlichen Unternehmen gibt.

Je weiter wir uns vom Land entfernen, desto größer wird die See, und das Boot wird schon ordentlich umhergeworfen. Ich merke den Seegang auch schon beim Liegen in meiner Koje. Gegen 2 Uhr morgens weckt mich ein „Quijo“ aus dem Sprachrohr neben meinem Kopf an der Wand. Der wachhabende Zweite Offizier Ehring meldet mir ein weißes Licht an Steuerbord, das sich rapidly nähert. Ich springe heraus, balanciere mich ums Eck in die Zentrale, über die Leitern durch das Turmlut hinauf auf die Plattform.

Ehring zeigte mir in nicht allzu großer Entfernung voraus ein weißes Licht. Es scheint sich zu nähern. Wir wollen es nicht weiter darauf ankommen lassen, geben Alarm und tauchen. Dabei kommt zum erstenmal das wunderbare Gefühl der verblüffenden Sicherheit über mich, das einem die Möglichkeit solchen raschen Tauchens gibt.

Es ist alles wie selbstverständlich. Da fährt man mitten im Weltkrieg mit einem unbewaffneten Frachtboot sehr es Weges in dunkler Nacht. Ein Licht naht sich, es kann ein Feind sein, wahrscheinlich ist es einer. In ein paar Minuten können ein paar Schüsse ausblitzen, einige Granaten zerschmettern unseren Turm, in den Druckkörper stürzen die Wasser, und nach kurzer Zeit schließt sich die Nordsee über uns.

Nichts von alledem geschieht. Ein kurzes Kommando in die Zentrale, ein paar Griffe an Ventilen und Handrädern, und ungefährdet ziehen wir weiter unseres Weges, den uns brutale Gewalt wohl auf der Meeresoberfläche sperren kann, aber nur, um uns ein paar Meter tiefer ohnmächtig passieren lassen zu müssen.

Wir fahren der Sicherheit wegen getaucht weiter und bleiben bis zum Tagwerden unter Wasser. Gegen 4 Uhr tauchen wir auf. Es ist schon heller Tag, aber leider auch eine See, die schon mächtig ungemütlich wird. In der Ferne sehen wir ein paar Fischerboote, die mühsam ihrem Gewerbe nachgehen. Wir behalten sie anfänglich scharf im Auge, stellen aber rasch ihren harmlosen Charakter fest und fahren über Wasser weiter.

Das ist nun kein Vergnügen mehr. Die Bewegungen des Bootes werden schon so, daß sich der Aufenthalt in den abgeschlossenen, nur durch die Ventilationsmaschine gelüfteten Räumen in Kopf und Magen der Leute geltend macht; ein Teil der Mannschaft verzichtet schon auf das Essen. Dabei ist es unmöglich, sich noch auf dem Deck aufzuhalten, das dauernd von den Seen überspült ist. Etwas

iracener ist es auf dem Turm hinter der Schutzwand der „Badewanne“ und im Lee des Turms, an der see- und windgeschützten Seite. Da drängen sich noch ein paar Leute der Freiwache zusammen, halten sich am Geländer fest, schnappen frische Luft und schüteln sich, wenn so ein ganz zudringlicher Brecher hartnäckig um den Turm herumleat und sie mit seiner salzigen Flut überspült.

So fahren wir den ganzen Tag weiter. Ein paar Dampfern, deren Rauchwolken in der Ferne aufsteigen, weichen wir über Wasser durch Kursänderung aus, nachdem wir uns durch vorsichtiges Peilen und genaue Beobachtung von Zeit zu Zeit klar geworden waren, welchen Kurs sie führen. Es hört sich das schwieriger an, als es ist. Man weiß ja zunächst den eigenen Schiffsort, nach dem man durch Peilung und Schätzung den Schiffsort des fremden Seglers auf der Karte annähernd feststellen kann. Vergleicht man nun beides mit den in der Karte eingezeichneten wichtigsten Dampferouten, dann weiß man schon mit einiger Sicherheit, welchen Kurs der fremde Dampfer fahren muß.

Eine solche Schätzung sollte uns bald darauf von Wichtigkeit werden und ist in diesem Fall, wie man sehen wird, gewissermaßen von dokumentarischer Bedeutung.

Es hatte gegen Abend etwas aufgeklärt, und auch die See war ruhiger geworden; unter schön beleuchteten Wolken war die Sonne im Westen untergegangen.

Die ganze Freiwache war heraufgekommen, um frische Luft zu schöpfen und schnell eine Zigarette oder Zigarette zu rauchen. Unter Deck ist das Rauchen ja streng verboten. Die Leute drängen sich alle an der geschützten Seite des Turms zusammen, um an- und übereinander heranzu-

Bienenschwarm, eine Traube von Menschen in gradeschwerer Seelbedingung. Es geht hiebei nicht mit viel Etikette zu; ich lasse die Leute gewähren, sie haben es nicht leicht da unten, und wenn einer mal den Kopf durch das Turmlut strecken will, um ein paar Rüge aus seiner Pfeife machen zu können, gönne ich ihm gern den kurzen Genuß.

Dabei suchen aller Augen unwillkürlich den Horizont ab. Das hat sein Gutes; je mehr Menschen beobachten, desto mehr kann gesehen werden; und manche unserer Leute haben Augen wie Falken.

Da tauchen in der durchsichtigen Dämmerung des Juniabends an Backbord in großer Entfernung zwei Massen auf, ein Schornstein folgt, und bald ist der Rumpf eines Dampfers über der Kimm. Mit Hilfe unserer guten Peilmessgläser wird er nun ständig beobachtet. Wir wollen seinen Kurs feststellen, um ihn dann über Wasser aus dem Wege gehen zu können.

Wir haben bald ein paar gute Peilungen, und ich nehme nun die Karte her; ich sehe nach, vernehme wieder die Karte und frage: „Wohin dem Kurs kommt der Dampfer überhaupt nicht nach einem Hafen.“

Ist es denn möglich?

So muß er geradezu auf die Klippe, irgendwo auf die Felsen laufen.

Ich rufe Krappohl, zeige ihm meine Berechnung. Wir schauen noch einmal genau durch die Gläser, vergleichen die Karte; es stimmt.

Der Bursche fährt ins Meer.
Wir hatten uns inzwischen so weit genähert, daß wir ihn gut ausmachen konnten. In der Dämmerung des Juniabends war es so klar und hell, daß wir genau beobachten konnten. Es war ein schöner mittelgroßer Dampfer, der eine große neutrale Flagge führte und am Rumpf auffällig in den Farben desselben Landes bemalt war. In der Mitte des Rumpfes trug er einen großen Doppelnamen, den wir aber noch nicht lesen konnten.

Plötzlich ruft Krappohl:
„Donnerwetter, wie kommt's, daß der Kerl noch solange nach Sonnenuntergang die Flagge führt? Wenn das Zufall ist! Und was soll die auffällige Bemalung jetzt zur Zeit des U-Boot-Friedens? Der Kerl ist verdammt!“

Ich mußte ihm bestimmen. Was machte vor allem der unsinnige Kurs sturzig; zum Vergnügen fährt man im Weltkrieg doch nicht nachts auf der Nordsee spazieren!

Wir überlegen, was zu tun ist. Noch hat uns der Dampfer nicht gesehen, er fährt seinen geheimnisvollen Kurs weiter und steht schon etwas achterlich von uns.

Ich entschieße mich deshalb, nicht zu tauchen, da wir jetzt mit unserem Kurs bald auseinanderkommen müssen.

Da macht der Dampfer plötzlich eine scharfe Wendung und hält direkt auf uns zu. Jetzt können wir sehen, daß der wackere Neutrale auch die Boote ausgehängen hat; natürlich, um noch deutlicher seinen Charakter als harmloser Kauffahrer zu dokumentieren, der auf alles gefaßt ist und bereit, den Befehlen eines Frontbootes sofort Folge zu leisten.

Uns genügt diese weitgehende Loyalität. Ich schalte alle Leute unter Deck und ließ sofort Alarm geben. Wir machen zum Tauchen klar und drehen dabei auf dem Dampfer zu, um quer zur See zu liegen, da wir dann leichter unter Wasser kommen.

Nun geschieht zu unserer größten Verblüffung folgendes: Kaum hat der „neutrale“ Dampfer unsere Wendung gesehen und gemerkt, daß wir tauchen, da dreht er mit einem Ruck ab. Im Tauchen sehen wir noch, wie er diese Rauchwolken ausstoßend in charakteristischen Schwärzen das Weiße sucht.

Dies Eingeständnis eines schlechten Gewissens war für uns einfach überwältigend. So haben wir noch nie gelacht, wie bei der Flucht dieses Biedermannes mit dem unbekannten Kurs. Der Schlaue glaubte sich durchschaut und fürchtete, in den nächsten Augenblicken einen Torpedo von uns in die Rippen zu bekommen.

Und welche Wut mußte er haben! Es wäre so schön gewesen, als Neutraler recht nahe an die „Best“ heranzukommen, um dann auf sichere Entfernung mit den Geschützen auch die Harmlosigkeit fallen zu lassen und zu schießen. Die Unterbootsalle war so schön gelegt, der deutsche „Pirat“ brauchte nur noch ein wenig näher zu kommen!

Statt dessen schlagen wir unter Wasser einen Haken und tauchen erst nach zwei Stunden wieder auf. Ich sehe ich mit dem Schrohr den Horizont ab und öffne dann, halb getaucht, das Turmluk, um mit dem Glas Umschau zu haben; die Luft ist klar; im Süden ist der Mond heraufgekommen und macht die dämmernde Helle den Sommer nacht noch durchsichtiger. Aber so weit ich blicke, ist die See leer, kein Dampfer zu sehen. Unterboot „Deutschland“ kann unbehelligt seines Weges ziehen, und außer der reinen Freude über die Enttäuschung des schlauen Fallstricks habe ich jetzt die Gewißheit, daß wir alle ~~Schiffe~~ leben, bevor sie unserer ansichtig werden können.

Und das ist schon etwas wert.

Der Vormarsch der dritten bulgarischen Armee.

Die Kämpfe der ersten zwei Wochen.

(Die nachstehende Mitteilung ist in der ersten Auflage des gestrigen Morgenblattes beschlagnahmt worden.)

I. Sofia, 28. September. Auf Grund von Erkundigungen an Ort und Stelle erfährt der Kriegsberichterstatler des „Neuen Wiener Tagblattes“ folgende Einzelheiten über die Kämpfe, die die dritte bulgarische Armee Mitte September in der Dobrudscha zu bestehen hatte. Diese Kämpfe sind deshalb so bedeutungsvoll, weil sie das Vorbild zu den entscheidenden Schlachten bilden, die dort noch bevorstehen. Der Vormarsch der dritten bulgarischen Armee stieß am 12. September auf die erste große Schwierigkeit in der Linie Dewedjiko Abdabad, wo der Feind schon im Frieden vorbereitete, gut ausgebaute Stellungen hatte und mit großer Übermacht auftrat. Die bulgarischen Truppen mußten nicht nur den plötzlichen Stoß des Feindes abwehren, sondern auch gegen stark besetzte Stellungen vorgehen. Hier operierte die 61. russische Division, ein mit starker Kavallerie und Artillerie ausgestatteter Truppenkörper, sowie starke serbische und rumänische Abteilungen. Bei Dobric und auch später waren nur kleinere russische Abteilungen an den Kämpfen beteiligt gewesen.

Nach den Niederlagen schreien die Rumänen größere russische Verstärkungen verlangt und auch bekommen zu haben. Der 13. September war ein großer Tag für die dritte bulgarische Armee. Besonders der Nachmittag war äußerst schwer. Es gelang dem Feinde den linken Flügel der Bulgaren nahezu vollständig zu umgehen. Die bulgarischen Truppen gingen aber dennoch siegreich aus der schwierigen Lage hervor. Vom Zentrum kam ein

Regiment unter Führung des Obersten Gialow zu Hilfe und dieses Regiment rettete die Lage gegen eine beispiellose Übermacht. In diesen heftigen Kämpfen fiel der Oberst Gialow an der Spitze seines Regiments. Am 14. September gelang es den bulgarischen Truppen Dewedjiko zu erstürmen und noch in der Nacht wurde auch die Kote 211, ein wichtiger Stützpunkt des Feindes, genommen. Es blieb nur Abdabad in den Händen des Feindes, aber im Verlaufe eines weiteren Nachtangriffes, bei dem zum erstenmal bulgarische Truppen mit Russen in einen Nahkampf verwickelt wurden, wurde schließlich auch Abdabad dem Feinde entzissen. Generalkämpfer der dritten Armee, die diesen Kampf beobachteten, berichten über die außergewöhnlichen Szenen, die sich in diesen blutigen Nahkämpfen ereigneten. Die bulgarischen Seitengewehre kamen in dieser schrecklichen Nacht in furchbare Berührung mit dem russischen Bajonett. Zwei russische Offiziere und 140 Russen wurden gefangen, Hunderte von Leichen bedeckten das Schlachtfeld. Die gefangenen Offiziere erklärten, sie hätten es vorher für unmöglich gehalten, daß die Bulgaren von allen Feinden am heftigsten gegen die Russen kämpfen könnten.

Während dieser Operationen des Zentrums ging der linke Flügel systematisch unter fortwährenden heftigen Kämpfen vorwärts. Bei diesem Vormarsch geschah es, daß eine der bulgarischen Kolonnen, bestehend aus drei Bataillonen, auf drei feindliche Regimenter stieß. Dank dem geschickten Zusammenwirken mit benachbarten Truppenteilen wurde der Feind trotz seiner Übermacht zu einem panikartigen Rückzug gezwungen. Die Straße Dobromir-Desjussuff-Kujussuff ist noch heute voll von Gewehren und Ausrüstungsgegenständen, die der zurückfliehende Feind fortwarf oder im Stiche ließ.

Die zweitägigen Kämpfe der bulgarisch-deutschen Truppen waren entscheidend. 12 Kanonen, 18 Maschinengewehre wurden erbeutet, ungefähr 1000 Gefangene gemacht. Die Gefangenenzahl ist deshalb so gering, weil die Kämpfe sehr heftig waren.

Am 15. September 2 Uhr nachts begann der Feind den weiteren Rückzug auf die Linie Cobadin, die schon im Frieden vorbereitet und außerordentlich stark besetzt worden war. Am 18. September begannen hier die großen Kämpfe, die nur dann zum augenblicklichen Stillstand kamen, als große feindliche Kräfte am rechten Flügel erschienen.

Die Kämpfe der ersten zwei Wochen bedeuten einen großen Sieg der bulgarischen Truppen, der sowohl moralisch wie strategisch entscheidend ist, der den russisch-rumänisch-serbischen Feinden ungefähr 100.000 Mann Verluste beibrachte, ihnen unersetzbares Artilleriematerial entriß und die Kampflinie auf 60 Kilometer verkürzte.

Die Luftschiffe, Hydropläne und Flugzeuge des hier großartig wirkenden deutschen Flugdienstes machten jetzt die Ankunft neuer Hilfstruppen über Jassy—Constanza, die in Gewaltmärschen in der Richtung des rechten Flügels der dritten bulgarischen Armee und des Zentrums bei Cobadin aufmarschieren. Die neu entstandenen Kämpfe im Raume Cobadin sind schon mit diesen beträchtlichen feindlichen Kräften im Gange. Nachdem die bulgarischen Truppen einem starken Stoß zunächst ausgewichen waren und sie dann mehrmals aufs Haupt geschlagen hatten, drangen sie in den letzten Tagen wieder vor und warfen den Feind auf seine Hauptstellung vor der Linie Tzernavoda—Constanza zurück.

Nr.: TAG: Sept./Okt. 1916

Der Angriff auf die Luftschiffhalle in Campalto.

- Pola, 30. September.

Zu den heldenhaften Fliegeroffizieren unserer Kriegsmarine gehört auch Fregattenleutnant Johann Fisch a. Der junge Seeflugzeugführer hat schon wiederholt Beweise seiner Kaltblütigkeit abgelegt, seine Glanzleistung war aber entschieden die am 12. August l. J. durchgeführte Vernichtung der Luftschiffhalle in Campalto bei Venedig und des darin gewesenen Luftschiffes. Diese wackere Tat brachte ihm den Orden der Eisernen Krone 3. Kl. mit Kriegsdekoration und sichert ihm einen Platz unter jenen Marinefliegern, deren Namen immer genannt werden wird. Heute hatte ich Gelegenheit, mit Fregattenleutnant Fisch a zu sprechen. Er erzählte mir über seine letzte hervorragende Leistung folgendes:

„Die Hangarräumlichkeiten in Campalto bei Venedig hatten ein neues Luftschiff aufgenommen. Unserem Kommandanten, Linienschiffsleutnant Banfield, war dies bekannt geworden und nun hatten wir den Befehl von ihm erhalten, Hangar und Luftschiff zu vernichten. Was es übrigens heißt, von Linienschiffsleutnant Banfield einen Befehl zu erhalten, weiß nur derjenige, der diesen energischen Fliegeroffizier als Vorgesetzten kennen lernte. Unser erster Versuch, diesem Befehle nachzukommen, scheiterte infolge überaus schlechten Wetters. Regenböen und dichte Wolkenbildungen ließen die Vernichtung nicht ausführen und so kehrte das erste zu diesem Zwecke ausgesandte Luftgeschwader unverrichteter Dinge wieder heim. Als wir zum zweitenmal gegen Campalto aufstiegen, war eine mondhele Nacht. Das Wetter war schön und die Luft sichtbar. Diesmal war die Möglichkeit vorhanden, dem Befehle des Kommandanten nachzukommen. Mein Beobachter war, wie bei früheren Mäßen, Seeladett Freiherr von Kleyleben. Da ich mit meinem Apparat als einer der letzten des Geschwaders startete, war das Abwehrfeuer, als ich Campalto erreichte, schon im vollsten Gange. Es steigerte sich oft zu wahnsinniger Heftigkeit. In der Nähe des Hangars konnte ich die Beobachtung machen, daß von meinen vor mir angelangten Kameraden schon eine Anzahl Bomben abgeworfen worden waren. Alle hatten aber um wenige Meter das Ziel verfehlt. Um sicherer zu sein, ging ich trotz der zahlreich um mich einfallenden Schrapnellgeschosse und der ununterbrochen arbeitenden feindlichen Scheinwerfer tiefer wie die anderen Flugzeuge, und im Gleitfluge hahinschwebend konnte ich den Hangar und dessen Nebenbauten genau beobachten. In dieser Tiefe ließ ich nun einige Bomben größeren Kalibers fallen. Eine davon erreichte ihr Ziel, sie durchschlug das Dach der Luftschiffhalle und explodierte. Der durch die Explosion hervorgerufene Luftdruck hob meinen Apparat gewaltig in die Höhe und kaum, daß die Detonation an mein Ohr gedrungen war, sah ich auch schon eine 500 Meter hohe Stichtlamme mit bläulichweißer Farbe aufsteigen. Ihre Gipfelleuchte erreichte mich, und wäre ich um hundert bis hundertfünfzig Meter

tiefer gewesen, so wäre ich und mit mir der Beobachter und Apparat verbrannt. Die ganze Umgebung im weiten Umkreis bis fast nach Venedig hinein war in diesem Augenblicke taghell beleuchtet. Aus Fenstern, Türen und Türen des Hangars schlugen züngelnde Feuerzungen heraus. Das Abwehrfeuer, das während dieser Momente ganz verstummt gewesen war, setzte nach dem Verlöschen der Stichtlamme wieder ein und unter mir sah es, als es wieder dunkel geworden war, wie über einem Vulkan aus dichten Rauchwolken stiegen auf und verlegten jede Aussicht. Der Hangar in Campalto mit dem italienischen Luftschiff XY war gewesen.

Ich stieg nun wieder höher und nahm Kurs nach der Heimatküste. Vor meinem Start war mir der Befehl zuteil geworden, nach vollendeter Aktion eine Wurfbüchse über Venedig abzuwerfen. Sie enthielt die Lichtbilder der Gräber jener italienischen Flieger, die Linienschiffsleutnant Banfield wenige Tage vorher im Luftkampfe abgeschossen hatte. Die Italiener hatten in einem sich in Balona zugetragenem Falle uns gegenüber ebenso gehandelt. Dieser Akt war also eine Erwiderung. Als ich mich auf dem Wege nach Venedig befand, erblickte ich plötzlich zu meiner größten Verwunderung und gleichfalls von Campalto kommend, ungefähr hundert Meter über mir, ein Flugzeug. Das Dunkel der Nacht ließ die Erkennungszeichen des Apparates nicht erscheinen und da er überdies geraden Kurs auf mich nahm, konnte das Flugzeug, meinem Gedankengange nach, nur ein italienischer Abwehrapparat sein, der mich zu rammen beabsichtigte. Da an ein Entkommen meinerseits nicht mehr zu denken war, ließ ich das im Gleitflug niedergehende Flugzeug immer näher herankommen. Es hatte mich rasch eingeholt. Jeden Augenblick erwartete ich darum den Zusammenstoß und dann den Sturz in die unerblickliche Tiefe. Die gleichen Empfindungen teilte mein Beobachter Seeladett Freiherr von Kleyleben. Während dieser schrecklich aufregenden Sekunden fiel mir ein Luftkampf ein, der zwischen zwei Flugzeugen ausgetragen worden war und der damit endete, daß ein Apparat den anderen ramnte. Die Insassen beider Flugzeuge fanden damals den Tod. Ein solches Ende schien mir kurz nach dem schönen Erfolg in Campalto bevorzustehen. Als ich mich im Augenblicke des zu erwarteten Zusammenstoßes nochmals umwendete, bemerkte ich zu meiner freudigen Überraschung, daß der hinter mir aufgetauchte Apparat eben im Begriffe war, in einer weiten Kurve auszuweichen und sich nun schon einige Meter von mir befand. Gott sei Dank hatte ich während der ganzen Zeit der vermutlichen Verfolgung keine einzige Steuerbewegung gemacht gehabt, denn sonst wäre mein Flugzeug wohl unbeabsichtigt gerammt worden. Wie ich später erfuhr, war der hinter mir folgende Apparat ein Flugzeug meines eigenen Geschwaders und sein Führer hatte mich erst im letzten Augenblicke bemerkt. Es war übrigens derselbe Apparat, der mich, als ich wenige Wochen vorher bei einem Angriff auf Treviso wegen Motorhavarie hinter der feindlichen Linie niedergehen mußte, gerettet hatte. Nun war ich froh, mit nichts anderem als nur mit dieser Aufregung davongekommen zu sein.

In Venedig, wo ich bald nach diesem Zwischenfall eintraf, warf ich am Markusplatz trotz heftigem Schrapnellfeuer die Wurfbüchse ab und kurze Zeit

Der Sieg bei Hermannstadt.

Telegramme unserer Kriegsberichterstatler.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.
Kriegspressequartier, 1. Oktober.

Das zahlenmäßige Ergebnis der bei Hermannstadt gemachten Beute steht noch darum aus, weil viele feindliche Abteilungen in den Wäldern herumirren und zahlreiches Material in den Abflüssen geworfen oder vergraben wurde. Der größere Teil der an den Kämpfen beteiligt gewesenen rumänischen Kräfte ist jedoch in dem erbitterten Ringen vernichtet worden.

Die Anlage der ganzen Operation ging vom Feinde völlig unbemerkt vor sich. Am 25. September setzte sich das bairische Alpenkorps Kraft vom Westen her auf Gebirgswegen in Bewegung und erreichte unter unsäglichem Mühen die vom Roten Turm-Paß führende Straße, wo es beiderseits der Straße Aufstellung nahm und eine doppelte Front nach Norden und mit Teilen nach Süden bezog. Während der südwärts gewendete Teil heftige rumänische Angriffe zurückwies, erwartete der nordwärts gerichtete die Rumänen, die frontal von verbündeten Truppen des Generals Stab angegangen und im Osten von I. und II. Kavallerie flankiert, keinen anderen Ausweg hatten, als sich nach Süden direkt vor die Gewehrverbindungen der Bayern zurückzuziehen. Mehr als zwei

rumänische Divisionen sind auf diese Weise in den Hakenkessel der Vernichtung getrieben worden. Größtenteils aufgerieben, kamen diese Teile der ersten rumänischen Armee als Gegner nicht in Betracht und das Bayernkorps machte nun endgültig Front nach Süden, wo es südlich des Roten Turm-Passes, acht Kilometer weit auf rumänischem Boden stehend, gestern erbitterte feindliche Angriffe auf der 13 Kilometer langen Linie Kobuberg-Caneni, einem Orte an der Paßstraße, abwies.

Mittlerweile nahmen freigewordene eigene Kräfte die Verfolgung der Trümmer des ostwärts flüchtenden Feindes auf.

Abgesehen von dieser abgeschlossenen großen Operation sind gestern in Siebenbürgen die Verbündeten in mehrere Kampfhandlungen erfolgreich entwickelt gewesen, die sich nordwestlich vom Fogaraser Raum und im Gebiete von Petroseny abspielten. Auf der Linie Arpas, südlich des Alt, bis Nagy-Sink (Groß-Schent) griffen Teile der aus dem Fogaraser Becken gekommenen feindlichen Kräfte unsere Stellungen an, wurden aber zurückgewiesen.

Der unglückliche Ausgang der Schlacht bei Hermannstadt dürfte sich bald für die Rumänen auch in diesem Gebiete geltend machen.

Nördlich des Tales des Jiu-Romanescu gelang es den Verbündeten die westlich des unstrittenen

Dulisiu-berges gelegenen Höhen zu erobern und im Raume von Petroseny feindliche Vorstöße zurückzuweisen.

Im Raume von Szekely-Udvarhely dauert das langsame Zurückweichen unserer Sicherungstruppen gegen unsere Hauptstellung an. Die Rumänen folgen mit starken Kräften zögernd nach. **Karl Jr. Nowak.**

Völkerrechtswidrige Behandlung der Kriegsgefangenen durch die Rumänen.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

Siebenbürgischer Kriegsschauplatz, 30. September.

Wie ich beim hiesigen östlichen Armeekommando erfahre, ist einwandfrei festgestellt, daß die Rumänen die österreichisch-ungarischen und reichsdeutschen Soldaten, die als Kriegsgefangene in ihre Hände fallen, in völlig völkerrechtswidriger Weise behandeln. Verwundete wurden in vielen Fällen einfach getötet, die unverwundeten Gefangenen werden jedoch unter Anwendung aller erdenklichen Zwangsmittel dazu verhalten, Aussagen über unsere Stellung, unser Kräfteverhältnis usw. zu machen. Ich bin dabei ermächtigt, das Verhalten des Obersten Gherezcu des rumänischen Infanterie-Regimentes Nr. 67 besonders an den Pranger zu stellen, der, wie durch einwandfreie Aussagen feststeht, einen k. u. k. Zugführer und einen Infanteristen, die sich standhaft weigerten, solche Aussagen zu machen, niederschießen ließ.

Hans Kerschbaum.

Die bisherigen Verluste der Rumänen.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

Siebenbürgischer Kriegsschauplatz, 30. September.

Nach den Ausweisen des Bukarester Sanitätskomitees, in die ich bei unserem hiesigen östlichen Armeekommando Einblick erhalte, betrogen die rumänischen Gesamtverluste an Toten, Verwundeten und Vermissten in den ersten drei Kriegswochen, das ist in der Zeit bis zum 18. September, nicht weniger als 3426 Offiziere, darunter vier Generale und zwanzig Oberste, sowie 72.724 Mann. Die Verluste repräsentieren demnach über ein Zehntel des Standes der rumänischen Feldarmee, der auf nicht mehr als 600.000 Mann veranschlagt werden kann. Besonders schwer fühlbar sind dabei für Rumänien die überaus großen Offiziersverluste, da der Offiziersersatz im Lande große Schwierigkeiten macht und schon bisher eines der schwersten Probleme der rumänischen Heeresleitung war. Der Großteil der Verluste ist selbstverständlich auf die Kämpfe in der Dobrudscha zurückzuführen, wo sich demnach die rumänische Niederlage als noch ernster erweist, als sie im ersten Augenblick schien.

Die großen Verluste äußern selbstverständlich bereits ihre Rückwirkung auf das Verhalten der Rumänen an der siebenbürgischen Front, wo in den letzten 14 Tagen die Rumänen zu keinen größeren Aktionen schritten, sondern vielmehr den Ausbau ihrer Linie begannen. Es scheint, daß sie auf diese Weise durch die technische Verstärkung ihrer Stellungen den Abgang an Truppen, der an vielen Stellen festgestellt werden konnte, wieder ersetzen wollen. Die von den Rumänen erwarteten russischen Hilfskräfte sind bisher an unserer Front noch nicht eingetroffen, und rumänische Kriegsgefangene erzählen bereits, daß man im rumänischen Heere schon davon zu sprechen beginnt, man sei von den Russen getäuscht worden, die jetzt die versprochene Hilfe nicht leisten wollen.

Hans Kerschbaum.

TAGESPOST (Graz) (Mittagsblatt)

Nr.:

TAG: 3.10.1916

Die Rumänen vor Hermannstadt.

Vom Kriegspressequartier genehmigt am 2. Oktober.

Hermannstadt, 25. September.

Ein klarer wolkenloser Herbsthimmel wölbt sich über dem fruchtbaren Talboden, in dem die alte Sachsenstadt Hermannstadt liegt. Scharf heben sich die Konturen der nahen Grenzberge ab, das Cibin-gebirge und die Fogaraser Berge, zwischen denen die tiefe Einsattelung des Rotenturmpasses nach Rumänien hinüberführt. Kaum dreißig Kilometer liegt die Stadt von dem Grenzpaße entfernt, auf dem in der Nacht des 27. August die Rumänen ebenfalls überfallartig die Feindseligkeiten eröffneten. Das Ausbleiben der aus Rumänien fälligen Züge hatte zwar schon tagsüber bevorstehende Ereignisse angekündigt, doch erfolgte der erste Angriff auf unsere Grenzgruppen, bevor diese noch von der erfolgten Kriegserklärung benachrichtigt werden konnten.

In aller Eile organisierte Leutnant Stotter, der als invalider Offizier auf dem Grenzbahnhofe in Bărăstoroş in Lokalverwendung stand, mit den wenigen ihm zur Verfügung stehenden Kräften den Widerstand gegen die einfallenden Rumänen, während es dem Kadettaspiranten Vorfolva gelang, mit dem letzten Zug noch die militärisch wichtigen Altentüde zu retten.

Unsere Grenzschutztruppen, von Gendarmerie verstärkt, erhielten nun den Befehl, den Vormarsch des Gegners möglichst zu verzögern und so die Ausziedelung der unmittelbar bedrohten Drie südlich von Hermannstadt selbst zu beden.

Die ganze Nacht hindurch dauerten die Gruppenkämpfe im Gebirge. Die Rumänen kamen auch beiderseits der Paßstraße über die Grenzlämme selbst Ein mit Maschinengewehren ausgestatteter Panzertrain der Unsen, unterstützte unsere Kampftruppen in wirksamster Weise, bis ihn ein Granatvolltreffer manövrierunfähig machte. Darauf ist die Meldung des rumänischen Generalstabes über die Erbeutung eines Panzerzuges südlich Hermannstadt zurückzuführen.

Am 28. August erschienen die rumänischen Vorhutten bereits am Fuße der Berge, wo sich ihnen bei Nagy-Talmacs eine frische Marschformation entgegenstellte und den Angriff dreier feindlicher Bataillone abwies. Während der Feind so nur langsam vorwärts kam, vollzog sich die Ausziedelung der Stadt, die auch unsere Truppen verließen, da es zunächst ausgeschlossen schien, die Stadt der feindlichen Übermacht gegenüber zu halten. In der Nacht vom 30. auf den 31. August verließen unsere letzten Truppen die Stadt. Die Bevölkerung erwartete stündlich den Einmarsch des Gegners. Vom Turme der evangelischen Kirche wehte eine weiße Fahne zum Zeichen, daß die Stadt unverteidigt sei. Gegen mittag begaben sich zwei angesehene ältere Bürger der Stadt gegen Schellenberg, um dort vom rumänischen Kommandanten

Schonung für die Stadt zu erbitten. Da sie vormittag niemand trafen, wiederholten sie nachmittags die Fahrt. Der rumänische Kommandant verlangte jedoch von ihnen zunächst eine amtliche Legitimierung und hielt den einen der Unterhändler, den Advokaten Dr. Preda, als Geißel zurück, während der andere, der Industrielle Borger, diese Beglaubigung holen sollte. Borger kehrte in die Stadt zurück, doch erklärte der Stadtrat, daß er sich nicht für befugt halte, mit dem Feind zu verhandeln. Borger sollte eine dahin lautende Erklärung den Rumänen überbringen, doch kam es nicht mehr dazu. Nach einer Nacht voll Ungewißheit erschienen in den Morgenstunden des 1. September wieder Honvedpatrouillen in der Stadt. Gleichzeitig kam durch die Pestauerstraße eine aus zwei Mann bestehende rumänische Kavalleriepatrouille mit schußbereitem Gewehr geritten. Als sie unserer Patrouillen ansichtig wurde, die sofort das Feuer eröffneten, wandte sie sich sofort durch Seitengassen zur Flucht. Es waren die ersten und einzigen Rumänen, die die alte Sachsenstadt betreten haben.

Am Abend dieses Tages fielen dann die ersten Schüsse der feindlichen Artillerie auf die Stadt, taten jedoch nur wenig Schaden. In den folgenden Tagen kehrten dann unsere Truppen wieder in die Stadt zurück und setzten sich in engem Bogen am Rande der Stadt fest, um zunächst die Ausziedelung zu decken. Vorsichtig kamen die Rumänen näher an die Stadt heran; starke Kräfte von ihnen waren im Südwesten der Stadt im Vormarsch gegen Karlsburg, um so den linken Flügel der vor Hermannstadt stehenden Gruppe zu verlängern. Ein rumänisches Jägerregiment, das bei Dr. Lat die Eisenbahn und den Cibin überschritt und sich auf der Kuppe des Riesenberges festgesetzt hatte, wurde jedoch am 13. September nach ausgiebiger Artillerieorbereitung, die die feindlichen Stellungen fast ganz zerstörte, durch einen schneidigen Sturm unserer Honveds wieder von dort vertrieben. Die Rumänen erlitten dabei überaus starke Verluste. Von einem ihrer Bataillone sollen nur

die 60 Mann, die wir geangenen nahmen, lebend davon-
gelommen sein.

Seither erfolgten keine größeren Aktionen. Es wurde beobachtet, daß infolge der Ereignisse an anderen Teilen der Front die Rumänen in letzter Zeit sogar Truppen wieder abzogen. Wo die Rumänen versuchten, unsere Linien zu durchbrechen, wurden sie stets zurückgewiesen. Obwohl sie in den letzten Tagen die dominierenden Höhen um die Stadt vorübergehend in Besitz hatten, gelang es dort keiner Abteilung, die alte deutsch-ungarische Stadt zu betreten.

Die Tätigkeit des Gegners beschränkte sich schließlich in der Hauptsache auf die Beschiesung der umliegenden Orte. Am 20. September wurde auch die Stadt wieder unter Feuer genommen, wobei die große

evangelische Kirche mehrmals getroffen und beschädigt wurde. Auch das Gebäude der Bodenkreditanstalt auf dem großen Ring wurde getroffen. Zwei Knaben wurden dabei durch Schrapnellkugeln getötet.

Die folgenden Tage verliefen wieder ohne größere Ereignisse. Ein stärkerer rumänischer Angriff westlich der Stadt wurde von einer reichsdeutschen Kavallerie-Division glatt abgeschlagen. Das passive Verhalten des Feindes, sowie die Unwesenheit unserer Truppen beruhigte allmählich die anfangs in der Stadt herrschende Panik. Die Flucht der Bevölkerung kam zum Stillstand, nur die Bergung der in der Stadt lagernden Millionenwerte wurde vorsichtshalber eifrig fortgesetzt, wobei sich ein k. u. k. Panzerzug, der die Deckung der Eisenbahntransporte übernommen hatte, besonders hervortat. In den nächsten Tagen tauchten auch bereits zahlreiche reichsdeutsche Soldaten in den Straßen der Stadt auf, die von der stammverwandten einheimischen sächsischen Bevölkerung selbstverständlich herzlich willkommen wurden. Mit Zuversicht sieht man der Entwicklung der Ereignisse entgegen, die die völlige Befreiung der Stadt von der feindlichen Bedrohung bringen sollen.

Hans Kerschbaum.

Die Septembertage in Hermannstadt.

Vom Kriegspressequartier genehmigt am 2. Oktober.

Hermannstadt, 25. September.

Sonntäglich still ist es in der alten Sachsenstadt. Die breiten, schönen Straßen sind fast menschenleer, die meisten Geschäfte geschlossen. Wie die Uhren auf den Türmen in der Stadt, so ist das Leben selbst an jenem letzten Augustsonntag stehen geblieben. Erst kam der große Flüchtlingsstrom durch die Stadt; endlos lange Wagenreihen der flüchtenden sächsischen Landbevölkerung. Auch mehr als zwei Drittel der Einwohner von Hermannstadt selbst ergriffen die Flucht, denn die Stadt, die schußlos in der Ebene liegt, war bereits preisgegeben. Die Stimmung bangster Ungewissheit erfüllte die Stadt, als in der Nacht zum 31. August der letzte unserer Soldaten abmarschierte. Am nächsten Tage standen der Bürgermeister Dr. Dörr, der Stadtrat und die Geistlichkeit im Talar und Festkleid draußen auf der Bretterpromenade und erwarteten den Einzug der Rumänen. Aber die Rumänen kamen nicht. Erst am nächsten Morgen ritten zwei Kavalleristen durch die Heltauerstraße gegen den Ringplatz und fragten einen Bürger. Er wies sie in der Richtung, aus der eine Honvedpatrouille herankam; nach einigen Schüssen ver-

ließen die Rumänen durch Seitengassen die Stadt. Seit her kam kein Rumäne mehr in die Straßen von Hermannstadt, die heute wieder unsere Truppen durchziehen.

Aber am Abend des 1. September stand die Stadt zum erstenmale unter dem Feuer der rumänischen Artillerie. Seit her hat sich die Beschießung noch zweimal wiederholt. Die Häuser auf dem Ringplatz, Siebel und Turm der evangelischen Kirche zeigen die Spuren der Geschosse. Zwei Knaben und eine Frau wurden durch Schrapnellkugeln getötet, ein dreizehnjähriges Mädchen in der Scheibgasse von einer Flintenkugel getroffen, eine Zigeunerfrau fand beim Einkausen ein untrepiertes Geschöß und trug es heim, weil sie meinte, es sei eine Lampe. Aber als sie die sonderbare Lampe aufzuschrauben begann, explodierte sie, tötete drei und verletzte sieben Personen.

Es heißt, daß die Rumänen in den letzten Tagen auch schweres Geschütz erhalten haben. Sie sitzen augenblicklich droben auf dem Grigoriberg und sehen mitten in die Stadt herein. Auf dem Bahnhof ist jeder Verkehr unmöglich, die Rumänen sind auf ihn eingeschossen, und mühsam und vorsichtig müssen im Schutze der Dunkelheit die Millionenwerte an ärarischen Gütern geborgen werden, die noch in der Stadt lagern.

Aber die Panik der ersten Wochen ist verschwunden. Zwar schwebt noch bange Ungewissheit über der Stadt, doch die Zuversicht, daß die Rumänen nicht Herren der Stadt sein werden, wird immer allgemeiner und die 9500 Einwohner, die von den 30.000 zurückgeblieben sind, eichten sich ein, so gut es geht. Die Geschäfte öffnen wieder wenigstens für einige Stunden im Tage, der Schulunterricht wird versuchsweise wieder aufgenommen, die Lebensmittelpreise sind sogar niedriger als vor Kriegsausbruch, da die Landleute der Umgebung infolge der Unsicherheit der Lage ihre Produkte reichlich auf den Markt bringen, um sie in Geld umzusetzen. Auch die Zeitung erscheint seit acht Tagen wieder.

Das Kaffeehaus „Römischer Kaiser“ ist, wie einst das Kaffeehaus „Korso“ in Orz, der Mittelpunkt des Lebens der Stadt. Hier sucht der Briefträger die Adressaten; hier erfährt man die neuesten Nachrichten, daß die Rumänen den Kirchturm in Neppendorf beschossen haben, daß in Hammersdorf eine starke feindliche Patrouille erschienen sei und in den Gehöften geforscht habe: „Unde ungar?“ (Wo sind die Ungarn?), da sie Honveds im Orte glaubten. Aber sie fanden keine und begnügten sich schließlich, den Müller und seinen Knecht als Gefangenem mitzuführen.

Da sieht der Bürger, der die Kavalleriepatrouille den Honveds entgegenschickt, und der alte weißhaarige Herr am Nebentisch ist der Verwalter Engber, der lachend erzählt, wie er mit dem Fahrrad über Schellenberg hinaus zur feindlichen Linie fuhr, sich von einer rumänischen Patrouille gefangen nehmen und zum Kommandanten nach Westen führen ließ, um auf dem Weg dahin sehen zu können, was mit seinem Sägewerk dort geschehen sei. Die Offiziere des Kommandos

Nr.:

TAG:

sigen hier und arbeiten; Ordnonnngen gehen ab und zu, und immer wieder an allen Tischen hört man die Lage der Stadt erörtern. Ein Auto mit deutschen und österreichisch-ungarischen Offizieren hält scharf vor dem Kaffeehaus. Eine reichsdeutsche Ulanenpatrouille ist durch die Stadt geritten, kurz darauf marschierten Honveds durch. Man fühlt es in der ganzen Stadt, daß sich etwas vorbereitet.

Was werden die nächsten Stunden bringen?

Da ich diese Zeilen beende, donnern unsere Geschütze auf dem Grigoriberg.

Hans Kerschbaum.

Die Befreiung von Hermannstadt.

Vom Kriegspressequartier genehmigt am 2. Oktober.

Siebenbürgischer Kriegsschauplatz, 27. September.

Im Süden von Hermannstadt wird jetzt gekämpft. In der Nacht vom 25. auf den 26. d., in der ich die Stadt verließ, sind unsere Truppen durchmarschiert. Die Straßen waren totenstill, da auf Befehl niemand die Straßen betreten durfte, aber hinter den Fenstern erwarteten die Hermannstädter den Einzug ihrer Befreier.

Eine schwere Zeit hat damit für die alte deutsche Stadt geendet. Es kann heute, da diese Episode des Krieges vorüber ist, gesagt werden, daß ein einziges Landsturm-Stappenbataillon durch die Wochen hindurch die ganze Besatzung der Stadt bildete, die anfangs überhaupt preisgegeben war, da man sie, die völlig ungeschützt in der Ebene liegt, nicht zum Mittelpunkt des Kampfes machen wollte. Als der Feind jedoch zögerte, die Stadt zu besetzen, erhielt Hauptmann Petricek den Befehl, mit den rund 250 Mann des Landsturmbataillons die Vergung der in der Stadt lagernden Güter, die Millionenwerte repräsentierten, zu decken. Er organisierte eine Feldwachenauf-

stellung rings um die Stadt und erreichte so, daß er mit den wenigen Kräften eine über 10 Kilometer lang Frontlinie gegenüber einem weitüberlegenen Feind zu halten vermochte. Was die braven Landstürmer, durchwegs ältere, für den Frontdienst als minder tauglich qualifizierte Leute, die jetzt wochenlang ohne Ablösung in notdürftig ausgebauten Stellungen lagen, während dieser Tage geleistet haben, ist nicht hoch genug zu werten. Der Angriff vereinzelter ganzer Kompanien brach vor unserer Feldwachenslinie zusammen.

Während so die Stadt gehalten wurde, die Wahrheit vier Kilometer vor unserer eigentlichen Front lag, leitete ein Ruhestandsoffizier, ein Sohn der Stadt Hermannstadt, die Vergung der Güter. Da der Feind den Bahnhof seit 9. September unter Feuer hielt, mußte die Verladung in den letzten Wochen außerhalb der Stadt erfolgen. Unter dem Schutze eines Panzerzuges fuhr hier jede Nacht ein Lastzug vor, in den die hier aufgestapelten Güter im Schutze der Dunkelheit verladen wurden. Millionengüter wurden auf diese Weise geborgen, zuerst die Wertfachen und Altkleider, dann die Vorräte des Militärverpflegungsmagazins, Fleischkonserven, Mehl, Weizen, Kaffee, Tee usw. Auch die wertvollen Sammlungen des Brückentalschen Museums wurden auf diese Weise gerettet.

Mit bewundernswerter Fassung ertrug die Bütgerschaft von Hermannstadt die Tage der Ungewißheit. Ich hörte Sonntag die Predigt des evangelischen Oberpfarrers, des auch durch seine wissenschaftlichen Arbeiten über das deutsche Geistesleben in Siebenbürgen bekannten Dr. Schullerus. Er mahnte zur Rückkehr zur Arbeit, in der jeder Trost und Fassung wiederfinden werde. Auch die rumänische Bevölkerung hat sich durchaus einwandfrei verhalten.

Schon Sonntag verbreiteten sich in der Stadt Gerüchte über bevorstehende Aktionen zur endgültigen Befreiung der Stadt. Montag abend um 6 Uhr begann dann unserer Artilleriefener auf dem Grigoriberg, der unmittelbar die Stadt beherrschte. Honveds besetzten ihn noch in den Abendstunden. Das reichsdeutsche Alpenkorps war inzwischen bereits, die rumänische Aufstellung südlich Hermannstadt flankierend, von Szeles her in das Grenzgebirge vorgestoßen. Am Morgen des 26. September begann der Angriff der Verbündeten im Raume von Hermannstadt selbst, wobei Honveds das Zentrum bildeten, während an den Flügeln reichsdeutsche Truppen vorgingen. Der Feind, der ein ganzes Armeekorps im Raume südlich Hermannstadt versammelt hatte, wurde in der Front angegriffen, in der Flanke bedroht, gegen den Rotenkurmpaß zurück, fand jedoch die Straße bereits von den Deutschen besetzt.

Es geht alles gut, lauten die letzten Nachrichten, die ich von der Front erhalte. Die Meldungen unseres Generalkommandos werden meine Berichte ergänzen.

Hans Kerschbaum.

FRANTZ G.

Der Angriff auf die Luftschiffhalle in Campalto.

Vorla, 30. September.

Zu den heldenhaften Fliegeroffizieren unserer Kriegsmarine gehört auch Fregattenleutnant Johann F i s c h a. Der junge Seeflugzeugführer hat schon wiederholt Beweise seiner Kaltblütigkeit abgelegt, seine Glanzleistung war aber entschieden die am 12. August l. J. durchgeführte Vernichtung der Luftschiffhalle in Campalto bei Venedig und des darin gewesenen Luftschiffes. Diese wadere Tat brachte ihm den Orden der Eisernen Krone 3. Kl. mit Kriegsdekoration und sichert ihm einen Platz unter jenen Marinefliegern, deren Namen immer genannt werden wird. Heute hatte ich Gelegenheit, mit Fregattenleutnant F i s c h a zu sprechen. Er erzählte mir über seine letzte hervorragende Leistung folgendes:

„Die Hangarräumlichkeiten in Campalto bei Venedig hatten ein neues Luftschiff aufgenommen. Unserem Kommandanten, Linienschiffsleutnant B a n f i e l d, war dies bekannt geworden und nun hatten wir den Befehl von ihm erhalten, Hangar und Luftschiff zu vernichten. Was es übrigens heißt, von Linienschiffsleutnant B a n f i e l d einen Befehl zu erhalten, weiß nur derjenige, der diesen energischen Fliegeroffizier als Vorgesetzten kennen lernte. Unser erster Versuch, diesem Befehle nachzukommen, scheiterte infolge überaus schlechten Wetters. Regenböen und dicke Wolkensbildungen ließen die Vernichtung nicht ausführen und so lehrte das erste zu diesem Zwecke ausgesandte Luftgeschwader unverrichteter Dinge wieder heim. Als wir zum zweitenmal gegen Campalto aufstiegen, war eine mondhele Nacht. Das Wetter war schön und die Luft sichtig. Diesmal war die Möglichkeit vorhanden, dem Befehle des Kommandanten nachzukommen. Mein Beobachter war, wie bei früheren Malen, Seekabett Freiherr von B l e y l e b e n. Da ich mit meinem Apparat als einer der letzten des Geschwaders startete, war das Abwehrgeschwader, als ich Campalto erreichte, schon im vollsten Gange. Es steigerte sich oft zu wahnsinniger Hestigkeit. In der Nähe des Hangars konnte ich die Beobachtung machen, daß von meinen vor mir angelangten Kameraden schon eine Anzahl Bomben abgeworfen worden waren. Alle hatten aber um wenige Meter das Ziel verfehlt. Um sicherer zu sein, ging ich trotz der zahlreich um mich einfallenden Schrapnellgeschosse und der ununterbrochen arbeitenden feindlichen Scheinwerfer tiefer wie die anderen Flugzeuge, und im Gleitfluge hahinschwebend konnte ich den Hangar und dessen Nebenbauten genau beobachten. In dieser Tiefe ließ ich nun einige Bomben größeren Kalibers fallen. Eine davon erreichte ihr Ziel, sie durchschlug das Dach der Luftschiffhalle und explodierte. Der durch die Explosion hervorgerufene Luftdruck hob meinen Apparat gewaltig in die Höhe und kaum, daß die Detonation an mein Ohr gedrungen war, sah ich auch schon eine 500 Meter hohe Stichtlamme mit bläulichweißer Farbe aufsteigen. Ihre Spitze erreichte mich, und wäre ich um hundert bis hundertfünfzig Meter

tiefer gewesen, so wäre ich und mit mir der Beobachter und Apparat verbrannt. Die ganze Umgebung im weiten Umkreis bis fast nach Venedig hinein war in diesem Augenblicke taghell beleuchtet. Aus Fenstern, Türen und Toren des Hangars schlugen züngelnde Feuergerben heraus. Das Abwehrgeschwader, das während dieser Momente ganz verstummt gewesen war, setzte nach dem Verlöschen der Stichtlamme wieder ein und unter mir sah es, als es wieder dunkel geworden war, wie über einem Vulkan aus. Dichte Rauchwolken stiegen auf und verlegten jede Aussicht. Der Hangar in Campalto mit dem italienischen Luftschiff XY war gewesen.

Ich stieg nun wieder höher und nahm Kurs nach der Heimatküste. Vor meinem Start war mir der Befehl zuteil geworden, nach vollendeter Aktion eine Wurfbüchse über Venedig abzuwerfen. Sie enthielt die Lichtbilder der Gräber jener italienischen Flieger, die Linienschiffsleutnant B a n f i e l d wenige Tage vorher im Luftkampfe abgeschossen hatte. Die Italiener hatten in einem sich in Balona zugetragenem Falle uns gegenüber ebenso gehandelt. Dieser Akt war also eine Erwiderung. Als ich mich auf dem Wege nach Venedig befand, erblickte ich plötzlich zu meiner größten Verwunderung und gleichfalls von Campalto kommend, ungefähr hundert Meter ober mir, ein Flugzeug. Das Dunkel der Nacht ließ die Erkennungszeichen des Apparates nicht erscheinen und da er überdies geraden Kurs auf mich nahm, konnte das Flugzeug, meinem Gebankengange nach, nur ein italienischer Abwehrrapparat sein, der mich zu rammen beabsichtigte. Da an ein Entkommen meinerseits nicht mehr zu denken war, ließ ich das im Gleitflug niedergehende Flugzeug immer näher herankommen. Es hatte mich rasch eingeholt. Jeden Augenblick erwartete ich darum den Zusammenstoß und dann den Sturz in die unendliche Tiefe. Die gleichen Empfindungen teilte mein Beobachter Seekabett Freiherr von B l e y l e b e n. Während dieser schrecklich aufregenden Sekunden fiel mir ein Luftkampf ein, der zwischen zwei Flugzeugen ausgetragen worden war und der damit endete, daß ein Apparat den anderen ramnte. Die Insassen beider Flugzeuge fanden damals den Tod. Ein solches Ende schien mir kurz nach dem schönen Erfolg in Campalto bevorzustehen. Als ich mich im Augenblicke des zu erwarteten Zusammenstoßes nochmals umwendete, bemerkte ich zu meiner freudigen Überraschung, daß der hinter mir aufgetauchte Apparat eben im Begriffe war, in einer weiten Kurve auszuweichen und sich nun schon einige Meter von mir befand. Gott sei Dank hatte ich während der ganzen Zeit der vermutlichen Verfolgung keine einzige Steuerbewegung gemacht gehabt, denn sonst wäre mein Flugzeug wohl unbeabsichtigt gerammt worden. Wie ich später erfuhr, war der hinter mir folgende Apparat ein Flugzeug meines eigenen Geschwaders und sein Führer hatte mich erst im letzten Augenblicke bemerkt. Es war übrigens derselbe Apparat, der mich, als ich wenige Wochen vorher bei einem Angriff auf Treviso wegen Motorhavarie hinter der feindlichen Linie niedergehen mußte, gerettet hatte. Nun war ich froh, mit nichts anderem als nur mit dieser Aufregung davongekommen zu sein.

In Venedig, wo ich bald nach diesem Zwischenfall eintraf, warf ich am Markusplatz trotz heftigem Schrapnellfeuer die Wurfbüchse ab und kurze Zeit

Handwritten scribbles and marks at the top left of the page.

TABLET (0x2)

Handwritten text: "TAB. F. NO. NAME S. (Page) 8FS 1.2"

Sarauf befand ich mich wieder in meiner Bestimmung-
station."

*

Fregattenleutnant F i s c h a, der im 23. Lebens-
jahre steht, hat die Marineakademie im Jahre 1913
beendet und bekleidet seine jetzige Charge seit Novem-
ber 1915. Der junge sympathische Fliegeroffizier war
vom Allerhöchsten Kriegsherrn bereits zweimal aus-
gezeichnet worden, ehe er den Orden der Eisernen
Krone 3. Klasse erhielt. Er stammt aus Rohrbach bei
Groß-Seelowitz in Mähren, wo sein Vater Guts-
besitzer ist. **Edvard Reichel.**

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 282

TAG: 11.10.1916, 1f.

Geheimverträge zum rumänischen Krieg.

Rumänisches Tagebuch.

Das Ministerium des Ausern übergibt mit dem heutigen Tag der Öffentlichkeit eine Reihe von Schriftstücken, die der Welt Einblick in die rumänische Politik der letzten Jahre vermitteln sollen. Man erfährt daraus manches Neue und Interessante über Rumänien, über die Charaktere seiner leitenden Staatsmänner, deren geheimste Seelenfalten nicht verborgen bleiben, bewundert die ehrwürdige Gestalt des alten Königs Carol, der an der Neutralität seines Landes stirbt, sieht den talentlosen Reffen das Steuer der Regierung ergreifen (eine durchaus unbedeutende, kalte Natur), dazwischen agiert Herr Bratianu, der sein bekanntes Doppelspiel spielt, Telegramme, Berichte, Informationen, Aufträge kommen und eilen nach Bukarest, und immer und überall hört man das Rauschen der Kriegswagen, die das Land umbranden, und sieht, wie Fels um Fels abbröckelt, bis die graue Flut auch Rumänien verschlingt. Dramatisches Leben ist in diesen Aktenfascikeln, wie selten in einem amtlichen Dokumentenbündel. Eine wertvolle Lektüre, aus der wir nur die allerwichtigsten Schlüsse festhalten wollen. Sie sind lehrreich genug.

Als der Weltkrieg losbrach, erhoffte man in Wien auf Grund der bestehenden Verträge tätige Mithilfe Rumäniens an der Seite der Monarchie. Daraus wurde nichts, der rumänische Konrat hat es sofort abgelehnt. König Carol muß sich wundenbezugs begnügen, die Neutralität auszusprechen; solange er lebe, werde Rumänien niemals gegen die Monarchie kämpfen. Der König stirbt und mit ihm fällt die einzige Aktbpost, die wir in Bukarest hatten. Schon jetzt ist es nur mehr eine Frage der Konjunktur, wann Rumänien in den Krieg gegen

uns eintreten wird. Was die rumänische Politik zu dieser Haltung veranlaßt, ist kein Geheimnis: In Bukarest rechnet man mit dem sicheren Zerfall der Monarchie und mit einer Erbaustellung, bei der auch Rumänien nicht zu kurz kommen will. Rußland gilt als unbesiegbar, sein Menschenvorrat als unerschöpflich, seine Kraft als ungebrochen. Diese Erwägungen werden gestützt durch die engen Beziehungen zu Frankreich, man bedauert das Schicksal Belgiens, man denkt romanisch und verachtet die Barbaren. Geht es den Russen schlecht, so läßt man immerhin mit sich reden und macht mit den Mittelmächten gute Geschäfte; füllt sich hinwieder der russische Vorkriegsstand mit bergnützlichem Lächeln, so wird Herr Bratianu zugeknöpft und penibel, sperrt der Türkei die Munitionszufuhr und droht mit dem baldigen Krieg. So geht es fort, bald milder, bald heftiger, aber stets gegen uns. Herr Bratianu sagt es dem Grafen Czernin ins Gesicht, daß nach den bestehenden Kräfteverhältnissen Rumänien wohl an die Gewinnung Siebenbürgens, aber niemals an die Gewinnung Mesopotamiens denken könne und darnach richte er sich ein. Die russische Offensive in Wolhynien und ihre Erfolge treiben Rumänien weiter: Anfang August meldet Generalkonsul Zellner aus Galatz, Rumänien sei fertig zum Krieg. Es folgen die schon aus der italienischen Geschichte bekannten diplomatischen Geplänkel, die den Krieg nur hinauschieben, aber nicht mehr aufhalten. Rumänien, das

ganz in die Fessel des Vierbundes verstrickt ist, möchte vielleicht noch Zeit gewinnen, um den Krieg besser vorzubereiten; aber Rußland, das den Sommer zur Reize gehen sieht, ohne daß er ihm die erhofften Früchte brächte, duldet keinen Aufschub: es zwingt Rumänien durch ein Ultimatum in den Krieg, Rumänien muß zur befohlenen Stunde los schlagen.

Man sieht, daß die rumänische Politik fast durchwegs eine passive Rolle spielt. Sie steht vom Anbeginn des Krieges unter einer zweifachen Hypnose, erstens daß Rußland allmächtig und unbesiegbar, und zweitens daß das Schicksal Österreich-Ungarns besiegelt sei; die einzige noch offene Frage war, wann der Monarchie der Todesstoß zu versetzen sei. Die Annahme ist trotzdem oder eben deshalb nicht von der Hand zu weisen, daß ein Mißerfolg der Russen in Wolhynien den rumänischen Krieg ad kalendas graecas hätte verzögern können. Denn Rumänien hat sich geschützt, aber Siebenbürgen herzufallen, solange die militärische Lage der Mittelmächte das Hochgepräge vom letzten Sommer hatte... Daß sich die rumänische Politik gründlich verrechnet hat, gehört in ein anderes Kapitel. Ein dunkler Punkt in unserem diplomatischen Kraftkalkül bleibt es jedenfalls, daß die Monarchie schon zu Kriegsbeginn dort einen erbitterten, heutigetierigen Gegner lauern hatte, wo sie einen Freund und Bundesgenossen zu besitzen wähnte. Ein dunkler Punkt und nicht der einzige...

Warum Rumänien in den Krieg trat.

Diplomatische Aktenstücke.

Das Ministerium des Äußern veröffentlicht eine Sammlung diplomatischer Aktenstücke, betreffend die Beziehungen Österreich-Ungarns zu Rumänien in der Zeit vom 22. Juli 1914 bis 27. August 1916. Die Sammlung umfaßt 111 Aktenstücke. Wir teilen im folgenden die wichtigsten mit.

König Carol.

Am 22. Juli 1914 teilt Graf Berchtold dem Gesandten in Bukarest, Grafen Ottokar Czernin, zu vertraulicher Bekanntgabe an König und Bratianu die bevorstehende Überreichung der Note an Serbien mit.

Am 26. Juli sagt Graf Berchtold in einem Telegramm an den Grafen Czernin, daß er von Rumänien strenge Neutralität und für den Falle eines aggressiven Auftretens Rußlands loyale Kooperation erwarte.

Am 28. Juli Telegramm des Gesandten in Bukarest, daß König Carol die Neutralität im Falle eines serbisch-österreichisch-ungarischen Krieges garantiert. Der König sagt weiter, daß wir im Falle eines Auftretens Rußlands auf militärische Unterstützung Rumäniens leider nicht rechnen können. Er fügt bei, daß keine Macht der Welt ihn jemals bewegen könne, die Waffen gegen die Monarchie zu ergreifen.

Am 6. August teilt der König dem Grafen Czernin den Beschluß des Kronrates mit, in welchem er die Erfüllung der Bundespflicht nicht durchzusetzen vermochte. Doch sei mit gleicher Einstimmigkeit ein Anschluß an Rußland als undenkbar zurückgewiesen

worden. Der Gesandte glaubt, daß, wenn das Schicksal von der Aufstellung der Monarchie die gegen uns gerichteten Instinkte befehen würde, so dürfte sich auch Rumänien melden und in diesem Falle würde König Carol eher abhandeln als mitgehen.

Am 23. August meldet Graf Czernin, daß die Russen mit weitgehenden Versprechungen und großem Erwerismus arbeiten und die Minister persönlich für eine antirussische Politik verantwortlich machen.

13. September. Graf Czernin meldet, daß unter dem Eindruck der Kriegereignisse in Galizien die Agitation für ein tätiges Mitgehen Rumäniens mit der Entente sehr zugenommen hat.

22. September. Graf Czernin bringt bei Bratianu die Schwierigkeiten zur Sprache, die dem Transit von Kriegsmaterial nach der Türkei bereitet werden. Diese Forderung wird im weiteren Verlaufe öfter erhoben.

23. September. Graf Czernin hat, da König Carol schwer krank ist, eine Unterredung mit dem Kronprinzen Ferdinand. Der Kronprinz sagt, daß alle Welt den Krieg gegen uns wolle. Unmöglich sei es, gegen Rußland Krieg zu führen, alles andere sei möglich. Auf den Vorhalt des Gesandten, er wisse, daß König und Kronprinz eines Verrates unfähig seien, sagt der Kronprinz, wenn er dies täte, so wäre dies die größte Fehlleistung und er würde sich als gemeiner Verräter vornehmen.

Nr.:

TAG:

30. September. König Carol teilt dem Gesandten brieflich mit, er hoffe im nächsten Kronrat eine Neutralitätsklärung zu erhalten. Der Kronrat wird, wie Graf Czernin später meldet, auf Grund einer Einigung der Parteien überhaupt nicht abgehalten. Die Spannung scheint überwunden. Reservistenentlassungen in größerer Umfang.

9. Oktober. Graf Czernin berichtet über eine Audienz bei König Carol. Der König meint, er habe nur noch einen Wunsch: zu sterben und ein Ende zu machen.

10. Oktober. Der König stirbt...

Der neue König.

2. Dezember. Wie Graf Czernin berichtet, scheinen sich sämtliche maßgebenden Faktoren darauf zu einigen, im zeitlichen Frühjahr 1915 aktiv einzugreifen. Es werde nur vom Fortgang der Operationen abhängen, ob uns Rumänien in den Rücken fallen oder sich plötzlich darauf besinnen wird, daß es seine Ehrenpflicht sei, Schulter an Schulter mit uns zu kämpfen.

11. Mai 1915. Bratianu sagt, seine Stellung werde, wenn Italien loschläge, furchtbar schwierig werden. Doch hat der Gesandte den Eindruck, daß infolge unseres großen Sieges in Galizien Rumänien zu zaudern begünne.

23. Juni. Graf Czernin spricht mit Bratianu über eine aktive Kooperation Rumäniens mit uns, verweist auf die Rückeroberung von Lemberg und auf unser unaufhaltames Vordringen. Bratianu sagt, er könne nicht gegen das Land regieren und macht geltend, die Russen würden vielleicht in 14 Tagen ihrerseits wieder die Offensive ergreifen.

16. Juli. Bratianu teilt dem Gesandten Grafen Czernin mit, daß es ihm unter keinen Umständen

wichtig sei, die Durchfuhr von Munition nach der Türkei zu gestatten.

Am 11. September ermächtigt Baron Durian den Gesandten, dem rumänischen Ministerpräsidenten zu erklären, daß es durchaus nicht in unserer Absicht liege, Rumänien anzugreifen. Die Grenzsperrung sei auch an der schweizerischen und mit Ausnahme einiger Punkte auch an der deutschen Grenze verhängt worden.

Am 24. September sucht Graf Czernin infolge des Anwachsens der Strömung für Mobilisierung Bratianu auf, um ihm mitzuteilen, daß eine Mobilisierung in Rumänien uns zwingen würde, Ausklärungen zu verlangen. Das Gespräch findet statt, ehe sich Bratianu in den Ministerrat begibt. Ein zweites Telegramm meldet, der Ministerrat habe beschlossen, voreis von der Ergreifung neuer militärischer Maßregeln abzusehen.

Am 3. November beauftragt Baron Durian, da dem Armeekommando Nachrichten über russische Truppenkonzentrierungen an der rumänischen Grenze zugekommen sind, den Gesandten Grafen Czernin, Bratianu freundschaftlich zu befragen, wie sich Rumänien einem Versuch Russlands gegenüber, einen Durchmarsch durch Rumänien zu erzwingen, verhalten würde. Ein Telegramm des Grafen Czernin vom nächsten Tage teilt mit, Bratianu

habe ihm versichert, er werde einen russischen Durchmarsch nicht zulassen, glaube aber, die Russen würden ihn nicht ernstlich versuchen.

Gute Geschäfte!

12. Mai. Bratianu setzt in einer Unterredung mit dem Grafen Czernin auseinander, er halte es für wahrscheinlich, daß der Friede auf Grund des Status quo bald eintrete, und dann werde Rumänien froh sein, nicht in den Krieg eingegriffen zu haben. Eine vernichtende Niederlage einer Mächtegruppe könne nur in einem fernen Zeitpunkt stattfinden, und so könne Rumänien, das einen jahrelangen Krieg gar nicht aushalten könne, jedenfalls noch abwartend zusehen. Inzwischen mache es gute Geschäfte. Rumänien ließ durchsickeln, daß es die Vernichtung der Monarchie für möglich, die Russlands für unmöglich halte und daß daher der dauernde Besitz Siebenbürgens denkbar, der Bessarabiens aber undenkbar sei. Graf Czernin verwies ihn auf das Bündnis und darauf, daß unsere Niederlage ausgeschlossen sei. Eine Kooperation mit uns nach einem vollendeten Siege sei etwas Utopisches.

Am 26. Mai sprach der König dem Grafen Czernin gegenüber voll Bewunderung von unserer Offensive in Italien, sagte aber, eine aktive Kooperation mit uns sei zur Zeit unmöglich.

Am 10. Juni meldet in Abwesenheit des Grafen Czernin, der sich nach Wien begeben hat, Gesandter v. Wobianer, daß die Petersburger Berichte über den Erfolg der russischen Offensive Ausregung hervorrufen. Am 12. Juni meldet Generalkonsul v. Feiner aus Galatz das Gleiche; die russophile Agitation wird auch durch die Nachricht vom Erscheinen einer kleinen russischen Truppenabteilung verstärkt, über das Gesandter Wobianer am Tage vorher gemeldet hat.

Am 17. Juni gibt in einem Gespräch mit dem Grafen Czernin, der Vorfrage verlangt, damit sich der Durchmarschversuch nicht wiederhole, Bratianu zu, daß das Auftreten der Russen möglicherweise ein Versuchsballon gewesen sei, um zu erproben, ob Rumänien für das Mitgehen reif sei. Er werde Wiederholungen mit allen Mitteln verhindern. Der König, der der Grafen Czernin in Privataudienz empfängt, erwartet einen baldigen Stillstand der russischen Offensive.

Im Zeichen russischer Siege.

In einem Bericht des Grafen Czernin vom 19. Juni heißt es u. a.: Was geschehen kann, um auf Herrn Bratianu verzögernd einzuwirken, wird geschehen. Diplomatische Arbeit kann gefährliche Schritte Rumäniens aufheben und verzögern, in letzter Instanz verhindern kann sie sie nicht: die durch die Kanonen geschaffenen Fakta sind viel stärker als diplomatische Kniffe; ihnen gebührt das letzte Wort und sie werden entscheiden.

In einem Bericht vom 25. Juni sagt Graf Czernin nach einer Audienz beim König: Ich bin überzeugt, daß Rumänien bereits intensiv mit der Entente verhandelt und daß weitere russische Siege die Situation hier sehr kritisch gestalten werden.

Am 28. Juni erzählt Graf Czernin, daß die Postulate Bratianus in den Verhandlungen mit der Entente ungefähr folgende sein sollen: allgemeine Offensive der Russen. Rückenbedeckung gegen Bulgarien, Zuerkennung Siebenbürgens, des Banats und der Bukowina, rumänische Kriegserklärung nur an

die Monarchie und nicht an Deutschland, Uebersetzung von Munition und Artillerie. Graf Czernin sagt, daß das kritische Stadium in den Absichten Bratianus ungefähr in die zweite Hälfte des August fallen dürfte, vorausgesetzt, daß die militärische Lage den Verrat möglich erscheinen läßt. Am 30. Juni wiederholt Graf Czernin die Voraussage und urteilt auf Grund einer neuerlichen Unterredung mit Bratianu, daß dieser noch niemals seit Kriegsbeginn so nahe daran war, die Neutralität verlassen zu wollen, wie jetzt. Bratianu verweist darauf, daß der Krieg dem Ende zuneige und behauptet, daß das Material der Mittelmächte erschöpft, dagegen das der Entente und besonders Russlands unererschöpflich sei.

7. Juli. Wie Graf Czernin erfährt, haben die Ententemächte der rumänischen Regierung sagen lassen, wenn sie nicht jetzt eingreife, werde sich die Entente beim Friedensschluß nicht um Rumänien kümmern.

Rumänien ist zum Krieg fertig.

Am 5. August telegraphiert Generalkonsul von Felner aus Galatz, daß, wie er höre, gegebenenfalls eine spezielle Mobilisierungsorder überhaupt nicht erlassen werden soll, da Rumänien tatsächlich schon fertig sei.

Am 8. August berichtet Graf Czernin, daß ihm Bratianu im Verlauf einer längeren Unterredung gesagt habe, wir könnten ihm mit einem territorialen Anbote in der Bukowina sehr helfen, die Neutralität zu erhalten, und daß er diesen Antrag entschieden abgelehnt habe, sowohl in Kenntnis der bezüglichen Intentionen des Baron Burian, wie in der Überzeugung, daß Rumänien eine solche Konzession annehmen, und aber später, wenn es uns für geschlagen hielte, dennoch anfallen würde. Baron Burian telegraphiert dem Grafen Czernin am nächsten Tage, es entsprechen seinem Standpunkt, jedem Erpressungsversuch Bratianus eine sachlich entschiedene, in der Form sehr freundschaftliche Ablehnung entgegenzusetzen.

Am 10. teilt Baron Burian dem Gesandten Informationen mit, wonach Rumänien mit Russland über den Abschluß einer Militärkonvention und mit den vier Ententemächten über den Eintritt in den Krieg verhandle; eine Einigung darüber, ob eine rumänische Vorbedingung eine Offenstve von Salonichi aus sei, scheint noch nicht erzielt zu sein. Wir dürfen bei Bratianu nicht den Eindruck erwecken, als hätten wir seine Entscheidung schon für gefallen.

Graf Czernin hört am 11., daß Bratianu mit der Entente, mit der eine Spannung eingetreten sei, nicht abgeschlossen habe. Er meldet am 12. eine Äußerung des Königs, daß er über die jetzige Krise hinwegzukommen hoffe. Nachrichten über große Einberufungen liegen vor, die Eingerrückten werden meist nachts ausgerüstet und die Truppenteile im geheimen auf den Kriegslauf gebracht.

Am 12. August telegraphiert Baron Burian im Anschluß an eine am 1. August gegebene Weisung, betreffend die Sicherung der Konsulararchive, daß es sich empfehlen würde, den wichtigsten Teil der geheimen politischen Akten unauffällig durch Kuriere nach Wien zu senden. Am selben Tage beauftragt der Minister den Gesandten, den König mit der nötigen Vorsicht darauf aufmerksam zu machen, daß Bratianu sich in den Verhandlungen mit der Entente immer mehr verstricke und sich darin, bevor der König von ihm informiert werde, unwiderruflich verfangen könnte.

Am 22. August beauftragt der Minister den Gesandten, in einem sehr ernstlichen, aber für Rumänien immer noch freundlichen Ton darauf hinzuweisen, daß Rumänien, während es die russische Grenze ungeschützt lasse, an unserer und der bulgarischen Grenze intensive Kriegsvorbereitungen treffe.

Krieg unter dem Druck Russlands.

Im Sinne dieser Weisungen spricht Graf Czernin am 26. August mit dem König und gibt ihm zu verstehen, daß wir zwar freundschaftliche Beziehungen wollen, daß aber eine Fortsetzung der rumänischen Kriegsvorbereitungen eine entscheidende Stellungnahme unsererseits kategorisch erfordere. Der König antwortet „in der ihm eigenen, nicht klaren Weise“. Er sagt, er fühle sich durch etwaige Abmachungen Bratianus nicht gebunden, glaube aber, daß seine Armee einen Durchbruch der Russen nicht werde aufhalten wollen. Er hoffe auf Majorescu, von dem er freilich, obwohl 90 v. H. der Bevölkerung den Krieg nicht wollen, nicht überzeugt ist, daß er im Parlament eine Mehrheit werde finden können. Der morgige Tag werde, falls der Kronrat die Neutralität beschleße, die Abrüstung mit sich bringen.

Nachts hatte Graf Czernin eine lange Unterredung mit Bratianu, der auf das Bestimmteste erklärte, er wolle, könne und werde neutral bleiben; der morgige Kronrat werde beweisen, daß er die Wahrheit spreche. Der Kronrat sei gegen seinen Willen einberufen. Bratianu deutete an, daß Majorescu ihn verdrängen wolle. Er erklärte wiederholt, Rumänien werde in den Krieg nur dann eintreten, wenn es angegriffen werde, welche Absicht er den Bulgaren auf das Bestimmteste zumutet.

Das vorletzte Stück der Sammlung ist die am 27. August um dreiviertel 9 Uhr abends im I. und I. Ministerium des Außern abgegebene Kriegserklärung.

Das letzte Stück ist ein Telegramm, das Graf Habiz, Gesandter in Stockholm, auf Ersuchen des durch Schweden reisenden Grafen Czernin am 23. September an Baron Burian absendet. Das Telegramm teilt mit, daß Russland am 24. August in Bukarest ein Ultimatum stellte, einerseits weitgehende Versprechungen machend (Siebenbürgen, Banat, Bukowina, anscheinend auch Donaumündungen), andererseits mit Einmarsch von 100.000 Mann drohend. Der Kronrat sei durch den König vor ein fait accompli gestellt worden. Schon zur Stunde, als der Kronrat zusammentrat, wurde die Gesandtschaft militärisch umstellt. „Bratianu hat mir,“ so heißt es in diesem Telegramm des Grafen Czernin, „noch kurz vor dem Kronrat sein Ehrenwort gegeben, neutral zu bleiben, und schon im letzten Augenblick den König vor, um die Verantwortung abzulenkten, wenn es schief ginge. Es scheint zweifellos, daß Herr Bratianu lieber noch eine kurze Zeit gewartet hätte. Der von mir vorausgesehene Fall, daß die Entente plötzlich die Aktion erzwingt, war eingetreten.“

Geheimnisse zum rumänischen Krieg

Rumänisches Tagebuch.

Das Ministerium des Außern übergibt mit dem heutigen Tag der Öffentlichkeit eine Reihe von Schriftstücken, die der Welt Einblick in die rumänische Politik der letzten Jahre vermitteln sollen. Man erfährt daraus manches Neue und Interessante über Rumänien, über die Charaktere seiner leitenden Staatsmänner, deren geheimste Seelenfalten nicht verborgen bleiben, bewundert die ehrwürdige Gestalt des alten Königs Carol, der an der Neutralität seines Landes stirbt, sieht den talentlosen Neffen das Steuer der Regierung ergreifen (eine durchaus unbedeutende, kalte Natur), dazwischen agiert Herr Bratianu, der sein bekanntes Doppelspiel spielt, Telegramme, Berichte, Informationen, Aufträge kommen und eilen nach Bukarest, und immer und überall hört man das Rauschen der Kriegswagen, die das Land umbranden, und sieht, wie Fels um Fels abbröckelt, bis die graue Flut auch Rumänien verschlingt. Dramatisches Leben ist in diesen Aktenfascikeln, wie selten in einem amtlichen Dokumentenbündel. Eine wertvolle Lektüre, aus der wir nur die allerwichtigsten Schlüsse festhalten wollen. Sie sind lehrreich genug.

Als der Weltkrieg losbrach, erhoffte man in Wien auf Grund der bestehenden Verträge tätige Mithilfe Rumäniens an der Seite der Monarchie. Daraus wurde nichts, der rumänische Kronrat hat es sofort abgelehnt. König Carol muß sich wunden Herzens begnügen, die Neutralität auszusprechen; solange er lebe, werde Rumänien niemals gegen die Monarchie kämpfen. Der König stirbt und mit ihm fällt die einzige Aktivpost, die wir in Bukarest hatten. Schon jetzt ist es nur mehr eine Frage der Konjunktur, wann Rumänien in den Krieg gegen uns eintreten wird. Was die rumänische Politik zu dieser Haltung veranlaßt, ist kein Geheimnis: In Bukarest rechnet man mit dem sicheren Zerfall der Monarchie und mit einer Erbauseilung, bei der auch Rumänien nicht zu kurz kommen will. Rußland gilt als unbesiegbar, sein Menschenvorrat als unerschöpflich, seine Kraft als ungebrochen.

Diese Erwägungen werden gestützt durch die engen Beziehungen zu Frankreich, man bedauert das Schicksal Belgiens, man denkt romanisch und verachtet die Barbaren. Geht es den Russen schlecht, so läßt man immerhin mit sich reden und macht mit den Mittelmächten gute Geschäfte; fällt sich hinwieder der russische Vollmond mit vergnüglichen Lächeln, so wird Herr Bratianu zugeknöpft und penibel, sperrt der Türkei die Munitionszufuhr und droht mit dem baldigen Krieg. So geht es fort, bald milder, bald heftiger, aber stets gegen uns. Herr Bratianu sagt es dem Grafen Czernin ins Gesicht, daß nach den bestehenden Kräfteverhältnissen Rumänien wohl an die Gewinnung Siebenbürgens, aber niemals an die Gewinnung Bessarabiens denken könne und darnach richte er sich ein. Die russische Offensive in Wolhynien und ihre Erfolge treiben Rumänien weiter: Anfang August meldet Generalkonsul Fessler aus Galatz, Rumänien sei fertig zum Krieg. Es folgen die schon aus der italienischen Geschichte bekannten diplomatischen Geplänkel, die den Krieg nur hinausschieben, aber nicht mehr aufhalten. Rumänien, das

ganz in die Fessel des Vierverbandes verstrickt ist, möchte vielleicht noch Zeit gewinnen, um den Krieg besser vorzubereiten; aber Rußland, das den Sommer zur Reize gehen sieht, ohne daß er ihm die erhofften Früchte brächte, duldet keinen Aufschub: es zwingt Rumänien durch ein Ultimatum in den Krieg, Rumänien muß zur befohlenen Stunde los schlagen.

Man sieht, daß die rumänische Politik fast durchwegs eine passive Rolle spielt. Sie steht vom Anbeginn des Krieges unter einer zweifachen Hypnose, erstens daß Rußland allmächtig und unbesiegbar, und zweitens daß das Schicksal Österreich-Ungarns besiegelt sei; die einzige noch offene Frage war, wann der Monarchie der Todesstoß zu versetzen sei. Die Annahme ist trotzdem oder eben deshalb nicht von der Hand zu weisen, daß ein Mißerfolg der Russen in Wolhynien den rumänischen Krieg ad kalendas graecas hätte verzögern können. Denn Rumänien hat sich gehütet, über Siebenbürgen herzufallen, solange die militärische Lage der Mittelmächte das Hochgepräge vom letzten Sommer hatte... Daß sich die rumänische Politik gründlich verrechnet hat, gehört in ein anderes Kapitel. Ein dunkler Punkt in unserem diplomatischen Kraftkalkül bleibt es jedenfalls, daß die Monarchie schon zu Kriegsbeginn dort einen erbitterten, heutigetierigen Gegner lauern hatte, wo sie einen Freund und Bundesgenossen zu besitzen wähnte. Ein dunkler Punkt und nicht der einzige...

Warum Rumänien in den Krieg trat.

Diplomatische Aktenstücke.

Das Ministerium des Auswärtigen veröffentlicht eine Sammlung diplomatischer Aktenstücke, betreffend die Beziehungen Österreich-Ungarns zu Rumänien in der Zeit vom 22. Juli 1914 bis 27. August 1916. Die Sammlung umfaßt 111 Aktenstücke. Wir teilen im folgenden die wichtigsten mit.

König Carol.

Am 23. Juli 1914 teilt Graf Berchtold dem Gesandten in Bukarest, Grafen Ottokar Czernin, zu vertraulicher Bekanntheit an König und Bratianu die bevorstehende Überreichung der Note an Serbien mit.

Am 26. Juli sagt Graf Berchtold in einem Telegramm an den Grafen Czernin, daß er von Rumänien strenge Neutralität und für den Fall eines aggressiven Auftretens Rußlands loyale Kooperation erwarte.

Am 28. Juli Telegramm des Gesandten in Bukarest, daß König Carol die Neutralität im Falle eines serbisch-österreichisch-ungarischen Krieges garantiert. Der König sagt weiter, daß wir im Falle eines Auftretens Rußlands auf militärische Unterstützung Rumäniens leider nicht rechnen können. Er fügt bei, daß keine Macht der Welt ihn jemals bewegen könne, die Waffen gegen die Monarchie zu ergreifen.

Am 6. August teilt der König dem Grafen Czernin den Beschluß des Kronrates mit, in welchem er die Erfüllung der Bundespflicht nicht durchzusetzen vermochte. Doch sei mit gleicher Einstimmigkeit ein Anschluß an Rußland als undenkbar zurückgewiesen

worden. Der Gesandte glaubt, daß, wenn das Schlagwort von der Aufrechterhaltung der Monarchie die gegen uns gerichteten Instinkte beleben würde, so dürfte sich auch Rumänien melden und in diesem Falle würde König Carol eher abhandeln als mitgehen.

Am 23. August meldet Graf Czernin, daß die Russen mit weitgehenden Versprechungen und großem Terrorismus arbeiten und die Minister persönlich für eine antirussische Politik verantwortlich machen.

13. September. Graf Czernin meldet, daß unter dem Eindruck der Kriegsereignisse in Galizien die Agitation für ein tätiges Mitgehen Rumäniens mit der Entente sehr zugenommen hat.

22. September. Graf Czernin bringt bei Bratianu die Schwierigkeiten zur Sprache, die dem Transit von Kriegsmaterial nach der Türkei bereitet werden. Diese Forderung wird im weiteren Verlaufe öfter erhoben.

23. September. Graf Czernin hat, da König Carol schwer krank ist, eine Unterredung mit dem Kronprinzen Ferdinand. Der Kronprinz sagt, daß alle Welt den Krieg gegen uns wolle. Unmöglich sei es, gegen Rußland Krieg zu führen, alles andere sei möglich. Auf den Vorhalt des Gesandten, er wisse, daß König und Kronprinz eines Verrates unfähig seien, sagt der Kronprinz, wenn er dies täte, so wäre dies die größte Fehlleistung und er würde sich als gemeiner Kerl vorfinden.

30. September. König Carol teilt dem Gesandten brieflich mit, er hoffe im nächsten Kronrat eine Neutralitätserklärung zu erhalten. Der Kronrat wird, wie Graf Czernin später meldet, auf Grund einer Einigung der Parteien überhaupt nicht abgehalten. Die Spannung scheint aber wunden. Reservistenentlassungen in großem Umfang.

9. Oktober. Graf Czernin berichtet über eine Audienz bei König Carol. Der König meint, er habe nur noch einen Wunsch: zu sterben und ein Ende zu machen.

10. Oktober. Der König stirbt...

Der neue König.

2. Dezember. Wie Graf Czernin berichtet, scheinen sich sämtliche maßgebenden Faktoren darauf zu einigen, im zeitlichen Frühjahr 1915 aktiv einzugreifen. Es werde nur vom Fortgang der Operationen abhängen, ob uns Rumänien in den Rücken fallen oder sich plötzlich darauf besinnen wird, daß es seine Ehrenpflicht sei, Schulter an Schulter mit uns zu kämpfen.

11. Mai 1915. Bratianu sagt, seine Stellung werde, wenn Italien losschlage, fürchtbar schwierig werden. Doch hat der Gesandte den Eindruck, daß infolge unseres großen Sieges in Galizien Rumänien zu zaudern beginne.

Nr.:

TAG:

23. Juni. Graf Czernin spricht mit Bratianu über eine aktive Kooperation Rumäniens mit uns, vertweist auf die Rückeroberung von Lemberg und auf unser unaufhaltbares Vordringen. Bratianu sagt, er könne nicht gegen das Land regieren und macht geltend, die Russen würden vielleicht in 14 Tagen ihrerseits wieder die Offensive ergreifen.

16. Juli. Bratianu teilt dem Gesandten Grafen Czernin mit, daß es ihm unter keinen Umständen

möglich sei, die Durchführung von **Munitio**n nach der Türkei zu gestatten.

Am 11. September ermächtigt Baron Durian den Gesandten, dem rumänischen Ministerpräsidenten zu erklären, daß es durchaus nicht in unserer Absicht liege, Rumänien anzugreifen. Die Grenzsperrung sei auch an der schweizerischen und mit Ausnahme einiger Punkte auch an der deutschen Grenze verhängt worden.

Am 24. September sucht Graf Czernin infolge des Anwachsens der Strömung für Mobilisierung Bratianu auf, um ihm mitzuteilen, daß eine Mobilisierung in Rumänien uns zwingen würde, Aufklärungen zu verlangen. Das Gespräch findet statt, ehe sich Bratianu in den Ministerrat begibt. Ein zweites Telegramm meldet, der Ministerrat habe beschlossen, vorerst von der Ergreifung neuer militärischer Maßnahmen abzusehen.

Am 3. November beauftragt Baron Durian, da dem Armeekommando Nachrichten über russische Truppenkonzentrierungen an der rumänischen Grenze zugekommen sind, den Gesandten Grafen Czernin, Bratianu freundschaftlich zu befragen, wie sich Rumänien einem Versuch Russlands gegenüber, einen Durchmarsch durch Rumänien zu erzwingen, verhalten würde. Ein Telegramm des Grafen Czernin vom nächsten Tage teilt mit, Bratianu habe ihm versichert, er werde einen russischen Durchmarsch nicht zulassen, glaube aber, die Russen würden ihn nicht ernstlich versuchen.

Gute Geschäfte!

12. Mai. Bratianu setzt in einer Unterredung mit dem Grafen Czernin auseinander, er halte es für wahrscheinlich, daß der Friede auf Grund des status quo bald eintrete, und dann werde Rumänien froh sein, nicht in den Krieg eingegriffen zu haben. Eine vernichtende Niederlage einer Mächtegruppe könnte nur in einem fernem Zeitpunkt stattfinden, und so könne Rumänien, das einen jahrelangen Krieg gar nicht aushalten könne, jedenfalls noch abwartend zusehen. Inzwischen mache es gute Geschäfte. Rumänien ließ durchfühlen,

daß es die Vernichtung der Monarchie für möglich, die Russlands für unmöglich halte und daß daher der dauernde Besitz Siebenbürgens denkbar, der Bessarabiens aber undenkbar sei. Graf Czernin verwies ihn auf das Bündnis und darauf, daß unsere Niederlage ausgeschlossen sei. Eine Kooperation mit uns nach einem vollendeten Siege sei etwas **Utopisches**.

Am 26. Mai sprach der König dem Grafen Czernin gegenüber voll Bewunderung von unserer Offensive in Italien, sagte aber, eine aktive Kooperation mit uns, sei zur Zeit unmöglich.

Am 10. Juni meldet in Abwesenheit des Grafen Czernin, der sich nach Wien begeben hat, Gesandter v. Wodianer, daß die Petersburger Berichte über den Erfolg der russischen Offensive Aufregung hervorrufen. Am 12. Juni meldet Generalkonsul v. Felner aus Galatz das Gleiche; die russophyle Agitation wird auch durch die Nachricht vom Erscheinen einer kleinen russischen Truppenabteilung verstärkt, über das Gesandter Wodianer am Tage vorher gemeldet hat.

Am 17. Juni gibt in einem Gespräch mit dem Grafen Czernin, der Vorsorge verlangt, damit sich der Durchmarschversuch nicht wiederhole, Bratianu zu, daß das Auftreten der Russen möglicherweise ein Versuchsballon gewesen sei, um zu erproben, ob Rumänien für das Mitgehen reif sei. Er werde Wiederholungen mit allen Mitteln verhindern. Der König, der dem Grafen Czernin in Privataudienz empfängt, erwartet einen baldigen Stillstand der russischen Offensive.

Im Zeichen russischer Siege.

In einem Bericht des Grafen Czernin vom 19. Juni heißt es u. a.: Was geschehen kann, um auf Herrn Bratianu verzögernd einzuwirken, wird geschehen. Diplomatische Arbeit kann gefährliche Schritte Rumäniens aufschieben und verzögern, in letzter Instanz verhindern kann sie sie nicht: die durch die Kanonen geschaffenen Fakta sind viel stärker als diplomatische Kniffe; ihnen gebührt das letzte Wort und sie werden entscheiden.

In einem Bericht vom 25. Juni sagt Graf Czernin nach einer Audienz beim König: Ich bin überzeugt, daß Rumänien bereits intensiv mit der Entente verhandelt und daß weitere russische Siege die Situation hier sehr kritisch gestalten werden.

Am 28. Juni erfährt Graf Czernin, daß die Postulate Bratianus in den Verhandlungen mit der Entente ungefähr folgende sein sollen: allgemeine Offensive der Entente und ein siegreiches weiteres Vordringen der Russen. Rückendeckung gegen Bulgarien, Zuerkennung Siebenbürgens, des Banats und der Bukowina, rumänische Kriegserklärung nur an

die Monarchie und nicht an Deutschland, Lieferung von Munition und Artillerie. Graf Czernin sagt, daß das kritische Stadium in den Absichten Bratianus ungefähr in die zweite Hälfte des August fallen dürfte, vorausgesetzt, daß die militärische Lage den Verrat möglich erscheinen läßt. Am 30. Juni wiederholt Graf Czernin die Voraussage und urteilt auf Grund einer neuerlichen Unterredung mit Bratianu, daß dieser noch niemals seit Kriegsbeginn so nahe daran war, die Neutralität verlassen zu wollen, wie jetzt. Bratianu verweist darauf, daß der Krieg dem Ende zuneige und behauptet, daß das Menschenmaterial der Mittelmächte erschöpft, dagegen das der Entente und besonders Russlands unererschöpflich sei.

7. Juli. Wie Graf Czernin erfährt, haben die Ententemächte der rumänischen Regierung sagen lassen, wenn sie nicht jetzt eingreife, werde sich die Entente beim Friedensschluß nicht um Rumänien kümmern.

Rumänien ist zum Krieg fertig.

Am 5. August telegraphiert Generalkonsul von Felner aus Galatz, daß, wie er höre, gegebenenfalls eine spezielle Mobilisierungsbefehl überhaupt nicht erlassen werden soll, da Rumänien tatsächlich schon fertig sei.

Am 8. August berichtet Graf Czernin, daß ihm Bratianu im Verlauf einer längeren Unterredung gesagt habe, wir könnten ihm mit einem territorialen Anbote in der Bukowina sehr helfen, die Neutralität zu erhalten, und daß er diesen Antrag entschieden abgelehnt habe, sowohl in Kenntnis der bezüglichen Intentionen des Baron Burian, wie in der Überzeugung, daß Rumänien eine solche Konzession annehmen, uns aber später, wenn es uns für geschlagen hielte, dennoch anfallen würde. Baron Burian telegraphiert dem Grafen Czernin am nächsten Tage, es entspreche seinem Standpunkt, jedem Erpressungsversuch Bratianus eine sachlich entschiedene, in der Form sehr freundschaftliche Ablehnung entgegenzusetzen.

Am 10. teilt Baron Burian dem Gesandten Informationen mit, wonach Rumänien mit Russland über den Abschluß einer Militärkonvention und mit den vier Ententemächten über den Eintritt in den Krieg verhandelt; eine Einigung darüber, ob eine rumänische Vorbedingung eine Offensive von Salonichi aus sei, scheine noch nicht erzielt zu sein. Wir dürfen bei Bratianu nicht den Eindruck erwecken, als hätten wir seine Entscheidung schon getroffen.

Graf Czernin hört am 11., daß Bratianu mit der Entente, mit der eine Spannung eingetreten sei, nicht abgeschlossen habe. Er meldet am 12. eine Äußerung des Königs, daß er über die jetzige Krise hinwegzukommen hoffe. Nachrichten über große Einberufungen liegen vor, die Eingerrückten werden meist nachts ausgerüstet und die Truppenkörper im geheimen auf den Kriegstand gebracht.

Am 12. August telegraphiert Baron Burian im Anschluß an eine am 1. August gegebene Weisung, betreffend die Sicherung der Konsulararchive, daß es sich empfehlen würde, den wichtigsten Teil der geheimen politischen Akten unauffällig durch Kuriere nach Wien zu senden. Am selben Tage beauftragt der Minister den Gesandten, den König mit der nötigen Vorsicht darauf aufmerksam zu machen, daß Bratianu sich in den Verhandlungen mit der Entente immer mehr verstricke und sich darin, bevor der König von ihm informiert werde, unwiderruflich verfangen könnte.

Am 22. August beauftragt der Minister den Gesandten, in einem sehr ernsten, aber für Rumänien immer noch freundlichen Ton darauf hinzuweisen, daß Rumänien, während es die russische Grenze ungeschützt lasse, an unserer und der bulgarischen Grenze intensive Kriegsvorbereitungen treffe.

Krieg unter dem Druck Russlands.

Im Sinne dieser Weisungen spricht Graf Czernin am 26. August mit dem König und gibt ihm zu verstehen, daß wir zwar freundschaftliche Beziehungen wollen, daß aber eine Fortsetzung der rumänischen Kriegsvorbereitungen eine entscheidende Stellungnahme unsererseits kategorisch erfordere. Der König antwortet „in der ihm eigenen, nicht klaren Weise“. Er sagt, er fühle sich durch etwaige Abmachungen Bratianus nicht gebunden, glaube aber, daß seine Armees einen Durchbruch der Russen nicht werde aufhalten wollen. Er hoffe auf Majorescu, von dem er freilich, obwohl 90 v. H. der Bevölkerung den Krieg nicht wollen, nicht überzeugt ist, daß er im Parlament eine Mehrheit werde finden können. Der morgige Tag werde, falls der Kronrat die Neutralität beschliesse, die Abrüstung mit sich bringen.

Nachts hatte Graf Czernin eine lange Unterredung mit Bratianu, der auf das bestimmteste erklärte, er wolle, könne und werde neutral bleiben; der morgige Kronrat werde beweisen, daß er die Wahrheit spreche. Der Kronrat sei gegen seinen Willen einberufen. Bratianu deutete an, daß Majorescu ihn verdrängen wolle. Er erklärte wiederholt, Rumänien werde in den Krieg nur dann eintreten, wenn es angegriffen werde, welche Absicht er den Bulgaren auf das bestimmteste zumutet.

Das vorletzte Stück der Sammlung ist die am 27. August um drei Viertel 9 Uhr abends im k. und k. Ministerium des Äußern abgegebene Kriegserklärung.

Das letzte Stück ist ein Telegramm, das Graf Sadiq, Gesandter in Stockholm, auf Ersuchen des durch Schweden reisenden Grafen Czernin am 23. September an Baron Burian absendet. Das Telegramm teilt mit, daß Russland am 24. August in Brest-Litza ein Ultimatum stellte, einerseits weitgehende Versprechungen machend (Siebenbürgen, Banat, Bukowina, anscheinend auch Donaumündungen), andererseits mit Einmarsch von 100.000 Mann drohend. Der Kronrat sei durch den König vor ein fait accompli gestellt worden. Schon zur Stunde, als der Kronrat zusammentrat, wurde die Gesandtschaft militärisch umstellt. „Bratianu hat mir,“ so heißt es in diesem Telegramm des Grafen Czernin, „noch kurz vor dem Kronrat sein Ehrenwort gegeben, neutral zu bleiben, und schob im letzten Augenblick den König vor, um die Verantwortung abzulenkten, wenn es schief ginge. Es scheint zweifellos, daß Herr Bratianu lieber noch eine kurze Zeit gewartet hätte. Der von mir vorausgesehene Fall, daß die Entente plötzlich die Aktion erzwingt, war eingetreten.“

Nach der Torpedierung des „Leon Gambetta“.

An Bord der im Bestimmungshafen liegenden Kriegsschiffe und Fahrzeuge herrschte eine mehr als freudige Stimmung. Am 27. April 1915, kurz nach dem Abendverlesen war mittels Funkpruch die in wenigen Worten gehaltene Nachricht eingetroffen, daß es einem unserer Unterseeboote geglückt war, im Ionischen Meer den französischen Panzerkreuzer „Leon Gambetta“ zum Sinken zu bringen. Noch war die freudige Botschaft nicht in alle Ecken und Winkel unseres Kreuzers gedrungen, als auch schon der Bordhornist das Signal zum „Alle Mann antreten“ gab. In wenigen Minuten standen wir am Achterdeck und unter lautloser Stille verkündete der Gesamtdetailoffizier, daß Linienschiffsleutnant Georg Ritter von Trapp mit „U 5“ den „Leon Gambetta“ auf der Höhe des Kap Santa Maria di Leuca versenkt habe. Der kurzen Mitteilung des Korvettenkapitäns folgten Hurrarufe, die weit über das Meer hinaus klangen. Da unser Kreuzer Wachschiff war, standen wir fernab des Geschwaders. Wir erfuhren daher über die Torpedierung nur die kurze Funkenspruchmeldung, obwohl wir vor Begierde brannten, mehr zu wissen.

Als mir anderen Tages Gelegenheit geboten war, auf das Flaggschiff zu gehen, wo in den Vormittagsstunden „U 5“ nach seiner großen Fahrt anzulegen hatte, ließ ich es mir nicht entgehen, dieser Heimkehr beizuwohnen. Es bleibt mir ein denkwürdiger Tag. Des U-Boots, das in W. . . . über Nacht vertaut gelegen hatte, wurde gegen 10 Uhr erwartet, es wurde aber schließlich halb 12 Uhr, ehe es in Sicht kam. Als nun der Signalgast die Meldung brachte, daß es einlaufe, ging eine eigenartige Bewegung durchs ganze Schiff, wenige Minuten darauf stand die gesamte wachfreie Mannschaft an den Salutstationen. Auf der Kommandobrücke, in den gehißten Booten und auf den Geschütztürmen, auf den Relingen, und wo sonst noch Platz war, hatten die Leute Aufstellung genommen, um dem Kommandanten und der wackeren Besatzung des heldenhaften Bootes nach glücklicher Rückkehr den Willkommenruß und das erste Hurra zu entbieten. Am Heck war von den Steuerleuten die schwere seidene Ehrenflagge, die Polas Frauen einst dem Schiffe gespendet

hatten, gehißt worden, und die Bordkapelle war am Achterdeck angetreten. Am Fallveep legten die Boote der Torpedofahrzeuge und der im Hafen befindlichen Unterseeboote an. Während der Admiral mit seinem Stab und mit den an Bord befindlichen Offizieren am Achterdeck erschienen war, erklangen von diesem und jenem Schiff schon die brausenden Hurrarufe. Immer lauter und stärker wurde der Jubel, und gleich brandender See wogte es auf, als das Unterseeboot näher kam.

Als es den Kurs änderte, um im Bogen um das Admiralschiff zu fahren, spielte die Bordkapelle die Volkshymne. Der Kommandant, mit dem Oberkörper aus dem Turm ragend, sein zweiter Offizier neben dem Sehrohr, und die dienstfreie Mannschaft am Oberdeck, so waren sie, die wenige Stunden vorher einem der stattlichsten französischen Panzerkreuzer ihre Torpedos in den stählernen Leib gejagt hatten, aufgestellt und erwiderten die Hurrarufe, die Admiral, Offiziere und Mannschaftspersonen immer wieder ausbrachten. Vorne Backbord legte das U-Boot an, und es dauerte keine drei Minuten, so standen dessen Kommandant, zweiter Offizier und die wachfreie Mannschaft an Bord des Flaggschiffes.

Eine übermittelgroße schlanke Erscheinung mit tiefgebräuntem Antlitz und ruhigem, sicherem Gehaben, so trat mir Linienschiffsleutnant von Trapp nach langer Zeit wieder entgegen. Vor ungefähr 13 Jahren war er mein Vorgesetzter gewesen, damals bekleidete er die Charge eines Linienschiffsführers, und ich habe es mir in den damaligen Verhältnissen nicht träumen lassen, daß ich ihm hier und kurz nach einer so hervorragenden Tat wieder begegnen werde. Er war abgepannt. Hiemlich viel Tage hatte er im Unterseeboot draußen auf See zugebracht und während der ganzen Zeit auf feindliche Schiffe gelauert. Zuerst sichtete er einen feindlichen Kreuzer bei der griechischen Insel Pagos. Da die See spiegelglatt war, wurde das Sehrohr des U-Bootes bemerkt und das feindliche Schiff entzog sich durch geschicktes Manöver rechtzeitig der Torpedierung. Linienschiffsleutnant von Trapp ließ sich jedoch durch dieses Mißgeschick nicht entmutigen und steuerte gegen das Kap Santa Maria di Leuca in der Annahme, vielleicht dort ein feindliches Fahrzeug zu treffen. Er hatte sich nicht verrechnet, denn kurz nach Mitternacht ließ ihm der zweite Bootsoffizier, Freiherr v. Sehsfertig die Meldung erstatten, daß ein feindlicher Kreuzer ohne Begleitung in Sicht sei. Linienschiffsleutnant Ritter von Trapp übernahm sofort die Führung seines Fahrzeuges und die gesamte Besatzung harrte an den Geschützstationen der Beschieße. Mit Sicherheit ging es auf das feindliche Schiff los, diesmal mußte es gelingen. Es kam die Torpedierung mit den darauffolgenden Aufregungen, mit den meterhoch aufschlagenden Explosionen und den beim Untergang des Schiffes sich zutragenden Schreckensszenen. Das alles zusammen nimmt die Nerven stark in Anspruch und ermüdet.

Bretner
Bretner

(Schonher-Hausbuch) (Karte T 809280)

TAB. 16. NO. 1016 2

F 3.5 1. 11

In übersichtlicher Weise schilderte mir Schiffsleutnant von Trapp alle seine Eindrücke aus den letzten Tagen. Er behandelte dies und jenes von der heldenhaften Fahrt. In wärmster Weise gedachte er der ihm unterstellten Mannschaft, wie er deren Leistungen überhaupt immer wieder hervorkehrte. Als es dem Schlusse meiner Unterredung zuing, erschien auch der zweite Offizier des Bootes, Linienschiffsleutnant Freiherr v. Schifferitz, eine mittelgroße Erscheinung mit lebhaftem Temperament und frischem Augenspiel. Auch er gedachte in herzlicher Weise der Bemannung und als sich Linienschiffsleutnant von Trapp entfernt hatte, rühmte er die Umsicht und Entschlossenheit seines Kommandanten.

An Bord des Flaggschiffes waren unterdessen, von den anderen im Bestimmungshafen liegenden Kriegsschiffen und Torpedofahrzeugen kommend, immer mehr Offiziere erschienen. Alles wollte den beiden waderen Kameraden die Hände drücken und ihnen über das, was sie vor wenigen Stunden zum Ruhme der rot-weiß-roten Flagge ausgeführt hatten, Worte der Freude sagen.

Eduard Reibel.

MOESTER, ADL.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 293

TAG: 22. 10. 1916/7

Nach der Schlacht.

(Von unserem KriegBerichterstatter Dr. Adolf Korker.)

Kronstadt, 11. Oktober.

Am der Westfront gibt es kein Schlachtfeld. Dieses Wort ist zu dünn für die wandernde Erde zwischen Fleury und Thiaumont. Nur die Feldschlacht hat ein Schlachtfeld.

In Siebenbürgen sind viele Schlachtfelder. Die Höhen von Alt-Sirila. Am Tage nach der Schlacht von Alt-Sirila ritt der siegreiche General zwischen den toten Rumänen über das Schlachtfeld. Und im Morgengrauen schlichen Walachenweiber heimlich um die Leichen, Beute zu machen. Das Schlachtfeld von Kronstadt. Sonntag mittag sahen wir vom Gesichtsstand im Wirtshause nördlich der Trullmühle, wie ein rumänischer Angriff auf den Maisfeldern westlich von St. Peter in unserem Sperrfeuer zusammenbrach. Wir sahen die blauen Rumänen springen, sich ducken, laufen — die schwarzen Erdfontänen unserer Haubitzen einschlagen — sahen die Rumänen fallen, taumeln, ihre Reste zurückteilen. Heute, achtundvierzig Stunden später, stehen wir an diesem selben Maisfeld. Die Toten liegen in der glühenden Sonne zwischen den dunklen Trichtern. Sanitäter streifen umher mit Tragbahnen und schnuppernden Schäferhunden. Sie und da noch ein Köchelnder, ein Lebender, der gerettet sein will. Die Kanoniere schleppen die erbeuteten Geschütze ab. Der Bauer besetzt den Schaden in seinen Aedern. Alles ist vorbei. Die sechende Truppe längst weit vorn. Das ist ein Schlachtfeld.

Da liegt das deutsche Flugzeug, das Sonntag morgen zwischen den beiden vordersten Linien notlandete. Mit zersplittertem Propeller, gebrochenen Flügeln — sonst aber heil. Der junge Feldwebel, der es so sicher zur Erde lenkte, der sich im Feuer des Gegners mit den wertvollsten Teilen des Apparats zu den Unseren durchschlug, steht daneben und besieht den Schaden. Da drüben lagen die Rumänen und hier unsere Leute. Auf diesem gelben Stoppelfeld wogte der Kampf um die Leiche des Flugzeuges hin und her.

Abgerissene Schädeldecken, zerfetzte Rücken, innerlich Verblutete und zwischen all diesen bleichen, gelben, wächsernen Rumänenfiguren plötzlich ein rosiges Gesicht, ein Schlafender, ein Lebender, der atmet und sich bewegt. Der Mann hat ein zerschmettertes Bein. Seit Sonntag liegt er hier. Ein deutschsprechender Bularester. Der Sanitäter stößt ihm Kaffee ein. Er redet. Er phantasiert über ein Flugzeug, das vom Himmel kam — und über ihren Angriff, der „so schön“ gewesen sei. Aber er schimpft auf die Rumänen, bei denen nichts in Ordnung sei. Besonders auf die Flugzeugtechniker der Rumänen schilt er. Der Mann ist Mechaniker und hat bei Bosch in Stuttgart gelernt. Wir rauchen eine Zigarette an und stecken sie ihm in den Mund. Krieback hat er noch neben sich liegen. Bald wird ein Bauernwagen kommen und ihn holen, sagt der Sanitäter.

Hier ist der Bahndamm von Földvar nach Kronstadt, auf dem die Rumänen noch am Sonntag nachmittag wieder vorzustoßen versuchten. Hier haben sie sich ihre kleinen Löcher gebuddelt — hastige Lehrlingsarbeit — von Angst gesagt. Da stehen noch zwei ihrer Maschinengewehre im Kukuruzbüsch. Und da und da und da — die Toten in der blauen neuen Uniform — die Puppen — manche mit gefalteten Händen, die meisten ohne Verzerrung auf ihren Gesichtern. Dies ist das Feld, auf dem am Sonntag nachmittag unser gutes Schrapnellfeuer lag. Die ganze Reihe der Scherenfeinrohre auf dem Balkon

des Wirtshauses bewunderte dieses Feuer. Und einer nach dem anderen sagte: „Tamos!“ — Am Bahndamm ein kleines Rumänengehöft. Der Besitzer ist geflohen. Ein Bauer mit seiner Frau lehorat die Wirtschaft. In der niedrigen Stube hängen gelbe Maiskolben unter der Decke, rote Paprikaschoten trocknen über dem Ofen und die Tomaten reifen im Fenster nach. Zwei badische Sanitäter sind eingelehrt und sitzen bei Milch und Brot am Tische. Der Walache rennt ängstlich hin und her. Jedesmal, wenn wir von den Rumänen reden, zittert er und schwört, daß er keinen verfecht habe. Draußen bellt der Hofhund. Die Sanitäter sind auf Patrouille. Sie haben seit heute früh mehr als zwölf Verwundete gefunden — verstreut im Busch — mit Hilfe des Hundes. Alle lagen länger als zwei Tage in ihrem Blute. Der Hund sitzt aufrecht neben ihnen und rührt sich nicht.

Ueber St. Peter wandern wir nach der Wiese, auf der die verlassenen Batterien stehen. Drei Batterien. Jede manövermäßig aufgeföhren. Nur ein einziges Geschütz ist am Rohr zerföhren. Sonst alle heil. Nicht ein einziger Verschluß fehlt. Alle tragen den Namen Krupp. Und in jedes Rohr ist der Buchstabe Carolus des Ersten gegraben. Keum ein Loter bei den Geschützen. Aber rings herum Finischläge. Die Munitionskisten stehen gefüllt — mit Granaten — roten und blauen.

Ein paar hundert Meter hinter den unversehrten Batterien stehen die zerschossenen Prozen. Hier hat ein Bolltreffer neben dem anderen Furchtbares angerichtet. Zerföhrene Pferdeladaver, auf denen Hunderte von gelben Schmeißfliegen hocken. Ein Gewirr von Pferdebeinen, aus denen ein Kopf guckt — nicht zu enträtselfen. Radlose Karren, die auf die Seite geworfen, fortgeschleuderte Fahrer, die durch den Luftbrand getötet sind. Die Fahrer-mannschaft einer Batterie hatte sich hinter einem großen Heuschaber in Deckung gebracht. Aber gerade in diesen hatte ein Bolltreffer geschlagen und Menschen, Pferde und Wagen zerföhren. Jetzt weiß man, warum die Rumänen ihre Batterien nicht fortschaffen konnten.

Von Szaszhermany kommt ein Trupp Gefangener. Sie wurden in den Wäldern aufgegriffen, die östlich von St. Peter liegen. Ein Offizier dabei, der überschneidig grüßt. Die Leute marschieren an ihren Toten vorbei — an ihren Geschützen, auf die verflohlene Blicke werfen. Ihr Regiment lag vierzehn Tage in Kronstadt. Sie gingen als Sieger durch die Straßen wie wir in Brüssel. Mehr noch — als Befreier. Jetzt ziehen sie zwischen ihren toten Brüdern durch die rauchenden Fabriksströmmen am Bahnhof in die Stadt, über welcher die blauroten Fahnen Siebenbürgens wehen. Der kurze Traum der Rumänien-Mora der Erlöhuna Siebenbürgens, ist ausgeträumt.

Vom Bahnhof wälzt sich Rauch und Gestank über das ganze Stadtgebiet. Die abgebrannte Knochenmühle schwebt in ihren glühenden Nesten. Angetrohlte Rinderhäute rauchen zwischen den lahlen Brandmauern. Auf den Schienen ausgebrannte Proviantwagen, rumänische, ungarische. Einer aus Regensburg, grün mit blau-weißen Bayernwappen. Einer gefüllt mit Konservendbüchsen, die, leer gedörrt, schwarz, eine über der anderen stehen. Aber auch Hunderte von Wagen, unbeschädigt, gefüllt mit willkommenein Gaser, Brot, Fleisch und Zucker. Und dann die berüchtigten Deutewagen, die allmählich zu einer rumänischen Spezialität werden und gerade in dem vielen Plunder, den sie neben Verisachen bergen, die Schädlichkeit dieses letzten Feindes offenbaren. Da sind Wagen mit elenden, gebrauchten Waschtisletten, Büromöbeln, Phonographen, Spiegeln, mäßigen Teppichen. Vielleicht ist das Wertvollste schon abtransportiert. Diese Wagen reihen sich den Offizierskoffern vom Rotenturmpaß mit ihrem erbeuteten Plunder aus den siebenbürgischen Dörfern südlich von Hermannstadt würdig an.

Gegen die Stadt zu mehren sich wieder die Toten. An der Straße vom Bahnhof nach Bertalan das erste deutsche Grab. Zwei Tage alt. Und schon ein grüner Rasen — blühende Blumen — drei Kreuze mit Inschrift, ein Gitter, alles unter Bäumen, wie gepflegt von liebenden Frauen. Neben der neuen Infanteriekaserne noch alles unaufgeräumt. Rumänen, Honveds und Deutsche durcheinander. Hier tobte das erste Gefecht im Bereich der Stadt — am Samstag abend, als die Spitze unserer Mittelgruppe die Stadt schon erreicht hatte, die beiden Flügel aber noch weit zurücklagen. Jetzt werden die Toten begraben. Ein Honved liegt mit blutüberströmtem Gesicht allein. Um das Gesicht haben Kameraden ihm einen grünen Kranz gewunden.

Nun sind wir in der Vorstadt, auf der breiten ratternden Kolonnenstraße, die nach Bertalan führt. Die Fahnen fangen an. Die alten Häuser. Die fröhlicheren Gesichter der Menschen, die sinnlos freundlich jeden grüßen. Aber nun kommt das Grauenhafteste dieses ganzen Kronstädter Schlachtfeldes, etwas Erschütterndes: die tote Schützenlinie am Bahnhof Bertalan.

Da hatte sich eine rumänische Kompagnie im Graben der Straße eingebuddelt — das Gesicht nach Norden, woher unser Angriff vermutet werden mußte. Hundertfünfzig junge Menschen. Neben sich Munition und Mundvorrat. Einer lag neben dem anderen. Sie lagen sorglos. Denn unsere Linie war noch weit ab. Sie hatten ein Maschinengewehr bei sich und waren durch die Bösung des Grabens gut gedeckt.

In ihrer linken Flanke lag die große Heerstraße und jenseits dieser eine Fabrik oder ein Bahnhofsgebäude — ein rotes Haus mit Fenstern nach der Straße, aus denen man die ganze Kompagnie der Länge nach über- sah — 300 Meter lebendiger, sorgloser Menschen.

Sie waren wirklich leichtsinnig — diese kleinen Kerle, die seit fünf Wochen Krieg führten. Sie merkten nicht, daß es in der Fabrik links plötzlich lebendig ward. Eine Patrouille kam, spähte und verschwand. Während die Kompagnie, nichts ahnend, vor sich ins Dunkel starre, wurden eilig, leise zwei Maschinengewehre von hinten herum in die Fabrik geschleppt. Die Schützen stellten sich auf. Nichts rührte sich im Graben. Feuer? Plötzlich takteten die beiden Gewehre los. Sie strichen die dunkle Reihe im Graben ab. Einmal. Zweimal. Ein Schrei, ein Stöhnen, ein Wimmern. Ganze zwei Menschen konnten sich erheben und versuchten zu fliehen. Sie wurden drei Schritt neben dem Graben umgelegt. Alle anderen wälzten sich in ihrem Blute. Hundertfünfzig Menschen waren nach einer Minute tot.

Diese tote Schützenlinie liegt hier draußen im Staube der Heerstraße, während in der Stadt die Gloden den Jubel der Befreiten läuten. Neugierige Soldaten wandeln zwischen ihnen her. Von den Kolonnenwagen reden sich die Häufe. Ein paar Bürger der Stadt stehen abseits. Hundertfünfzig in einer Reihe! Viele von mehreren Kugeln durch und durch geschossen. Und die zwei Flüchten- den drüben auf der anderen Straßenseite wie gepurzelte Hasen übereinandergeslopert. Hundertfünfzig in einer Reihe. Alle tot. Und jeder besonders tot. Mit einem besonderen Schrecken, einer besonderen Geste des Staunens, der Verstärkung, des Schmerzes. Einer mit nach oben geballten Fäusten. Einer mit der Hand in seinem Gehirn. So liegen sie am Rande dieser schönen Berg- stadt, die in ihren armen Gedanken vier Wochen lang auch ihnen gehörte.

LOSERTH, J.

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 306

TAG: 4.11.1916, 1f

Kriegstreiberien vor dem Weltkrieg.

Von Univ.-Prof. Hofrat Dr. J. Loserth.

Aber die Kriegsbege in allen Ländern der Entente gegen die beiden Zentralmächte ist nachgerade genug geschrieben worden. Zuletzt hat noch der italienische Minister Bissolati erklärt, sein Schwert nicht früher in die Scheide zu stecken, als bis dieses vielköpfige Ungeheuer — unser armes Österrreich — völlig zer schlagen ist. Es handelt sich nur noch um die Frage, wann diese Bege zuerst einsetzt. Besser unterrichtet ist man darüber, wo sie ihre größten Orgien feierte. Die Leser dürften sich erinnern, was in den Tagen des Kriegsausbruches hierüber in englischen und französischen Blättern laut wurde, wie Persönlichkeiten, die auch in der deutschen Wissenschaft hoch geachtet wurden, einer förmlichen Kriegsrazerei verhaftet. Wer denkt da nicht an Anatole France, den besten Biographen der Jungfrau von Orléans, an Paul Sabatier, den einzigartigen Darsteller der Lebensgeschichte des hl. Franz von Assisi, selbst ein werktätiger Apostel des Armutsideals, und persönlich von einer Liebenswürdigkeit, die nicht übertroffen werden kann. Man kann die großen Gelehrten des uns feindlichen Auslandes an den Fingern abzählen, die sich noch eine vorurteilslose Gesinnung bewahrt haben. Es konnte nicht fehlen, daß diese Ausartungen sich auch in jenen Ländern bemerkbar machten, die von jeher in einem engeren geistigen Zusammenhange mit Frankreich standen.

Sehen wir von den französischen Schweizern ab, über deren Verhalten die Akten geschlossen sind, so kommt hier vor allem Rumänien in Betracht. Wie abgeneigt die dortige Bojarenclique dem Österrichertum ist, konnte schon jene kleine Schar von Gelehrten bemerken, die vor 41 Jahren die neubegründete Hochschule in unserem schönen Buchenlande bezogen. Doch darüber wird man später einmal reden dürfen, wenn erst die Tore des Janustempels geschlossen sind. Um nicht ungerecht zu sein, wollen wir betonen, daß es schon damals der herrschenden Französeli und dem Russophobismus gegenüber einflußreiche Persönlichkeiten, hervorragende Gelehrte und Politiker gab, die sich zu den Mittelmächten hingezogen fühlten. Wir dürfen hier an den hervorragenden Gelehrten und Politiker Demeter Sturdza erinnern, der in eindrucksvollen Schriften auf die dem rumänischen Staate von russischer Seite drohende Gefahr hingewiesen hat. Er war gewiß der würdigste Vorläufer von Peter Carp, von Marghiloman u. a. Und so hat es auch noch in unseren Tagen in Rumänien außer den Genannten nicht an Männern gefehlt, die wie in der Politik so auch in der Wissenschaft den engsten Anschluß an Deutschland befürwortet

haben. So ließ sich einer der hervorragendsten Gelehrten Rumäniens noch im Mai des laufenden Jahres in einem deutschen Blatte vernehmen: „Die deutsche Wissenschaft hat System und Methode. Der deutsche Hochschullehrer, der wahre Repräsentant der deutschen Wissenschaft, besitzt tüchtige und weite Kenntnisse und betrachtet sein Amt wie ein Apostelamt. In seinen Vorlesungen trachtet er den Studierenden ein vollständiges Bild seines Faches

zu geben und in seinem Seminar lehrt er seine Jünger, wie sie verfahren sollen, um sich die Kenntnisse stufenweise anzueignen. Die deutsche Wissenschaft ist diszipliniert. Ein wissenschaftliches Fach hat so viele Unterabteilungen, daß ein Gelehrter, und sei er auch noch so ausgezeichnet, unmöglich alle mit gleicher Meisterschaft beherrschen kann.“

Es ist, wie man sieht, förmlich ein hohes Lied auf die deutsche Wissenschaft und den deutschen Professor. Leider hat das sogenannte französische Ideal gerade auf die rumänischen Geschichtsforscher verwirrend gewirkt, und was die Anatole France und Sabatier heute treiben, dafür sind die beiden bedeutendsten Historiker Rumäniens schon viele Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges tätig gewesen. Sie betrieben schon damals die Agitation im Geist der Entente von heute. Die beiden Historiker sind N. D. Xenopol und Nikolaus Jorga, von denen der letztere einen förmlichen Einbruch in die gut österrichisch gesinnten rumänischen Kreise der Bukowina unternommen hat. Beide haben sich im höchsten Grade gegen deutsches Wesen und die deutsche Wissenschaft undankbar erwiesen, denn beiden haben literarische Unternehmungen des Deutschen Reiches für ihre Arbeiten die weitgehende Unterstützung gewährt und freundlichste Unterkunft geboten. So finden wir Xenopol unter den Mitarbeitern in der bedeutendsten historischen Zeitschrift des Deutschen Reiches tätig, und Jorga unter den Autoren des großen Heeren-Wert-Giesebrecht'schen Unternehmens der europäischen Staatengeschichte, für die er eine zweibändige Geschichte Rumäniens und eine vielbändige des Osmanischen Reiches geschrieben hat.

Jorga zählt unstreitig zu den fruchtbarsten rumänischen Historikern: aber die Masse seiner Produktion entspricht in keiner Weise ihrem inneren Gehalte. Bei seiner Betriebsamkeit durfte man behaupten, daß schon für die Korrektur der von ihm publizierten Arbeiten die Zeit nicht hinreicht,

¹ Das Ungenügende seiner historischen Arbeiten ist von deutschen Gelehrten wie Dr. Emil Fischer, R. F. Kaindl u. a. mehrfach scharf betont worden.

in der sie erschienen sind. In der letzten Serie Der von ihm herausgegebenen Urkunden und Akten hat er den Nachweis geliefert, daß er es nicht einmal versteht, mit dem mittelalterlichen Kalenderwesen umzugehen, das heißt mit dem Abc jedes Arbeitens in der Geschichte des Mittelalters. Wer seine obengenannten Werke zu studieren sich die Mühe nimmt, wird zu dem Resultat kommen, daß sie ebenso unvollständig, als durch und durch tendenziös sind, wie sie z. B., um nur einen Fall herauszuheben, der großen österreichischen Kulturarbeit in der Bukowina mit keiner Zeile gerecht werden. Wie schmerzlich berührt diesen Chauvinisten die Kaisertrübe der rumänischen Geistlichkeit in der Bukowina: „Diese sanftmütigen gelehrten Priester,“ so schreibt er, „haben in ihren Schulen Treue gegenüber der Dynastie und der Orthodogie gelernt und können diese Gefühle ebenjogut russisch (richtig: ruthenisch) wie rumänisch, am besten aber deutsch zum Ausdruck bringen. Für die Erhaltung des rumänischen Bewußtseins und für die Verbreitung der rumänischen Literatur tun sie bei weitem nicht das, was sie tun könnten.“ Er nennt sein Werk „Geschichte des rumänischen Volkes im Rahmen seiner Staatenbildung“. Wie kommt er danach dazu, ohne weiteres die zu Österreich-Ungarn gehörenden Landesteile Bukowina, Siebenbürgen, Banat und Marmaros mitzunehmen und sie geradezu als „rumänische Länder“ zu bezeichnen. Das heißt doch schon das Kriegsziel der modernsten rumänischen Diplomatie festzulegen.

Man begreift es und kann es nur billigen, daß die österreichische Verwaltung seinen Vergehungen in der Bukowina ein Ende bereitet hat. Wir können nur wünschen, man wäre in Deutschland in der Wahl von Autoren für deutsche Geschichtswerke etwas vorsichtiger gewesen. Gewiß hätten sich auch deutsche Gelehrte gefunden, die sich solchen Arbeiten unterzogen hätten, sie würden mindestens gewissenhaft ausgeführt werden. Wie wenig dieser „sogenannte“ Geschichtsschreiber das in so hohem Grade verpflichtende Entgegenkommen der deutschen Gelehrten- und Verlegerwelt zu schätzen wußte, entnimmt man der Art und Weise, wie er die von südslawischer Seite ausgegangenen Hefeschriften der letzten Zeit einem weiteren Leserkreise mundgerecht macht. Bei der Besprechung eines solchen Pamphlets, zu dem der Tscheche Masaryk das Vorwort geschrieben, sieht Jorga schon den Anbruch des Zusammenbruches der alten Habs-

burger Monarchie.² Es begreift sich, daß dann seine Landsleute sich von den vielen Brocken, die es da gibt, nicht die schlechtesten ansuchen. Zum Glück sprechen die Arz von Straußenburg, die Falkenhayn und Madänsen noch ein Wort mit.

Weniger heyerisch wirkt Kenopol. Daß es aber auch in seinen Schriften nicht ohne Agitation abgeht, wird jeder sehen, der z. B. sein Büchlein Les Roumains zur Hand nimmt. Darin gebärdet er sich als Apostel der lateinischen Idee im europäischen Osten und hat sich als solcher denn auch in französischen Tagesblättern und von der Pariser Gelehrtenwelt feiern lassen. Auf jeder Seite seines Buches tritt seine Abneigung gegen deutsches Wesen, meist ganz unmotiviert und aufdringlich, hervor. In den Erörterungen zur Zeitpolitik werden Ideen und Ziffern gewaltsam gruppiert und wird das lebhafteste Bedauern laut, daß es neben dem Pan-germanismus (den es bekanntlich nicht gibt) und neben dem Panlawismus (der dagegen wirklich

die slawischen Völker verseucht hat) nicht auch einen Panromanismus gebe. Wenn erst, wird hier gefordert, die lateinische Rasse sich in einem festen Bund vereinigt fände, so könnte sie das Schwert des Brennus auf die leere Wagchale werfen, und erst im Bund mit Rußland (Niez: mit dem Panlawismus) könnten die unliebsamen Ereignisse der jüngsten Zeit (die Annexion Bosniens) rückgängig gemacht werden. Das sind rechte Herzensergießungen eines Panromanen vor Ausbruch des Weltkrieges. Mit Bedauern stellt er fest, daß es diese Franzosen, zu denen er spricht, gar nicht verstehen, die rumänische Liebe auszunützen, sondern daß sie in Rumänien wirtschaftlich von den Deutschen völlig überholt sind. Während z. B. noch vor einem Menschenalter die französische Einfuhr zur deutschen sich verhielt wie 35 zu 5, steht sie jetzt auf 14 zu 100. In Jassy habe es damals 30 französische Magazine gegeben, jetzt sei nur noch eines vorhanden.

Was die rumänische Bevölkerung Ungarns betrifft, wird bedauert, daß es zwischen Magyaren und Rumänen zu keinem Ausgleich komme: Dann erst wäre der stärkste Niegel gegen die Übersutung durch die slawische und germanische Welt geschaffen. Zu diesem Liebeswerben dem Magyarentum gegenüber bietet der jetzige Kampf in Siebenbürgen eine reizende Illustration. Köstlich, wie dem Judentum in Rumänien um den Bart gegangen wird:

„Ja, wenn die so wären, wie die französischen Juden, wenn ihr Herz für Rumänien spräche, wenn sie nach Geist und Sprache Rumänen würden, fänden sie offene Arme. So aber sind diese Juden nichts anderes als die Avantgarde des deutschen Gedankens und deutschen Einflusses: sie sprechen deutsch.“ Wir möchten den geehrten Leser und die freundliche Leserin bitten, mit eigenen Augen diese Avantgarde des deutschen Gedankens zu sehen und mit eigenen Ohren dieses Deutsch zu hören! Einst als Geschworener zu einer Gerichtsverhandlung in der Bukowina zugezogen, mußte ich mir diese Deutsch von einem Rumänen ins Deutsche übertragen lassen, um die Verhandlung zu verstehen. Kenopol und Jorga arbeiten mit Eifer für den Panromanismus. Wie jener die Franzosen, hat dieser vor allem die Italiener bearbeitet und ihnen das Risorgimento Rumeno vorgetragen, das heute noch „cerca in dolorose lotte il suo integrale diritto“. So gestaltete sich in den Augen dieser Rumänen die sogenannte „lateinische Intellektuelliga“ schon vor Ausbruch des Krieges. Wenn man jetzt in ihren Ausschüß den Anrücklichsten unter ihnen, Take Jonsescu, aufgenommen hat, so darf man dieser Gesellschaft nur gratulieren.

² Wir wollen seine Meinung über die „große Liquidation“, d. h. den Zusammenbruch Österreichs hier vorgetragen anfügen: „Tel qu'il est cependant, ce petit ouvrage (L'Unité yougoslave, manifesto de la jeunesse serbe, croate et slave réunie, avec une préface de M. le professeur T. G. Masaryk, Paris 1915) est, sans doute, un des meilleurs parmi ceux qui ont pour but de demander au nom du droit national justice au moment de la grande liquidation qui semble approcher et que plus d'un peuple opprimé appelle de tous ses vœux.“

Kriegskreibereien vor dem Weltkrieg.

Von Univ.-Prof. Hofrat Dr. J. Loserth.

Aber die Kriegsbege in allen Ländern der Entente gegen die beiden Zentralmächte ist nachgerade genug geschrieben worden. Zuletzt hat noch der italienische Minister Bissolati erklärt, sein Schwert nicht früher in die Scheide zu stecken, als bis dieses vielköpfige Ungeheuer — unser armes Österreich — völlig zer schlagen ist. Es handelt sich nur noch um die Frage, wann diese Bege zuerst einsetzte. Besser unterrichtet ist man darüber, wo sie ihre größten Orgien feierte. Die Leser dürften sich erinnern, was in den Tagen des Kriegsausbruches hierüber in englischen und französischen Blättern laut wurde, wie Persönlichkeiten, die auch in der deutschen Wissenschaft hoch gefeiert wurden, einer förmlichen Kriegskrauserei verfielen. Wer denkt da nicht an Anatole France, den besten Biographen der Jungfrau von Orleans, an Paul Sabatier, den einzigartigen Darsteller der Lebensgeschichte des hl. Franz von Assisi, selbst ein werktätiger Apostel des Armutsideals, und persönlich von einer Lebenswürdigkeit, die nicht übertroffen werden kann. Man kann die großen Gelehrten des uns feindlichen Auslandes an den Fingern abzählen, die sich noch eine vorurteilslose Gesinnung bewahrt haben. Es konnte nicht fehlen, daß diese Ausartungen sich auch in jenen Ländern bemerkbar machten, die von jeher in einem engeren geistigen Zusammenhange mit Frankreich standen.

Sehen wir von den französischen Schweizern ab, über deren Verhalten die Akten geschlossen sind, so kommt hier vor allem Rumänien in Betracht. Wie abgeneigt die dortige Bojarenclique dem Österreichertum ist, konnte schon jene kleine Schar von Gelehrten bemerken, die vor 41 Jahren die neubegründete Hochschule in unserem schönen Buchenlande bezogen. Doch darüber wird man später einmal reden dürfen, wenn erst die Tore des Janustempels geschlossen sind. Um nicht ungerecht zu sein, wollen wir betonen, daß es schon damals der herrschenden Französelei und dem Russophobismus gegenüber einflußreiche Persönlichkeiten, hervorragende Gelehrte und Politiker gab, die sich zu den Mittelmächten hingezogen fühlten. Wir dürfen hier an den hervorragenden Gelehrten und Politiker Demeter Sturdza erinnern, der in eindrucksvollen Schriften auf die dem rumänischen Staate von russischer Seite drohende Gefahr hingewiesen hat. Er war gewiß der würdigste Vorläufer von Peter Carp, von Marghiloman u. a. Und so hat es auch noch in unseren Tagen in Rumänien außer den Genannten nicht an Männern gefehlt, die wie in der Politik so auch in der Wissenschaft den engsten Anschluß an Deutschland befürwortet haben. So ließ sich einer der hervorragendsten Gelehrten Rumäniens noch im Mai des laufenden Jahres in einem deutschen Blatte vernehmen: „Die deutsche Wissenschaft hat System und Methode,

Der deutsche Hochschullehrer, der wahre Repräsentant der deutschen Wissenschaft, besitzt tüchtige und weite Kenntnisse und betrachtet sein Amt wie ein Apostelamt. In seinen Vorlesungen trachtet er den Studierenden ein vollständiges Bild seines Faches

zu geben und in seinem Seminar lehrt er seine Jünger, wie sie verfahren sollen, um sich die Kenntnisse stufenweise anzueignen. Die deutsche Wissenschaft ist diszipliniert. Ein wissenschaftliches Fach hat so viele Unterabteilungen, daß ein Gelehrter, und sei er auch noch so ausgezeichnet, unmöglich alle mit gleicher Meisterschaft beherrschen kann.“

Es ist, wie man sieht, förmlich ein hohes Lied auf die deutsche Wissenschaft und den deutschen Professor. Leider hat das sogenannte französische Ideal gerade auf die rumänischen Geschichtsforscher verwirrend gewirkt, und was die Anatole France und Sabatier heute treiben, dafür sind die beiden bedeutendsten Historiker Rumäniens schon viele Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges tätig gewesen. Sie betrieben schon damals die Agitation im Geiste der Entente von heute. Die beiden Historiker sind N. D. Xenopol und Nikolaus Jorga, von denen der letztere einen förmlichen Einbruch in die gut österreichisch gesinnten rumänischen Kreise der Bukowina unternommen hat. Beide haben sich im höchsten Grade gegen deutsches Wesen und die deutsche Wissenschaft undankbar erwiesen, denn beiden haben literarische Unternehmungen des Deutschen Reiches für ihre Arbeiten die weitgehende Unterstützung gewährt und freundlichste Unterkunft geboten. So finden wir Xenopol unter den Mitarbeitern in der bedeutendsten historischen Zeitschrift des Deutschen Reiches tätig, und Jorga unter den Autoren des großen Heeren-Ukert-Giesebrecht'schen Unternehmens der europäischen Staatengeschichte, für die er eine zweibändige Geschichte Rumäniens und eine vielbändige des Osmanischen Reiches geschrieben hat.

(Abdruck)

Jorga zählt unstreitig zu den fruchtbarsten rumänischen Historikern: aber die Masse seiner Produktion entspricht in keiner Weise ihrem inneren Gehalte.¹ Bei seiner Betriebsamkeit durfte man behaupten, daß schon für die Korrektur der von ihm publizierten Arbeiten die Zeit nicht hinreicht, in der sie erschienen sind. In der letzten Serie der von ihm herausgegebenen Urkunden und Akten hat er den Nachweis geliefert, daß er es nicht einmal versteht, mit dem mittelalterlichen Kalenderwesen umzugehen, das heißt mit dem Abc jedes Arbeitens in der Geschichte des Mittelalters. Wer seine obengenannten Werke zu studieren sich die Mühe nimmt, wird zu dem Resultat kommen, daß sie ebenso unvollständig, als durch und durch tendenziös sind, wie sie z. B., um nur einen Fall herauszuheben, der großen österreichischen Kulturarbeit in der Bukowina mit keiner Zeile gerecht werden. Wie schmerzlich berührt diesen Chaubinisten die Kaisertreue der rumänischen Geistlichkeit in der Bukowina: „Diese sanftmütigen gelehrten Priester,“ so schreibt er, „haben in ihren Schulen Treue gegenüber der Dynastie und der Orthodogie gelernt und können diese Gefühle ebensogut russisch (wichtig: ruthenisch) wie rumänisch, am besten aber deutsch zum Ausdruck bringen. Für die Erhaltung des rumänischen Bewußtseins und für die Verbreitung der rumänischen Literatur tun sie bei weitem nicht das, was sie tun könnten.“ Er nennt sein Werk „Geschichte des rumänischen Volkes im Rahmen seiner Staatenbildung“. Wie kommt er danach dazu, ohne weiteres die zu Österreich-Ungarn gehörenden Landesteile Bukowina, Siebenbürgen, Banat und Marmaros mitzunehmen und sie geradezu als „rumänische Länder“ zu bezeichnen. Das heißt doch schon das Kriegsziel der modernsten rumänischen Diplomatie festzulegen.

Man begreift es und kann es nur billigen, daß die österreichische Verwaltung seinen Vergehungen in der Bukowina ein Ende bereitet hat. Wir können nur wünschen, man wäre in Deutschland in der Wahl von Autoren für deutsche Geschichtswerke etwas vorsichtiger gewesen. Gewiß hätten sich auch deutsche Gelehrte gefunden, die sich solchen Arbeiten unterzogen hätten, sie würden mindestens gewissenhaft ausgeführt werden. Wie wenig dieser „jugenannte“ Geschichtsschreiber das in so hohem Grade verpflichtende Entgegenkommen der deutschen Gelehrten- und Verlegerwelt zu schätzen wußte, entnimmt man der Art und Weise, wie er die von südslawischer Seite ausgegangenen Geschriften der letzten Zeit einem weiteren Leserkreise mundgerecht macht. Bei der Besprechung eines solchen Pamphlets, zu dem der Tscheche Masaryk das Vorwort geschrieben, sieht Jorga schon den Anbruch des Zusammenbruches der alten Habs-

¹ Das Ungenügende seiner historischen Arbeiten ist von deutschen Gelehrten wie Dr. Emil Fischer, R. F. Kaindl u. a. mehrfach scharf betont worden.

burger Monarchie.² Es begreift sich, daß dann seine Landsleute sich von den vielen Brocken, die es da gibt, nicht die schlechtesten aussuchen. Zum Glück sprechen die Artz von Straußenburg, die Falkenhahn und Mackensen noch ein Wort mit.

Weniger heherisch wirkt Kenopol. Daß es aber auch in seinen Schriften nicht ohne Agitation abgeht, wird jeder sehen, der z. B. sein Büchlein Les Roumains zur Hand nimmt. Darin gebärdet er sich als Apostel der lateinischen Idee im europäischen Osten und hat sich als solcher denn auch in französischen Tagesblättern und von der Pariser Gelehrtenwelt feiern lassen. Auf jeder Seite seines Buches tritt seine Abneigung gegen deutsches Wesen, meist ganz unmotiviert und aufdringlich, hervor. In den Erörterungen zur Zeitpolitik werden Ideen und Bissen gewaltsam gruppiert und wird das lebhaft Bedauern laut, daß es neben dem Pan-germanismus (den es bekanntlich nicht gibt) und neben dem Panlatwismus (der dagegen wirklich die slawischen Völker verfeucht hat) nicht auch einen Panromanismus gebe. Wenn erst, wird hier gelehrt, die lateinische Rasse sich in einem festen Bund vereinigt fände, so könnte sie das Schwert des Brennus auf die leere Wagschale werfen, und erst im Bund mit Rußland (lies: mit dem Panlawismus) könnten die unliebsten Ereignisse der jüngsten Zeit (die Annexion Bosniens) rückgängig gemacht werden. Das sind rechte Hetzensergleisungen eines Panromanen vor Ausbruch des Weltkrieges. Mit Bedauern stellt er fest, daß es diese Franzosen, zu denen er spricht, gar nicht verstehen, die rumänische Liebe auszunutzen, sondern daß sie in Rumänien wirtschaftlich von den Deutschen böllig überholt sind. Während z. B. noch vor einem Menschenalter die französische Einfuhr zur deutschen sich verhielt wie 35 zu 5, steht sie jetzt auf 14 zu 100. In Jassy habe es damals 30 französische Magazine gegeben, jetzt sei nur noch eines vorhanden.

Was die rumänische Bevölkerung Ungarns betrifft, wird bedauert, daß es zwischen Magyaren und Rumänen zu keinem Ausgleich komme: Dann erst wäre der stärkste Niegel gegen die Überflutung durch die slawische und germanische Welt geschaffen. Zu diesem Liebeswerben dem Magyarentum gegenüber bietet der jetzige Kampf in Siebenbürgen eine reizende Illustration. Köstlich, wie dem Judentum in Rumänien um den Datt gegangen wird: „Ja, wenn die so wären, wie die französischen Juden, wenn ihr Herz für Rumänien spräche, wenn sie nach Geist und Sprache Rumänen würden, fänden sie offene Arme. So aber sind diese Juden nichts anderes als die Avantgarde des deutschen Gedankens und deutschen Einflusses: sie brechen

² Wir wollen seine Meinung über die „große Liquidation“, d. h. den Zusammenbruch Österreichs hier wortgetreu anfügen: „Tel qu'il est cependant, ce petit ouvrage (L'Unité yougoslave, manifeste de la jeunesse serbe, croate et slave réunie, avec une préface de M. le professeur T. G. Masaryk, Paris 1915) est, sans doute, un des meilleurs parmi ceux qui ont pour but de demander au nom du droit national justice au moment de la grande liquidation qui semble approcher et que plus d'un peuple opprimé appelle de tous ses vœux.“

Nr.:

TAG:

deutsch.“ Wir möchten den geehrten Leser und die freundliche Leserin bitten, mit eigenen Augen diese Avantgarde des deutschen Gedankens zu sehen und mit eigenen Ohren dieses Deutsch zu hören! Einst als Geschworener zu einer Gerichtsverhandlung in der Bukowina zugezogen, mußte ich mir dieses Deutsch von einem Rumänen ins Deutsche übertragen lassen, um die Verhandlung zu verstehen. Kenopol und Jorga arbeiten mit Eifer für den Panromanismus. Wie jener die Franzosen, hat dieser vor allem die Italiener bearbeitet und ihnen das Risorgimento Rumeno vorgetragen, das heute noch „cerca in dolorose lotté il suo integrale diritto“. So gestaltete sich in den Augen dieser Rumänen die sogenannte „lateinische Intellektualiga“ schon vor Ausbruch des Krieges. Wenn man jetzt in ihren Ausschuss den Aurlühigsten unter ihnen, Take Jonescu, aufgenommen hat, so darf man dieser Gesellschaft nur gratulieren.

Platka, Luis

TAGESPOST (Graz) (Morgenblatt)

Nr.: 307

TAG: 5. 11. 1916, 2 f.

Montenegro.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressequartier genehmigt.

Kriegspressequartier, 4. November.

Cetinje, 2. November.

Auf dem Wege nach Albanien ist Montenegro Durchzugsland geworden, und seit der Erstürmung des Lovcen hat sich der Krieg weit nach Süden entfernt. Nur die gut gegliederte Küste Alt- und Neumontenegros ist auch heute unmittelbare Front, trotzdem die italienische Flotte nur selten offen aufzutreten wagt. Die Bahnen, die Dalmatien, Bosnien und die Herzegowina durchziehen, sind die Hauptverkehrsmittel auch für Montenegro und Albanien bis vor Valona. Von Cattaro werden über den Lovcen Tausende Waggons Güter auf Seilbahnen und Lastautos nach Cetinje und von hier zum Skutarisee gebracht und von dort mit Feldbahnen und Seiltransporten an die Bestimmungsorte verteilt. Die Vorfriedigung militärischer Erfordernisse ist im besetzten Kriegsgebiet das wichtigste Gebot. Daneben wird die Versorgung der Zivilbevölkerung nicht vernachlässigt; so groß auch die Anforderungen in diesem armen Lande sind. Die erste Ernte unter unserer Verwaltung ist gut ausgefallen; der Ertrag

muß aber durch Einfuhr ergänzt, der intensivere Herbstanbau erzwungen werden. Tabak, Schafwolle und Häute werden gegen Lebensmittel eingetauscht und ins Hinterland ausgeführt. Der Montenegriner hat sich stets mit Krieg, Jagd und Fischerei beschäftigt; Handel und Gewerbe waren in fremder Hand. Die entwaffneten Krieger gehen jetzt müßig und übernehmen auch gegen guten Lohn ungerne Arbeit. Ihre Religion und ihre Sitten blieben unangetastet; es herrscht im ganzen Lande Ruhe. Niemand wünscht die Rückkehr König Nikolaus und seiner Söhne. Die türkische und albanische Bevölkerung in Neumontenegro hat ihre Freude über unsere Besatzungsverwaltung nicht verhehlt und wünscht keineswegs die Rückkehr der Montenegriner.

Zur öden steinernen Land der schwarzen Berge sind österreichisch-ungarische Truppen; aber auch russische und italienische Kriegsgefangene Kulturträger geworden. Stolz und selbstbewußt schreiten die Montenegriner durch die Straßen des städtischen Dorfes und sehen verständnislos der Männerarbeit zu. Das Königshaus und die acht Gesandtschaften sind gesessen, die Städte sind verschwunden, das Dorf Cetinje ist geblieben.

Das Land des Lovcen.

In beiden Hauptstraßen Cetinjes stehen vor zahlreichen Kasernen waffenlose montenegrinische Soldaten und schwagen von früh bis abends. In neuen russisch-grünen Felduniformen und in rot-schwarzen Nationalgewändern. Nur hier und da sind k. u. k. Soldaten und Offiziere zu sehen. Abseits steht das weiße Häusernviereck des montenegrinischen Regierungsgebäudes, die Hauptwache neben dem Balkon. In den Ministeräumen wurden die Kanzleien des Militärgeneralgouvernements eingerichtet. Nahe dem verlassenen königlichen Konak residiert hier als neuer Landesvater der Generalgouverneur Feldmarschallleutnant Weber von Webenau. In einem einfach eingerichteten Ministerzintmer empfängt er den Besucher.

Unterredung mit Generalgouverneur Feldmarschallleutnant von Weber.

„Die Schwierigkeiten einer Kriegsverwaltung dieses Karstlandes waren besonders zu Anfang groß. Vom 8. bis 11. Jänner wurde der Lovcen von unseren Truppen erstürmt, einige Tage später war die Waffenstreckung der montenegrinischen Armee erfolgt und nach wenigen Wochen war das Militärgeneralgouvernement in Cetinje am Werke. Eine Mitarbeit der männlichen Bevölkerung war nicht zu erzielen. Die montenegrinische Verwaltung überließ mehrere Gemeinden, die räumlich weit auseinanderliegen, dem Kapetan, der im Kriegsfalle Kommandant der von seiner Kollektivgemeinde aufzustellenden Kompanie wurde. Ein Monatsgehalt von 90 Perper (1 Perper = 1 Krone) verleitete zum Amtsmißbrauch.

Jetzt erhalten die Kapetane von uns diese Gebühr und noch Bezahlungen und werden von militärischen Bezirkskommanden überwacht. Es ist unser Bestreben, die Männer zu beschäftigen, zur Arbeit und zur Anteilnahme am Gemeinwohl zu erziehen. Mit den Erwachsenen geht es recht schwer und so ist die Entwicklung des Schulwesens und die aufwachsende Generation unsere Hoffnung. Schon im Frühjahr wurden neue Lehrbücher und ein Lehrplan nach österreichischem Vorbild fertiggestellt und im September konnte in allen Volksschulen der Unterricht aufgenommen werden. In Altmontenegro wurden montenegrinische, in Neumontenegro österreichisch-ungarische Lehrer kroatischer Zunge angestellt. Schwieriger war es, Lehrer für albanische Schulen für die Kreise Stari-bar und Zpet zu finden. Die kyrillische Schrift wird nur im Religionsunterricht belassen, im übrigen die lateinische Schrift gelehrt. Die Mittelschulen bleiben vorläufig geschlossen.

Die Einnahmen des Landes werden im Lande verwendet: Es sind Zölle, Monopole und Steuern. Für die Beschaffung von Handelsware hat die Warenverkehrsabteilung Exposituren in Budapest und Wien errichtet. Die Landwirtschaft gedeiht namentlich in der Ebene von Podgorica und an der Küste von Antivari, im Getreide von Niksic und in der Landschaft von Zpet, welche die Kornkammer des Landes ist, das sich bei intensivem Anbau, der dank heißer Sommer in gewissen Gebieten bis zu drei Ernten jährlich erndtlich, ohne Einfuhr selbst ernähren könnte. Motor- und alttürkische Wassermühlen sind in genügender Zahl vorhanden. Die Gewinnung von Holz in den Urwäldern im Nordosten Montenegros würde die Anlage neuer schmalfpuriger Bahnen lohnen. Wir haben bisher hauptsächlich die Straßen in Arbeit genommen und sind mit dem neuen Straßennetz vor Winterbeginn nahezu fertig geworden. Die Schifffahrt auf dem Skutarisee wurde verbessert; die Fischerrei wird organisiert und verspricht so ergiebig zu bleiben, daß in Rijeka eine Fischkonservenfabrik errichtet werden soll. Die einzige Fabrikindustrie des Landes, eine Wollspinnerei bei Danilovgrad, steht seit Jahren außer Betrieb.

Die Bevölkerungsbewegung infolge des Krieges gestaltete sich wegen der rechtzeitigen Waffenstreckung nicht ungünstig. Nach unseren Listen dürften ungefähr 80.000 Personen unsere Lebensmittelmagazine in Anspruch nehmen.“ Emil Dylatta.

Kriegstreiberien vor dem Weltkrieg.

Von Univ.-Prof. Hofrat Dr. J. Loserth.

(Schluß.)

Eben zur rechten Zeit hat ein wackerer siebenbürgischer Gelehrter, der anders als diese rumänischen Historiker in lauterer Weise für die historische Wissenschaft arbeitet und ihr nicht bloß seine ganze Zeit, sondern auch sein Vermögen zum Opfer bringt, Andre Vereş, ein Buch erscheinen lassen, aus dem die ganze Hohlheit der Ansprüche Rumäniens auf Siebenbürgen oder auf ungarisches Gebiet zutage tritt. Es sind seine „Moldauisch-walachischen Briefe und Akten“ über die Beziehungen Ungarns und Siebenbürgens zu den beiden rumänischen Fürstentümern im 15. und 16. Jahrhundert. Hier kann es jeder auf Grund von Urkunden schwarz auf weiß lesen, was ja übrigens schon seit den bahnbrechenden Arbeiten unseres Grazer Kollegen Robert Muzler für keinen Kenner ein Geheimnis ist, daß die beiden Fürstentümer in Lebensuntertänigkeit zu Ungarn standen und der große Corvinus den polnischen Senatoren die Worte zurufen konnte: „Hand weg von der Moldau, dies Land ist unser“ (Terra illa nostri iuris est), und so wird der größte Fürst, den die Moldau gehabt hat, Stephan der Große, wiederholt als sein Untertan bezeichnet und so betonen noch Maximilian I. und Ferdinand I. als Oberherren ihre Rechte auf die Moldau und Walachei. Woher also das Recht dieser „Neulateiner“ auf Siebenbürgen, ein Land, dessen rumänische Bewohner Jahrhunderte, bevor es ein Fürstentum Moldau gab, ungarische Untertanen gewesen sind. Und so bilden sie auch heute noch einen wesentlichen Bestandteil des ungarländischen Volkstums und stehen wirtschaftlich höher als das schon „erlöste“ Rumänien.

Wie die ruthenische Bevölkerung Galiziens und Nordungarns durch die großrussischen Agitationen in Aufregung versetzt wurde, auch darüber gibt es schon heute eine große Flut von Schriften. Darf man hoffen, daß in der kommenden Friedenszeit über viele Dinge Licht verbreitet wird, die sich heute noch der Erörterung entziehen, so darf man doch das eine schon jetzt behaupten: Will man den Einwirkungen des sich früher als Panславismus, jetzt verschämterweise als Neoslavismus gebärdenden Panrussismus ein Ende bereiten, so muß der griechisch-katholische Klerus und der mit ihm Hand in Hand gehende ostgalizische Lehrerstand auf eine höhere Stufe gehoben und in eine bessere Lebensstellung gebracht werden. Leichtes vermag man den Wühlereien gegen Österreich-Ungarn im Südosten unseres Reiches beizukommen. Diefür liegen schon

Rezepte vor, hoffentlich wird man sie auch anzuwenden wissen. Auf dem Boden des südlichen Ungarn, in Kroatien und Slavonien, in Bosnien und der Herzegowina haben schon vor länger als einem Jahrzehnt französische und vornehmlich englische Wühlereien eingeseht. Mit großem Geschick versteht es besonders die englische Staatsverwaltung, die Agenten zu wählen, die hiezu tauglich sind. Scheint so ein Land reif, um in das Netz der britischen Spinne einbezogen zu werden, da werden keine Kosten gescheut, da ist kein Mittel schlecht genug, das nicht Anwendung fände; so wenn es gilt, Geheimnisse fremder Kabinette zu ergründen und brüchige Stellen in ihrer Verwaltung zu finden und der Verwertung für die großbritische Politik zuzuführen. Da arbeiten die Agenten mit den silbernen Kugeln in wechselnden Kostümen: hier als wirkliche Globetrotters, dort als Gelehrte jeder Richtung, heute in Bulgarien, morgen in Rumänien, hier und da auch in vielen Ländern zugleich. Und so haben sie einige Jahre vor Ausbruch des Krieges vornehmlich Ungarn aufs Korn genommen, wo der Streit über die Erweiterung des Wahlrechtes, der Druck der (Staats-)Nation den Nationalitäten gegenüber und die bei den Wahlen herrschende Korruption den besten Nährboden für die politische Wühlarbeit abgab.

Hier wirkte R. W. Seton-Watson unter dem Pseudonym Scotus Viator. Er gab und gibt sich den Anschein eines Gelehrten. In der Tat zeugen seine Schriften von großer Belesenheit. Indem er wirklich vorhandene Schwächen der ungarischen Regierung ans Licht zog, die Statistik für sich arbeiten ließ, den Bestrebungen der Nationalitäten nach allen Seiten hin Rechnung trug, fanden seine Bücher bei diesen ungeheuren Beifall und weite Verbreitung, bei den Magyaren lauten Widerspruch, und nur selten wagte sich jemand mit dem Gedanken hervor, daß es sich hier nicht um reine Liebe zur Wissenschaft, sondern um unlauntere politische Ziele handle. Wie hätte man auch so etwas bei einem Manne suchen sollen, dessen erste Schriften Arbeiten über Maximilian I. oder die Überführung des Buches von Gregorobius über die Papstgräber betrafen. Und doch sind alle seine Arbeiten seit 1907: über die Zukunft Österreichs, über die politische Verfolgung in Ungarn, über den Absolutismus in Kroatien, über die britische Politik und die Balkankrise, über die Korruption und Reform in Ungarn nichts als Tendenzschriften. Zwei von ihnen haben auch in wissenschaftlichen Kreisen großen Beifall gefunden: die „Racial Problems in Hungary“ (1908) und besonders „The Southern Slav Question and the Habsburg Monarchy“ (1911). Bei der ausgesprochenen Vorliebe für die sogenannten unterdrückten Nationen (nur für die Arien und die

anderen Untertanen Englands scheint sein Herz nicht zu schlagen) wird man sich nicht wundern, daß seine Bücher, kaum trocken geworden, in fremde Sprachen, ins Tschechische, Kroatische, Rumänische und so auch ins Deutsche überetzt wurden. Seine Tätigkeit im Süden der anderen Reichshälfte kann nicht anders als eine destruktive genannt werden. Gleichwohl müßte die „Southern Slav Question“ den Magyaren ein Spiegelbild sein und ließ auch schon den Wunsch laut werden, sie möchten sich der Gefahren bewusst werden, vor denen sie stehen und auf die Grundsätze zurückgreifen, die ihre besten Männer: ein Stephan Szecsenyi, Deak und Götvös vertreten haben. Schon beim Erscheinen dieses Buches wurde ihnen von befreundeter Seite zugerufen, zu verhindern, daß die in ihrem Staate lebenden Nationalitäten Werkzeuge rückläufiger Parteibestrebungen werden.

Es gibt im Deutschen Reich ein für dieses bestimmtes Buch, das alle derartigen Äußerungen vor dem Kriege in trefflichster Weise zusammenfaßt und besser als alle die schon in die Tausend gehenden Broschüren vom deutschen Geist, von der Stellung Deutschlands in der Weltwirtschaft, von Deutschlands militärischem System und dem Geiste seiner Verwaltung, von der Vorgeschichte des Krieges und vor allem von der belgischen Frage handelt. Dies treffliche Buch: Deutschland und der Weltkrieg, das den Lesern dieses Blattes nicht warm genug empfohlen werden kann, ist nun in zweiter Auflage erschienen. Der Reid erwacht in uns und regt den Wunsch an, es möchte auch hierzulande und für unsere Verhältnisse ein ähnliches Buch geschaffen werden, das wie jenes, scharf in die Brutstätten hineinleuchtet, die zum Ausbruch dieses ungeheuersten aller Kriege geführt haben.

An sachkundigen Federn wird es nicht fehlen und auch die Erfolge werden nicht ausbleiben.

Nach England.

Diese Stütze stammt aus dem Buch „Zeppe-
line über England“, das, mit zahlreichen Ab-
bildungen versehen, in der Kriegsbücher-Samm-
lung des Verlages Ullstein & Co. zum Preise
von M. 1,50 erscheint. Das Werk enthält
fesselnde Schilderungen der Taten dieser Luft-
krieger. Bei dem Zepelin-Stolz des ganzen
deutschen Volkes wird eine lebenswahre Dar-
stellung wie diese vielen höchst willkommen sein.

Neumondszeit. Dunkel und kalt steigen wieder
die Nächte heran. Nur die Sterne blinken und stüm-
mern in mattem Schimmer. Fieberhafte Tätigkeit
herrscht in den Luftschiffshäfen; ist doch die Zeit an-
gebrochen, in der jede Minute der Befehl zum An-
griff kommen kann. Seit mehreren Tagen schon ist das
Wetter beständig. Heller Sonnenschein während der
kurzen Tage, ruhige, klare Nächte, die der leichte nord-
westliche Wind nach verlockender erscheinen läßt.

Endlich Befehl vom Flottenkommando.

Es geht los. Endlich einmal wieder ist es so weit.
Hell lodert die Begeisterung. Um die Wette wird
in den Hallen gearbeitet. Ein jeder will zuerst be-
triebsklar melden. Aus Kasino und Küche werden die
Körbe mit Proviant herbeigeschleift, Thermosflaschen
mit heißem Kaffee und Tee folgen ihnen. Der Alkohol
ist ausgeschaltet. Nur die Medizinkiste birgt eine Flasche
Kognak für den Notfall. Da oben heißt es klaren Kopf
und eifern ruhige Nerven behalten; soll das Ziel er-
reicht werden. Wie in einem Ameisenhaufen wirbelt
alles durcheinander. Die letzten Vorbereitungen. Keu-
schend schleppt hier ein Mann Ballast heran, drüben
wird die Munition in den Aufhängevorrichtungen be-
festigt, zischend strömt noch Gas ein. Dann sprudelt
und quirlt plätschernd das Wasser aus den Ballast-
höfen, die Leinen werden zum Herausziehen klar-
gelegt.

In der vorderen Gondel lauern in ihren wohl-
geßten Püchchen die Obermaschinenmaate an den
Motoren, ölen, ziehen hier eine Schraube an und

lodern dort eine andere. Dann springt eines der
hundertpferdigen Ungetüme an, erfüllt die Luft mit
dröhnendem Schnauben und Donnern, daß den in
der Nähe Befindlichen Hören und Sehen vergeht. Ein
wirbelnder Luftdruck braust durch den ragenden Bau,
stürzt sich auf die klar stehende Haltemannschaft und
reißt ihnen die Mühen von den Köpfen, sofern das
Sturmband fehlt. Die seemannischen Unteroffiziere
prüfen die Steuerborrichtungen, legen die Karten und
die sonstigen Navigationsmittel klar.

Kaum eine halbe Stunde ist vergangen, als auch
schon Ordnung in dies kaum entwirrbar scheinende
Durcheinander kommt. Alles ist bereit. Dann gehen
die Meldungen aus allen Teilen des Luftkreuzers an
den Kommandanten. Nochmals schreitet er durch das
ganze Schiff. Sein forschender Blick bringt in die
verborgensten Tiefen. Er weiß, daß er sich unbedingt
auf seine brave Mannschaft verlassen kann... aber
noch niemals hat Übergroße Sorgfalt geschadet.

„Abwiegen!“

Neuerlich wird Ballast abgegeben, bis auf ein
Pfund genau wird das Gewicht ausgeglichen. Wie ein
leichtes Zittern geht es durch den riesenhaften Schiffs-
körper, kaum wahrnehmbar erst hebt er sich gleichmäßig
von den Lagerböden empor. Er schwimmt in seinem
Element.

Alles ist an Bord.

„Ist da unten alles klar?“

Nur mit dem größten Stimmenaufwand vermag
der Kommandant sich in dem Höllenlärm mit dem
Offizier der Haltemannschaft zu verständigen. Der
hebt zur Bejahung die Hand. Nur des Kommandos
noch bedarf es, und die Tore öffnen sich und ent-
lassen den Kreuzer hinaus auf See.

Der Führer begibt sich nach vorn.

„Tore auf!“

Schriß schlägt der Maschinentelegraph an. Kom-
mando-Rufe. Der Tag schimmert herein.

Wenige Minuten darauf braust das erste Luft-
schiff mit äußerster Kraft davon. Eben auch hebt
sich „L 51“, dicht hinter ihm folgt „L 58“.

(Haldregoll) (2000) T 2000000

78, 219, 111, 111, 111

ENE : 12

Auf gleicher Höhe ungefähr sausen „L 51“, „L 150“ und „L 58“, die alle in einem Hafen beheimatet sind, dahin. geraume Zeit behalten sie sich in Sicht. Die Stimmung an Bord kann gar nicht besser sein. Sind doch alle Vorbedingungen zum glücklichen Gelingen heute gegeben. Übereinstimmend haben Wetterstation und meteorologische Beobachtungsstellen günstiges Wetter vorausgesagt. Die Luft ist kühl. Auch dieser Umstand fällt schwer ins Gewicht. Können die Magazine doch bedeutend mehr Munition aufnehmen.

Mehr und mehr tritt die heimatlche Küste zurück, bis sie wie ein bläulicher Nebelstreifen in der Ferne verschimmert. Unten rollen die weißgesäumten Wellen der Nordsee dahin. Schwere Rauchwolken kommen voraus in Sicht: die Flotte, die von einem Streifzuge heimkehrt. In geringer Höhe wird sie überflogen. Jede Person an Deck der Schiffe ist deutlich auszumachen. Überall winken sie; Signale werden ausgetauscht. An Backbord liegen die ostfriesischen Inseln.

Die Vorpostenboote gleiten unter den Luftkreuzern weg. Die Rinderspielzeug wiegen und schaukeln sie auf der leichtbewegten See. Dann verschwindet auch der letzte Schimmer von Borkum aus Sicht, und die weite grüne Flut liegt einsam unter den dahindrausenden Schiffen. Nichts ist am Horizont zu sehen. Die sonst so viel befahrene Route Kanal—Slagen ist dank den Maßnahmen, die England „zum Schutz und zur Wahrung der Rechte der kleinen Nationen“ getroffen hat, einsam und verödet. Ein Stück Wrackholz treibt unten vorbei, der runde, schwarze Körper einer Mine, die der letzte Sturm von ihrer Verankerung riß, taucht in einem Wellental auf.

Kein Segel, keine Rauchwolke.

Dunkler wird die grüne Fläche der See; nur die weißen Wellenkämme leuchten phosphoreszierend heraus. Oben aber in der Höhe ist es noch hell.

In der Mitte zwischen den Kameraden fliegt „L 150“, wenige Seemeilen von ihm entfernt nur schwebt „L 58“. Scharf hebt sich der lange hellgraue Körper vom klaren Himmel ab, ruhig, majestätisch

zieht er seine Bahn. Nicht tausend Meter sind sie hoch. „L 51“, der eine Zeitlang an Steuerbord auf gleicher Höhe gesteuert ist, schlägt jetzt nördlichen Kurs ein und kommt bald aus Sicht.

Die Kälte wird empfindlicher, der Wind macht sich bei der schnellen Fahrt allmählich unangenehm fühlbar. Trotz flanellesütteter Lederkleidung und dicker Filzstiefel dringt er bis auf die Haut durch. Das vermag aber der guten Stimmung wenig Abbruch zu tun.

Kapitänleutnant Körte, Kommandant E. M. „L 150“, unterhält sich, soweit es der Dienst, der da oben angespannteste Aufmerksamkeit erfordert, zuläßt, mit seinem Oberleutnant. Der soll zum erstenmal hinüber nach England. Tausend Fragen hat er, die ihm wichtig scheinen. Nur zu begreiflich ist die Erregung, mit der er der anbrechenden Nacht entgegensteht. Gern antwortet der Führer dem Kameraden. Alles, was ihm wissenswert scheint, und wovon der andre lernen kann, berichtet er: vom letzten Angriff, wie er das Land ansteuerte, den Hummer in Sicht bekam und wie er dann wirkte. Wie eine Bombe nach der anderen herunterhagelte, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag folgte.

Der leitende Ingenieur Ketterer soeben von einem Motorenraum in den anderen hinüber. Ein ohrenbetäubendes Geräusch erhebt sich in dem kurzen Augenblicke, wo die Tür sich öffnet, ein Dröhnen und Toben, daß die Stimme nicht mehr zum Ohr des dicht daneben Stehenden zu bringen vermag.

Nicht eine Sekunde läßt die Aufmerksamkeit nach. Raum ein Wort außer den knappen Befehlen ist nötig. Die Mannschaft ist fast eins mit ihrem Schiffe.

Es dunkelt mehr und mehr, auch der Kamerad von Backbord ist jetzt aus Sicht. Stunde um Stunde verirrt. Die Mannschaft greift zu den Proviantkörben. Gute kräftige Kost und ein Schluck dampfend heißen Tees, der wie neubelebend durch die Adern rinnt.

Voraus kommt eine Fischerflotte in Sicht. Weit auseinandergezogen liegen sie vor ihren Netzen. Zwanzig, dreißig Fahrzeuge sind durch die scharfen Nachtgläser

Nr.:

TAG:

auszumachen. Das Luftschiff nähert sich dem Südrande der Doggerbank. Hochsaison der Heringsfischerei. Freilich, so viel wie früher vor dem Krieg ist jetzt nicht mehr los. Die deutschen Logger fehlen, und auch von den Engländern geht die Mehrzahl wohl dem Kriegsgewerbe nach. Meist sind es Holländer, die da unten stehen. Immerhin heißt es doppelt vorsichtig sein. Nur zu oft sind auch einzelne Engländer unter ihnen. Tut die Admiralität doch alles, was in ihren Kräften steht, die Annäherung der deutschen Luftschiffe möglichst frühzeitig zu erfahren; jedes Mittel ist dabei heilig.

Die Vorpostenboote stehen im allgemeinen nicht so weit draußen. Die sogenannten „harmlosen“ Fischer nehmen ihnen dafür nur zu willig den Dienst ab und schlagen so für das geschäftstüchtige Albion zwei Fliegen mit einer Klappe. Nur zu rasch ist mit J. T. Nachricht gegeben:

„Feindliche Luftschiffe im Anmarsch!“

In weit ausholendem Bogen werden die Fischer umfahren, und weiter geht es westwärts in die versinkende Sonne hinein.

Voraus zeigt sich eine dünne Rauchwolke. — Der erste Epäher. —

„Hart Steuerbord!“

Dem heißt es ausweichen. Eine leichte Wolkenschicht hängt voraus über dem Luftschiff; sie bietet guten Schutz gegen Sicht. Die Höhensteuer werden gezogen, spielend gehorcht der Riese. Er hebt die Nase, steigt und klettert. Wenige Minuten nur, und schützend liegt die Wolke zwischen ihm und dem Feinde unten. Rasch wird abgedreht. Noch ist die Entfernung weit, aber selbst bis dahin könnte der Lärm der wirbelnden Luftschrauben dringen. Auch ein Loch in der Wolkenschicht kann zu unerwünscht frühzeitiger Entdeckung führen. Die Nacht ist da. Pechschwarz, dunkel, wie sie sich idealer der Führer nicht wünschen kann. Kein Stern, nicht der geringste Schimmer ringsum. Tiefe Dunkelheit, die alles zu verschlingen scheint. Mitten durch die Nacht zieht der Luftkreuzer. Auch er unsichtbar, eins mit der Hölle, die ihn umgibt. Kein Licht, alles

sorgsamst abgeblendet. Wie scharf auch Ausguck gehalten wird, wie gespannt die Nachgläser sich hinunter auf See richten, nichts zu sehen.

Die Zeit verrinnt. Bald muß die englische Kiste in Sicht kommen. Keine Ansteuerungsmarke steht denen oben zur Verfügung, nur nach dem Kompaß können sie fahren.

Da . . . ein heller Feuerschein sprüht unten auf. Eine Funkengarbe saust über das Wasser hin, wie ein Schwarm von Glühwürmchen, die der Wind verweht. Vorpostenboote. Da hat wohl ein Heizer unvorsichtig aufgefuehrt, und der Luftzug jagt nun verräterisch die Funken aus dem Schornstein empor.

Hat der Engländer den nahenden Feind erspäht?

Höher und höher steigt „L 150“. Selbst wenn er bemerkt wurde, hier oben können sie ihn nicht belangen.

Unten regt sich nichts.

Alles steht auf Manöverstation. Abwurfsvorrichtungen und Geschütze sind besetzt, gierige Blicke bohren sich in das Dunkel hinab. Wagt nicht im nächsten Augenblick heller Scheinwerferstrahl auf? Tönt nicht der dumpfe Knall der Abwehrgeschütze empor?

Nichts rührt und regt sich. Alles bleibt ruhig und still.

Elf Uhr nachts. Die Kiste muß in unmittelbarer Nähe sein. Fünf Minuten vergehen, zehn, die endlos scheinen. Sollte „L 150“ vom Kurse abgekommen sein? Ober stehen die Vorpostenboote so weit draußen?

Voraus wird es dunstig, oben kommen die Sterne durch. Doppelt angespannt ist der Ausguck. Näher und näher rückt die Dunstschicht heran, bis sie allmählich unmittelbar unter dem Kreuzer liegt.

Von Backbord flimmert ein heller leichter Schein heraus. Ein Band, ein silberschimmerndes leuchtendes Band: ein Flußlauf.

Halb unterdrückt, wie ein ersticktes Jauchzen, entföhrt es dem Oberleutnant, wie ein erleichterter Seufzer dem Führer. Sie sind da, gerade unter ihnen liegt — England!

TAGESPOST (Graz) (Mittagsblatt)

Nr.: 319

TAG: 17.11.1916, 1f.

Seefliegertod.

Fregattenleutnante Nicora und Kaba.

In rauher, unerbittlicher Art hat der Tod abermals zwei junge hoffnungsvolle Seeoffiziere aus den Reihen unserer unermüdetlich tätigen Seeflieger gerissen. In Ausübung ihres schweren, harten Dienstes starben am 6. d. die Fregattenleutnante Hely Nicora und Stanislaus Kaba den Tod fürs Vaterland. Die beiden jungen Fliegeroffiziere, die während ihrer Seeflieger-tätigkeit an äußerst zahlreichen Aktionen gegen befestigte Plätze Italiens teilgenommen hatten, waren ungefähr seit einem Jahre beim Seeflugwesen tätig und zeichneten sich wiederholt durch ihr schneidiges Verhalten aus.

Fregattenleutnant Hely Nicora, der im 22. Lebensjahre stand, war vor seiner Abkommandierung zum Flugdienste auf Torpedobootzerstörern eingeschifft. Den großen Angriff auf die italienische Küste am 24. Mai 1915 machte er an Bord S. M. S. „Scharfschütze“ mit. Der Zerstörer war damals in den engen Kanal von Porto Corfini bei Ravenna eingedrungen und säuberte dort mit verheerendem Feuer einen vollbesetzten Schützengraben. Als S. M. S. „Scharfschütze“ sich an die Zerstörung von Küstenbatterien machte, folgte ein kritischer Augenblick. Zwei Leute der Uferwache hatten, durch ein Schilderhaus halb gedeckt, den Kommandanten des Zerstörers Korvettenkapitän Nowotny auf Korn genommen. Die Kugeln piffen dicht an ihm vorbei. Lange Zeit wurde den beiden Schützen aber nicht gelassen. Fregattenleutnant Nicora, der damals noch die Charge eines Seeladetten bekleidete, streckte sie durch zwei Pistolenschüsse nieder. Der Zerstörer kam nach Vollendung seiner Mission ganz ohne Verlust und Schaden wieder heim. Die wädrere Tat brachte dem nun Dahingegangenen die Silberne Tapferkeitsmedaille erster Klasse. Für seine wädrere Haltung als Fliegeroffizier wurde er mit dem Signum laudis ausgezeichnet. Außerdem war er noch mit dem Goldenen Verdienstkreuz dekoriert worden. Diese Auszeichnung hatte er sich schon als Bgling durch Rettung eines Mannes vom Ertrinkungstode erworben.

Fregattenleutnant Kaba stand ebenfalls im 22. Lebensjahre. Er war ein ungemein sympathischer Seeoffizier. Sein sonniges Wesen machte ihn sowohl bei seinen Vorgesetzten, als auch Kameraden bald beliebt.

Die Mannschaft der Seeflugstation war ihm wegen seines leutseligen Wesens äußerst zugetan. Fregattenleutnant Kaba war lange Zeit als Seeladett auf S. M. S. „Novara“ eingeschifft, auf der er sich auch durch sein tapferes Verhalten während des großen Angriffes auf die italienische Küste am 24. Mai 1915 die Silberne Tapferkeitsmedaille erworben hatte. Für seine Fliegertätigkeit wurde er durch das Signum laudis ausgezeichnet.

Das Leichenbegängnis der toten Fliegerhelden fand Mittwoch den 8. d. statt. Daran nahmen nicht nur alle dienstfreien Fliegerkameraden und die Bemannungen der Seeflugstationen teil, sondern auch Großadmiral Haus mit Stabschef Konteradmiral Rodler, Hafenkommandant Admiral von Chmelarz mit seinem Adlatus Vizeadmiral Chiari und eine stattliche Anzahl von Admiralen, See- und Heeresoffizieren, sowie die Spitzen der politischen Behörden. Dem Sarge Fregattenleutnant Nicoras folgten auch seine tieftrauernde Mutter und seine Geschwister. Während der Einsegnung zog ein Seeflieger seine Kreise. Fregattenleutnant Nicora wurde auf dem Marinefriedhof in Pola begraben, die Leiche des Fregattenleutnants Kaba in Prag, wohin sie nach der Einsegnung übergeführt wurde.

Eduard Reichel.

Der Durchbruch in die malachische Ebene.

Der Vormarsch im Altal.

Von unserem Kriegsberichterstatter.

Vom Kriegspressquartier genehmigt.

Kriegspressquartier, 21. November.

Standort einer k. u. k. Gebirgsbrigade
im Altal, 18. November.

Ein eisiger Wind weht über das Goziagebirge. Der Fluß treibt dunkle Fluten durch das von Felsen gesäumte Tal. Auf den Hängen, die über dem Kessel aufsteigen, lastet Schnee. Schmale, in mühsamer Arbeit ausgegetene Pfade ziehen sich dazwischen von der Passstraße zu den Gebirgsflanken hinauf. Ununterbrochen klettern auf ihnen Kolonnen in die Berge hinein. Fröhlich stapfen braune Bosniaken hinter ihren Tragtieren einher. Schwere wuchtigen Schrittes schreiten Leute aus den bairischen Alpen hochbepackt die steilen Stelze hinan, den Kameraden, die bei 10 Grad Kälte in 1700 Meter Höhe in schweren Kämpfen stehen, Verpflegung zu bringen. Unten auf der Straße aber ist wieder der bröhnende Lärm des Vormarsches. Tag für Tag geht es vorwärts; zwar leisten die Rumänen in dem zerrissenen wildzerklüfteten Gelände heftigen Widerstand, aber mehr und mehr Boden geht ihnen verloren. In den letzten Wochen hat ihnen das deutsche Korps mit seinen deutschen und österreichisch-ungarischen Verbänden im energischen zähen Fortschreiten die Gebirgsmassive im Gebiet des Alt entzissen und während ich diese Zeilen niederschreibe, meldet das Brigadetelephon unaufhörlich neue Fortschritte. Gestern wurde Calimesti erreicht, heute der Cotruabschnitt bei Golgotreni und eben nähert sich eine Abteilung dem Badeort Calimani.

Als das Korps in die Kämpfe eintrat, die zu dem Vormarsch im Altal geführt haben, stand es am Grenzkamm von Bördstoron. Die Rumänen hielten die Höhenzüge des Fogaraser Gebirges. Dieses hat fast alpinen Charakter und das Korps sah sich daher vor eine schwere Aufgabe gestellt, als ihm der Befehl wurde, die Altstraße zu öffnen. Diese zieht sich in Fortsetzung des Rotenturmpasses durch das Talbecken Levisi und das Goziabesslee. Am Abstieg des Claiul Buitului nach Caineni trifft die Straße mit dem Persianerpaß zusammen, der in südöstlicher Richtung um das Goziamassiv gegen Curtea de Arges führt. Weiter südlich nimmt der Alt von Westen her den Lokru auf. Die Truppen des Generalleutnants Kraft hatten, als sie den Angriff in dieses wilde Gebirgsland trugen, der einerseits den Durchbruch nach Süden erzwingen, andererseits den rumänischen Druck gegen Campulung abschwächen sollte, nicht nur eine von der Natur im hohen Maße begünstigte Front vor sich, sondern auch ein viele Kilometer tief verbläffend stark ausgebautes Verteidigungssystem.

Durch viele Erkundungen, an denen Generalleutnant Kraft persönlich regen Anteil genommen hatte,

war festgestellt worden, daß die rumänische Linie etwa bis zu dem 2251 Meter hohen Grenzberg Surul geschlossen war, dann östlich davon im Gebiet der steilen versetzten Moscovilscharte, die für Truppen als unpassierbar angesehen werden mußte, zu einem dünneren Sicherungsschleier wurde. Aber der Unwegsamkeit dieser selbst an geübte Bergsteiger höchste Anforderungen stellenden Felskämme zum Trotz wurde hier der Stoß angelegt. Während westlich des Alt ein Frontalangriff starke rumänische Kräfte band, erklimmte eine österreichisch-ungarische Gebirgsbrigade unter Führung ihres Brigadiers auf hatsbrecherischem Viehpfad die 2177 Meter hohe Scharie. Nach deren Überschreitung hatte sie weiter nach Süden zu stoßen, während deutsche Truppen bei dem Aufstieg folgten und jenseits des Südhanges nach Westen einschwenken sollten, um den Gegner in Flanke und Rücken zu fassen. Besondere Vorkehrungen waren für den Nachschub zu treffen. Etwa 12.000 Mann mußten über die Scharie versorgt werden, deren Erklimmung unter den günstigsten Umständen acht Stunden beansprucht.

Am ersten Tag ging alles ausgezeichnet. Die k. u. k. Gebirgsbrigade erreichte südlich der Scharie schon am Abend den Comaruitoul und hatte nun einen sehr stark besetzten, spizen, 2000 Meter hoch aufragenden Berg vor sich: die Fata santalului. Zwei bosnische Jägerbataillone nahmen sie in Besitz. Nun aber trat ein jäher Wettersturz ein. Über Nacht sank die Temperatur auf 15 Grad Kälte, dichtestes Schneegestöber nahm jede Sicht und ein Sturm brach los, der jeden Menschen in die Tiefe riß, der sich unterfang, in der Scharie aufrecht zu stehen. Die Fata santalului wurde in einem mörderischen Ringen wieder geräumt. Tragtiere konnten nicht mehr über die Scharie gebracht werden, da sehr viele Tiere abstürzten. An ihrer Stelle mußte Mannschaft die Verpflegung auf dem gefährlichen, schweren Weg vorwärts schaffen. Der Kampf aber ging weiter. Der verlorene Berg wurde von einem bairischen Jägerbataillon neuerdings erstürmt und im Handgemenge behauptet. Dieses zähe Durchhalten war von Erfolg gekrönt: der Gegner sah sich in der Flanke bedroht, haute aus und ging auf die nächste Niegelfestung zurück.

Am 12. November hatte die k. u. k. Brigade im kräftigen Druck nach Süden den Angriff auf den linken Flügel über den Monte fruntu bis an die Persianerstraße vorgetragen. Die Wetterunbilden und das Stoden des Nachschubes hatten die Tapferen nicht vom unaufhaltsamen Vorstoßen abzuhalten vermocht. In breitem Abstand von den anderen Verbänden zogen sie den beschlenen Weg in die Flanke der Rumänen fort und stiegen gegen Salatruci hinunter. Da riß plötzlich die Verbindung mit der nachfolgenden Truppe, die in den Felsen vom Schneesturm gefaßt, sich nur mühselig vorwärtstasten konnte. Der Feind erkannte die gefährliche Lage der Brigade und griff wütend mit starken,

von Curtea d'Arges herangeworfenen Verstärkungen an. In Front und Flanke und Rücken der I. u. I. Bataillone tauchten Rumänen auf, doch die Brigade wehrte sich, trotzdem sie beinahe umzingelt war, aufs äußerste lange Stunden, die den Leuten wie Tage schienen, kämpften sie jeden Ansturm nieder. Endlich gelang es einer deutschen Brigade heranzukommen und mit einem Jägerbataillon Luft zu schaffen. Die Gebirgsbrigade wurde näher herangezogen und damit die dauernde Verbindung wieder hergestellt.

Die schweren Kämpfe dauerten fort. Auf dem Westufer des Alt hielten sich die Rumänen noch auf den sehr starken Bergköpfen Pietrasa, Plevorita, Rigloul. Die Führung des Korps beschloß daher, erst einmal mit ganzer Kraft eine Entscheidung auf dem Ostufer zu sichern und dadurch auch auf den jenseitigen Verteidigungsgürtel einzuwirken. Nach dem endgültigen Verlust des Fatafantulului ilie hatte sich der Feind auf seinen nächsten Stützpunkt südlich und südöstlich Caineni zurückgezogen, der seine Hauptstützen in der Mormonta und der Stara Janovaga hatte. Dieses Gebiet ist für einen Angriff außerordentlich schwer. Rücken lehnt sich an Rücken, zu tief eingeschnittenen Schluchten fallen sie ab. Jeder dieser Berge war ein System stark ausgebaute Befestigungen. Dem Bemühen, die Rumänen hier zu werfen, kam aber der Umstand zufluten, daß es schon vorher gelungen war, sie aus dem gefährlichen Loch von Caineni, einem engen, von Felsen eingeschlossenen Hals, herauszudrücken. Dadurch war die Möglichkeit gegeben, eine Umfassungsbewegung gegen die Mormonta durch das Vojaatal anzusetzen. Hannoveranische und mecklenburgische Jäger wurden zu diesem Unternehmen befohlen. Sie kamen auch wirklich auf den stark gegliederten steilen Berg hinauf, warfen einen Gegenangriff über den Haufen und setzten sich in den feindlichen Stellungen fest. Mit unsäglich Mühe wurden Geschütze nachgezogen und sofort der Kampf gegen die nächsten Stützpunkte, die Stana Janovaga und den Omul de piatra, weitergetragen. In diesen beiden schon im Frieden ausgebauten Klüften sahen die Rumänen wohl ihre Hauptstellung, aber auch sie fielen rasch hintereinander. Artillerie zertrümmerte die Deckungen und ebnete der Infanterie den Weg zu den Höhen. Von Norden vom Calugarn her ging das bayerische Leibregiment . . . vor, von Westen gingen die die Mormonta herabgestiegenen Jäger an. Mittlerweile nahmen zwei andere bayerische Regimenter in prachtvollem Anlauf von Robesti her den Casbunaru, der den Winkel zwischen Altal und Perisanerpaß bildet, und rückten in die Gegend von Bolsoara vor. Der Weg zum Becken von Titesti war frei.

Unermüdet wurde weitergerungen. Auf den Höhen östlich von Titesti schoben sich Infanteriekolonnen weiter nach Süden, stürmten den Monte muglele und den Monte sarte und drehten dann abermals nach Westen in die rumänische Flanke, um das Becken südlich Perisani abzuschneiden. Es kam zu einem Debacle, das dem Korps 1000 Gefangene brachte.

Während die Rumänen nun gegen ihre nächste Linie bei Sardoiu—Vojana zurückgingen, setzte abermals

ein auf ihre Flanke zielender Stoß ein. Es handelte sich darum, die Sperre zu beseitigen und damit das Becken von Vojana zu öffnen. Die Schlüsselstellung der Rumänen in diesem Raum war die Pojana spinului, die in einer Höhe von 1671 Meter an der Straße aufragt. Die starke Anlage dieses Stützpunktes machte eine umfassende Erkundung notwendig. Hierbei fand Prinz Heinrich von Bayern den Heldentod. Während sich der Angriff vorbereitete, versuchte der Gegner auf seinem rechten Flügel eine Gegenaktion. Bei Curtea d'Arges hatte er wiederum Reserven gesammelt und diese stürzten sich nun auf den linken Flügel des Korps, um diesen aufzurollen. Aber so tapfer der Stoß ausgeführt war, er zerfiel am Südfuß des Fruntu.

Dagegen hatte der Sturm auf die Pojana spinului vollen Erfolg. Und nun stand das Korps vor dem letzten großen Querriegel, dem riesigen Felsenmassiv der Cozia. Aber diese war schon bewältigt, ehe der Feind Zeit hatte, sich zur Verteidigung gründlich einzurichten. Kleine Abteilungen erkletterten noch vor den zurückgehenden rumänischen Regimentern die Felsen, vertrieben die Feldwachen und klammerten sich fest, bis stärkere Truppenteile nachgelassen waren. So waren nun alle wichtigen Höhen auf dem Ostufer des Alt besetzt.

Noch wurde das Tal südöstlich von Vojana gefäubert und Salatrucu besetzt. Artillerie bearbeitete den Rücken des Rigloul, Landstürmer nahmen ihn in Besitz. Das war für die Rumänen das Zeichen zum schleunigen Rückmarsch. In einem Zug nahmen sie ihre Truppen bis auf die Höhe südlich des Voiru zurück. Die Front war jetzt auf beiden Ufern etwa auf gleicher Höhe. Sofort wurden wieder Kräfte auf das Ostufer hinübergezogen mit der Absicht, um das Coziamassiv herum gegen Callimaneski vorzugehen und die letzte Enge des Alt zu überwinden. Durch Feuerüberfall auf die dem Eingang zum Defilee vorgelagerte Torfica und gleichzeitige Umgehung der diese verteidigenden rumänischen Abteilung wurde die Aufgabe am 17. November überraschend schnell und ohne jeden Verlust gelöst. Am gleichen Tage wurde in Anwesenheit des ungarischen Ministerpräsidenten Grafen Tisa am Gefechtsortpunkt des Korps bei Salatrucu ein weiterer bedeutender Erfolg errungen.

In diesen Kämpfen hat das deutsche Korps seit dem 1. November über 7000 Gefangene gemacht, 16 Geschütze, 31 Maschinengewehre erbeutet. Die blutigen Verluste des Gegners sind ganz außerordentlich hoch. Das erste rumänische Armeekorps wurde dabei bezwungen, daß es gegenwärtig nicht mehr kampffähig ist. An seine Stelle wurde das vorher bei Dornawatra stehende und durch Russen ersetzte vierte Korps eingesetzt. Aber auch dessen Truppen haben schon schwere Einbußen erlitten.

Eugen Vennhoff.

ZANTHED, Cash

Fliegerkämpfe in der südlichen Adria.

Von unserem Kriegsberichterstatter,
(Telegramme der „Tagespost“.)

Dur, Mitte November.

In den bisherigen Luftkämpfen in der südlichen Adria haben die I. u. I. Land- und Seeflieger eine entscheidende Überlegenheit errungen und die Italiener in die Verteidigung gedrängt. Die italienischen Fliegergeschwader von Balona, an Zahl und Kampfkraft vielfach überlegen, beschränken sich seit acht Wochen auf kurze Erkundungsflüge über der Bojusa, nur hier und da erreichen ihre Seeflieger Dur (Durazzo) und werfen in Mondnächten Bomben ab, die noch kein einzigesmal Schaden angerichtet haben. Wiederholt wurde auch Fieri mit Bomben belegt. Ein jeder Flug der Italiener nach Durazzo hat unseren Land- und Seefliegern den Abschluß italienischer Flugzeuge ermöglicht und nach dem Verlust von sieben Apparaten kommen sie nicht mehr. Beim letzten Angriff erlag das von Capitano Peschi geführte Flugzeug des Kommandanten der Fliegerflotte in Balona, die Insassen landeten — tot. Die Photographien des Grabes in Fieri wurden über Balona abgeworfen. Es ist auch bekannt, wie ein Seeladett einen italienischen Kampfflieger „Caproni“ inmitten des Adriameeres einholte, abschoss und die verwundeten Insassen auf dem eigenen Flugzeug heimbrachte. Brindisi und Balona werden öfter angegriffen, auch Angriffe auf feindliche Bewachungsdampfer nördlich der Straße von Otranto sind nicht selten, wobei in einer einzigen Aktion italienische Bewachungsdampfer durch Fliegerbomben versenkt wurden. Die Flüge nach Brindisi von der Hauptbasis in der Südadria erfordern mindestens fünf Stunden Flugzeit, nach Balona etwas weniger. In großen Geschwadern ziehen die I. u. I. Seeflugzeuge auf einmal oder in Zwischenräumen südwärts, um nachts Balona anzugreifen. Die Insel Saseno vor Balona ist mit italienischen Abwehrbatterien und starken Scheinwerfern dicht besetzt, ebenso die Landhöhen der Hafencucht. In den zwanzig Minuten eines Fluges über die Insel, den Hafen und die Stadt springen zweihundert Schrapnells das Flugzeug an, doch wurde noch keines abgeschossen. Die Bombenwirkung in Balona war sehr ausgiebig. Die Hafenanlagen, kleine Dampftender und viele Häuser wurden vernichtet. Im Hafen liegt stets eine ganze Flotte von Kriegsschiffen aller Größen. Die Transportdampfer nehmen ihren Weg hinter der Schutzlinie der Wachtschiffe stets in Begleitung von Torpedofahrzeugen, während die Flieger nach unseren Unterseebooten ausschauen.

Die Versenkung des Unterseebootes „Foucault“.

In einem Flugzeughafen traf ich den kleinen blonden Fregattenleutnant, der das französische Unterseeboot „Foucault“ versenkt und die ganze Besatzung gerettet hat. Fregattenleutnant Zelezny war mit einem großen Geschwader nach Balona geflogen, wo zwanzig schwere Bomben abgeworfen wurden. Auf dem Rückfluge bemerkte ein Kamerad ein größeres

Unterseeboot mit südwestlichem Kurs, offenbar ein feindliches Boot auf der Rückfahrt von der Bucht von Cattaro. Unser Geschwader landete im Ausgangshafen, erhielt die Bestätigung, daß es sich um einen Feind handeln müsse, nahm neue Bomben an Bord und flog auf und auseinander, um es einzuholen. Das von Fregattenleutnant Zelezny geleitete Flugzeug war der glückliche Finder. Ahnungslos setzte das feindliche U-Boot die Unterwasserfahrt fort, indessen das Flugzeug auf zweihundert Meter sank und Beobachter Fregattenleutnant Freiherr von Klimburg die ersten zwei Bomben zielte. Zwei folgende warf Zelezny, fast auf Wellenhöhe heruntergehend und alle traf. Das U-Boot versank und kein Luftbläschen verriet, ob es led geworden war. Nach langem Warten tauchte es schwerfällig wie ein harpunierter Wal wieder auf, der Turm öffnete sich und einige tapfere Franzosen versuchten durch Eröffnung des Feuers das siegreiche Flugzeug zu verjagen. Plötzlich sah man die ganze

Bemannung, fünfzehn Mann und Offiziere, an Deck kommen und ins Wasser springen. Unmittelbar darauf versank das U-Boot, es war „Foucault“. Zelezny ging nieder und nahm die Schiffbrüchigen auf. Dicht gedrängt kauerten vierzehn Menschen auf dem Rumpf und den Tragflächen des stiegenden Motorbootes, das in langsamer Fahrt dem Heimathafen zusteuerte. Ein Franzose, ein Offizier, würgerte sich, auf dem Flugzeug Platz zu nehmen und blieb — es war am 15. September recht kalt — eine halbe Stunde ohne Kleider schwimmend im Wasser, bis ihn ein I. u. I. Torpedoboot aufspürte. Die „Foucault“ war infolge der Bombentreffer mit vollständiger Maschinenavarie in sechzig Meter Meerestiefe versunken. Nur auf vierzig Meter Tiefgang berechnet, verstand es die Besatzung dennoch, es durch Auspressen aller Luftbehälter noch einmal an die Oberfläche zu bringen. Die Italiener hätten in gleicher Lage das Fahrzeug übergeben, die Franzosen versenkten es auch auf die Gefahr hin, nicht gerettet zu werden. Nun ruht das U-Boot für immer auf tiefstem Meeresboden.

Bukarest — gefallen!

Meldung des österreichisch-ungarischen Generalstabes.

Wien, 6. Dezember. Amtlich wird ver-
lautbart:

Bukarest und Ploesti sind genommen.

Der Stellvertreter des Chefs des Generalstabes:
von Hüfer, Feldmarschalleutnant.

Die Meldung des deutschen Hauptquartiers.

Siegesjubiläum im Deutschen Reich.

B. B. Berlin, 6. Dezember. Das Wolffsbureau meldet:

Bukarest ist genommen.

Der Kaiser hat aus diesem Anlasse in Preußen und Elsaß-Lothringen am 6. Dezember 1916 Salutsschießen, Flaggen und Kirchengeläute angeordnet.

Der Fall Bukarests.

Militärische Erwägungen zu den Generalstabsberichten.

Wien, 6. Dezember.

Die Operationen um Bukarest reiften gestern zur Entscheidung. Alle Bemühungen der von der Dobrubtschafront eiligst herangebrachten starken russischen Kräfte, über den untersten Argesul vorzudringen und die Donauarmee neuerdings zurückzudrücken, scheiterten an dem heldenmütigen bulgarisch-türkischen Widerstand, der in der Linie Oltenita—Budești alle Angriffe des Feindes zum Scheitern brachte.

Die Hauptmasse der Donauarmee drang gestern wieder über den Argesul gegen die Südwest- und Westfront der Festung vor und begann mit schweren Geschützen die Beschießung der Außenwerke. An der Nordwestfront der Festung schob sich eine besondere Gruppe näher heran, die gleichfalls Gelegenheit hatte, den Geschützkampf gegen die Befestigungen zu eröffnen.

Die Entscheidung fiel durch das rasche Vordringen der Armee Falkenhayn, die mit Vortruppen schon gestern die Eisenbahn Bukarest—Ploesti erreichte und damit die Frage dringlich erscheinen ließ, ob die Hauptstadt Rumäniens verteidigt oder geräumt werden

soll, denn das Vorgehen der Armee Falkenhayn bedrohte Bukarest auch mit der Isolierung an der Nordfront. In weiterer Folge mußten auch die im oberen Prahovatal stehenden geliebten rumänischen Kräfte vor Sinaita den Rückzug antreten, und es ist wenig wahrscheinlich, daß es der Mehrzahl derselben gelingen werde, sich noch in Sicherheit zu bringen.

Mit der Preisgabe von Bukarest fällt die größte Festung Rumäniens, der wichtigste Kommunikationsknoten und bedeutendstes Kriegsmaterial, das infolge Zerstörung rückwärtiger Eisenbahnlinien durch unsere Kavallerie und Flieger nicht mehr zurückgeschafft werden konnte, in die Hände der Sieger. Die Räumung von Bukarest läßt aber auch ersehen, daß der Gegner die Walachei gänzlich preisgibt und sich ansieht, in der Moldau den Feldzug, der für ihn bisher so unglücklich verlief, fortzusetzen. Versuche des Feindes, sich an der Jalomita neuerdings festzusetzen, können, da die Verbündeten bereits vor Ploesti stehen, keine Aussicht auf Erfolg haben.

An der Ostfront von Siebenbürgen und in den Karpaten hielt sich Erfolg und Mißerfolg gestern die Waage. Dem russischen Raumgewinn steht die Eroberung einer wichtigen rumänischen Position durch unsere Truppen gegenüber. Jedenfalls sind alle Maßregeln getroffen, um den Erfolg der Russen zu lokalisieren.

z. Bern, 6. Dezember. „Times“ veröffentlichten einen Artikel, daß in Rumänien Stimmen laut werden, die den Bierverband anklagen, Rumänien in den Krieg gerissen zu haben. Dagegen wird festgestellt, daß Rumänien für die Entente nur Unannehmlichkeiten brachte. Es fehlt Rumänien an der Fähigkeit des Widerstandes. Rumänien habe ein solches Beispiel an Unvorbereitetheit und Schwäche gegeben, das einzig in der Geschichte des Krieges dasteht.

Nr.:

TAG: 12. 1916

Einzug in Bukarest.

Eine Freudenbotschaft aus dem Südosten: Bukarest, die Hauptstadt des treulosen Rumänien, ist genommen und damit der wichtigste Teil des rumänischen Feldzuges abgeschlossen. Es fügt sich glücklich, daß diese Siegesnachricht in dem Augenblick die Welt durchweilt, da sich im Westen, in England, eine starke Umwälzung vollzieht. Der Eindruck wird um so tiefer und nachhaltiger sein, weil die Botschaft das politisch-diplomatische Schlachtfeld ebenfalls scharf beleuchtet. Rumäniens Hauptstadt in den Händen der verbündeten bulgarisch-deutsch-türkisch-österreichisch-ungarischen Armee! Ein tiefes Gefühl der Befriedigung für alle, besonders aber für die, die am Balkan selbst die Tücke dieses Staates schon früher verspürt haben.

Dem Freudegefühl steht der niederschlagende Eindruck zunächst auf die noch aktionsfähige rumänische und die ihr zu Hilfe geeilte russische Armee im krassen Gegensatz gegenüber. Der strategische Erfolg ist bedeutend, der politische fast noch stärker. Endlich kommt auch die wirtschaftliche Frage in Betracht. Nach dem Tempo, in dem die verbündeten Armeen vorgehen, wird bald ein großer Teil der Bodenschätze Rumäniens in ihrer Hand und damit die schwerste Gefahr des kommenden Frühjahres beseitigt sein.

Der Feldzug der Armee Falkenhayn in der Walachei.

Von unserem zum südöstlichen Kriegsschauplatz
entsandten Sonderberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch
auszugsweise, verboten.

Deutsches Kriegspressequartier Südost, 19. Dezember.

Die Ereignisse sind nunmehr so weit gediehen, daß es möglich ist, über den nun hinter uns liegenden Kriegsschnitt der Säuberung der Walachei von den Rumänen und der Einnahme der Hauptstadt des Feindes ein einigermaßen zusammenhängendes Bild zu geben. Die rumänische Armee als selbständige Truppe hat aufgehört zu bestehen. Soweit Rumänen noch gegen uns fechten, sind sie in russischen Truppenteilen aufgegangen, will sagen russischen Führern — zur Verwendung gemischt mit deren Truppen — zugeteilt. Bukarest ist genommen. Der Feind ist bis an den Buzeu-Abschnitt und den des Calmatuius zurückgedrängt; die Schwierigkeiten unseres Vorbringens bis dorthin bestanden seit dem Fall Bukarests in der Hauptsache in bodenlosen Wegen und gesprengten Brücken. Den Jalomita-Abschnitt hat der Gegner auf seinem beschleunigten Rückzug uns fast ohne Widerstand überlassen; die Mitwirkung der Russen an der Verteidigung Rumäniens ist für uns einstweilen im Wesentlichen nur durch ihre den Rumänen überlegene Technik der Sprengungen für uns fühlbar geworden. Den Buzeu, einen Nebenfluß des Sereth, hat die Armee bereits hinter sich. In der letzten Zeit wurden noch immer täglich Tausende von Gefangenen eingebracht; und in der Zeit vom 1. bis 10. Dezember waren ihrer bereits 60.000 mit 125 Geschützen und 115 Maschinengewehren die Beute Falkenhayns geworden. Die Frage, wie die Beute unterzubringen und fortzuschaffen sind, ist nicht die geringste Sorge des Oberkommandos. Neulich transportierten 40 Landsturmeute durch Pitesti nicht weniger wie 6000 Mann. Ein Mann Bewachung auf 150 Gefangene: das ist natürlich viel zu wenig, doch läßt es sich zur Zeit gelegentlich nicht anders machen. Der Ruhm des Generals Berthelot und seiner Generalfüßler, die Paris nach der Siebenbürger Katastrophe dem jüngsten Högigen des Vierverbandes zu Hilfe geschickt hatte, ist schnell verblaßt. Es werden nicht die schlechtesten gewesen sein, aber die Joffre verfügte. In Rücksicht hierauf bedeuten die Eroberung der Walachei und der Fall Bukarests ganz unmittelbar zugleich eine schwere Niederlage französischer Kriegskunst. Nach der Berthelot'schen Leistung in der Walachei werden der russische Oberbefehlshaber und sein Generalstab die Kriegsführung in der Moldau wohl lieber in eigene Regie genommen haben. Sei dem, wie ihm sei: wir können auch das abwarten.

Es ist eine Freude, ruhige und ihrer ganzen Erziehung und Natur nach weit mehr zu Kritik und

Strepis als zu begeisterter Bewunderung der Leistung anderer neigende Generalstabsoffiziere von all dem reden zu hören. Wie ein Ungewitter sind die deutschen Truppen mit ihren Verbündeten über die Walachei dahingebraust. Wie war es im Einzelnen?

Am 8. Oktober wurde die Schlacht von Kronstadt geschlagen. Der Rest des Monats gehörte den sehr schwierigen Paßkämpfen. Bis Ende Oktober hatte sich die Lage soweit geklärt, daß der Oberbefehlshaber zu einem entscheidenden Entschluß kommen konnte. Zur Durchführung seiner Absicht waren Verstärkungen in mächtiger Höhe bei ihm eingetroffen.

Die Armee bestand damals aus zwei Hauptgruppen: einer Hauptgruppe unter den Generälen v. Morgen und v. Stabs, deren Befehlsabschnitt die Kronstädter Pässe, also von Süden nach Norden, der Lörsburger Paß, der Paß von Predeal, der Altschanz- und der Bodza-Paß bildeten, und einer Subgruppe unter General Kraft von Delmenstingen am Roten Turm-Paß südlich von Hermannstadt. Dazu kamen zwei Nebengruppen, nämlich die des Generals v. Kneufel, zu der beträchtliche Kavallerie gehörte, — sie schlug sich mit wechselndem Erfolg noch weiter südlich, vom Dulkan- und Szurdul-Paß aus mit dem Gegner herum — und schließlich die Gruppe des ungarischen Obersten Szivo, die von der rechten Flanke Kneufels an bis zur Donau hinunter die Rumänen in Schach hielt. Der Gegner war der Zahl nach an allen diesen Punkten unseren Truppen, die erwähnten, Ende Oktober eintreffenden Verstärkungen einbegriffen, überlegen, und zwar zum Teil beträchtlich.

Für den geplanten Vorstoß in die rumänische Ebene und den Vormarsch auf Bukarest standen hiernach, wenn man Dulkan- und Szurdul-Paß bei ihrer unmittelbaren Nachbarschaft als einen rechnet, im ganzen sechs Gebirgsübergänge zur Verfügung. Ihren Eingang hatten wir in der Hand, den Ausgang verteidigte der Gegner, in der Mitte wurde gekämpft. Dies ist das Schema, wenn wir auch eigentlich über die Mitte überall hinaus waren. Ihr Charakter als Hochgebirgsstraßen und die Unzugänglichkeit der Berge ringsum sind dem Leser zur Genüge bekannt. Die wichtigsten waren ohne Zweifel der Rote Turm-Paß mit der Bahn von Hermannstadt nach Craiova und der Paß von Predeal mit der Bahn von Kronstadt nach Bukarest. Von ihnen wieder kam der Paß von Predeal als der nächste Weg zur feindlichen Hauptstadt ganz naturgemäß in erster Linie für unseren Hauptstoß in Betracht. Der Gegner hatte denn auch hier seine stärksten Kräfte zusammengezogen.

Die Entscheidung, die zu treffen war, war ohne Zweifel sehr schwierig. Eigentlich wäre ja zu erwägen gewesen, ob ein Paßunternehmen, wie es hier in Frage kam, in Anbetracht der vorgeschrittenen Jahreszeit über-

haupt noch gewagt werden könne. Mit dem bloßen Sturmangriff auf den Feind in der engen Passstraße war nichts zu machen, man möchte Artillerie einsetzen, so viel man wollte. Überall lagen uncinnehmbare Felsen und Schluchten, die kein Artilleriegeschöß der West erreichte, die aber der Infanterie des Feindes und seinen Maschinengewehren vortreffliche Stützen boten. Durch den Paß selbst vordringende Massen dagegen gaben dem Feind ein nahezu sicheres Artillerieziel. Ich habe diese Verhältnisse, ohne damals darüber schreiben zu dürfen, insbesondere im Kampfe um Campolung am Törzburger Paß zu studieren Gelegenheit gehabt. Unsere Truppen waren bis Dragostanele vorgebrungen; die Ede, die die Straße südlich davon auf Campolung zu zeigt, wird beherrscht von drei starken natürlichen Sperrforts von Schneefoppen-Höhe, insbesondere dem Mathias mit seinen Schluchten, die für keinen Steilschuß erreichbar sind; es war eine unmögliche Sache. Bei Umpgebungsbewegungen im benachbarten Hochgebirge waren an sämtlichen Straßen Kuppen dieser Art, ja solche bis zu 2000 Meter Höhe zu überwinden. Die Truppen hatten dort schon vorher gehörig leiden müssen: schwere Erkältungen, ebensolche Frost-, sogar Todesfälle durch Erfrieren spielten eine böse Rolle; auch Rauchvergiftungen kamen am Lagerfeuer nicht selten vor. Der Abtransport von Kranken und Verwundeten, die Verpflegung der Truppe, der Munitionersatz waren Probleme höchst kniffliger Art. Wie sollte es werden, wenn der Winter erst richtig einsetzte? Doch alle Schwierigkeiten dieser Art konnten nicht in Betracht kommen. Der Angriff mußte nun einmal gemacht werden. Das „Wie“ kam daher erst in zweiter Linie in Betracht. In erster stand zunächst das „Wo“.

Adolf Zimmermann.

Mull, Karl
RUEMEN, Rudolf
WEBER, Viktor

Das abgelaufene Jahr in den l. u. l. Militär- Generalgouvernements.

Außerungen der Militärgeneralgouverneure.

FM. Karl Kut (Lublin).

„Unseren tapferen Truppen, die die Russen vor sich her trieben, folgte sofort die militärische Verwaltung des Landes, die sich auch in dem Maße ausbreitete, als immer größere Landestrecken dem Feinde entziffen worden waren. Die letzte Angliederung erfolgte im Juli 1916, in dem die Kreise Cholm, Grubieszow und Tomaszow der Militärverwaltung übergeben wurden. Dies war aber gleichzeitig ein Akt von höchster politischer Wichtigkeit, weil gerade diese drei Kreise von den Russen im Jahre 1912 von Polen abgetrennt worden waren, in der willkürlichen Annahme, daß die dortigen Einwohner zum größten Teile russisch wären; jetzt sind diese Kreise dem Lande Polen wiedergegeben.“

Die Verwaltung fand schwere Aufgaben vor, es waren die mannigfachen Kriegsschäden zu beheben,

was die umfassendsten Vorkehrungen bedingte. Die wirtschaftlichen Verhältnisse des Landes waren schon durch den Krieg sehr gestört, es mußten aber der gesamte Verkehr und der Handel auch in neue Richtungen gelenkt werden, welche Anpassung auch einer wirtschaftlich elastischeren Bevölkerung Schwierigkeiten hätte bereiten müssen. Dazu fehlte es im Lande für alle Zwecke der Verwaltung, mit Ausnahme des Feuerwehrendienstes, an geeigneten Persönlichkeiten, weil die Russen grundsätzlich nach Polen nur russische Beamte entsendet hatten, während die Polen selber von jedem öffentlichen Amte ausgeschlossen waren. Die hiesige Bevölkerung war seit über hundert Jahren des Rechtes beraubt, in eigenen Angelegenheiten mitzusprechen, ohne öffentliche polnische Schulen, so daß der größte Teil der Landbevölkerung und der jüdischen Stadtbevölkerung des Lesens und des Schreibens unkundig ist, ohne Organisation der größeren und kleineren Städte, dabei ohne freien Ausbild in die kommende Zukunft; da darf es nicht Wunder nehmen, daß die Meinungen des Volkes hinsichtlich der Zulässigkeit an der Mitarbeit an dem eigenen Geschick sehr geteilt waren.

Dieser hangen Unsicherheit wurde durch die Proklamation vom 5. November 1916 ein Ende gemacht, indem damals von den zwei Kaisern versprochen wurde, daß Polen nach dem Kriege ein selbständiges konstitutionelles Königreich bilden werde. Durch diesen freiwilligen Akt kaiserlicher Hoherherzigkeit, der in der Geschichte aller Zeiten nichts Gleiches findet, war den Polen ihre eigene nationale Entwicklung gesichert. Man geht jetzt daran, die Teilnahme der Bevölkerung an der Organisation des Landes in weitestem Umfange zu fördern. Schon bisher sind Staatsautonomien gebildet, Schulräte einberufen und die Hilfsausschüsse für die Approvisionnement der Bevölkerung herangezogen, aber der größte Schritt wurde durch die Bildung des Staatsrates gemacht. Der Staatsrat, der demnächst

in Warschau zusammentreten wird, besteht aus 15 Mitgliedern aus dem deutschen und 10 Mitgliedern aus dem österreichisch-ungarischen Okkupationsgebiete; er wird aus seiner Mitte den Kronmarschall wählen und hat die Aufgabe, überall beratend und zum Teile ausübend mitzuwirken, wo es sich um die weitere Ausgestaltung des Königreiches handelt. Die im dringendsten Interesse der Macht des Königreiches aufzustellende polnische Armee wird der Staatsrat in erster Linie zu fördern haben. So ist dem Volke wieder die Möglichkeit gegeben, sein ferneres Geschick zu schmieden: Wir hoffen, daß es tüchtige Arbeit leisten wird!“

**G. d. F. Adolf Freiherr von Rihemen zu
Barensfeld** (Belgrad).

Im Okkupationsgebiete Serbiens wurden durch intensive Arbeit sowohl auf dem Gebiete der Verwaltung als der Volkswirtschaft vollkommen geordnete Verhältnisse erreicht. Dank der aufopfernden Tätigkeit der Gendarmerie waren Sicherheit der Person und des Eigentums niemals so gewährleistet, wie gegenwärtig. Gesundheitsverhältnisse vorzüglich; seit vielen Monaten keine Epidemie. Die Bevölkerung ist mit allem Nötigen versehen, überdies konnten namhafte Mengen der Landesprodukte außer Landes verwendet werden, wodurch die Armee unterstützt und das Hinterland entlastet wurde, die hiesigen Landwirte aber bedeutenden Geldgewinn erzielten. Die Bevölkerung verhält sich ruhig und widmet sich der Arbeit. Das Vertrauen in die früher hier unbekannt unparteiische und gewissenhafte Verwaltung sowie in die Zivil- und Strafrechtssprechung, die die Landesgesetze und Sitten tunlichst berücksichtigen, wächst daher zusehends. Schulen wurden eröffnet, alle Kommunikationsmittel und Bergwerke sind unter militärischer Leitung im normalen Betriebe. Alle Kommandos, Truppen und Verwaltungsorgane widmen sich mit Hingebung und Unvoreingenommenheit ihrer Menschheits- und Kulturaufgabe, wohl bewußt, daß die Masse des serbischen Volkes durch Vernichtung ihres Staatswesens genügend bestraft ist für die Verbrechen ihrer ins Ausland geflüchteten Verfänger. Strenge Aufrechterhaltung unbedingter Ordnung und Ruhe, objektive Verwaltung und intensivste wirtschaftliche Arbeit bleiben auch für Zukunft Leitgedanken des Militärgeneralgouvernements Belgrad.

FM. Viktor Weber Edl. von Webenau (Cetinje).

Die Militärverwaltung in Montenegro ist aus dem früher bestandenen Besatzungstruppenkommando in Cetinje hervorgegangen. Mit Allerhöchster Entschließung vom 25. Februar 1916 wurde die Errichtung eines Militärgeneralgouvernements in Montenegro angeordnet. Einige Monate später wurde dem Generalgouvernement in der Person des Statthaltervertrates Dr. Paul Freiherrn v. Sternbach auch ein Zivillandeskommissär zugeteilt. Die Einrichtung der staatlichen Verwaltung kam einer Neuorganisation beinahe gleich,

da auf verlässlicher Mitwirkung früherer Staatsangestellten nur in vereinzelt Fällen gerechnet werden konnte. Die veraltete Organisation des Landes, gepaart mit einer mehrjährigen wenig ersprießlichen Finanzgebarung und der über das Land ergangene vielmehrjährige Kriegszustand bereiteten anfänglich sehr große Schwierigkeiten, ebenso der Mangel ausreichender Vorräte innerhalb der Bevölkerung, indem die während des Krieges im Betrage von 18 Millionen Perpern (Kronen) ausgegebenen Bons nicht die geringste Bedeckung hatten, mithin im Grunde genommen wertlos waren. Im Einvernehmen mit den Zentralstellen in der Monarchie ist vom Generalgouvernement für den Gebirgsverkehr innerhalb Montenegros das Verhältniß zwischen Krone und Papierperper mit 2 zu 1 festgelegt worden. Noch größere Sorgen als die Währungsfrage bereitete die Beschaffung von Lebensmitteln für die Bevölkerung. Montenegro war bekanntlich schon im Frieden stets auf die Einfuhr von Getreide angewiesen. Während des letzten Krieges haben die Verbündeten anfänglich in bescheidenem Umfange Lebensmittel nach Montenegro gelangen lassen, dann aber überließen sie das Land seinem Schicksal, so daß es schon bei der Eroberung durch die österreichisch-ungarischen Truppen vor einer Hungersnot stand. Die von den neutralen Staaten angebotenen Hilfsaktionen kamen nicht zur Durchführung, weil England und Italien die freie Zulassung der Lebensmitteltransportschiffe verweigerten. Die Militärverwaltung blieb somit ausschließlich auf eigene Kraft und Hilfsquellen angewiesen, dennoch gelang es ihr nach Überwindung zahlreicher Schwierigkeiten, das Land und seine Bevölkerung vor dem Schlimmsten zu bewahren. Heute bestehen Kreismagazine, Zillal-Magazine und Ausgabestellen für die Zivilbevölkerung. In Cetinje und in einigen Kreisstädten wurden Volksküchen errichtet, die den Armen unentgeltliche Kost verabreichen. Am Skutarijsee wird eine Fischereianlage in Betrieb gesetzt, die eine ebenso reiche wie nutzbringende Ausbeute verspricht.

Trotz der nicht gerade im großen Umfange vorhandenen anbausfähigen Flächen, wäre das Land dennoch in der Lage, bei einer rationell betriebenen Landwirtschaft den eigenen Bedarf an Brotfrucht zu produzieren. Besonders die durch den Balkanfeldzug 1913 an Montenegro gelangten Gebiete von Spal und Djatova sind äußerst fruchtbar. Der mit allen Mitteln geförderte Frühjahrsanbau erlitt jedoch durch eine abnorme Dürre im Sommer eine Einbuße und es wurde nur der Herbstanbau intensiv betrieben, um wenigstens die nächstjährige Ernte ertragreich zu gestalten. Bei einer sachgemäßen Alpenwirtschaft könnte besonders aus den herrlichen Alpenweiden der Kreise Niksic-Kolasin und Plewle ein unserem Alpenvieh gleichwertiger Viehstand bezogen werden, hingegen würden in den Karstgebieten des Landes Schaf und Ziege dem Volke nahezu mühelos die Existenz ermöglichen. Der Ausbau der Landwirtschaft bedarf aber eines hiezu entsprechend herangebildeten Volkes, doch muß mit Anerkennung hervorgehoben werden, daß das Volk heute schon den dieser Richtung geltenden Bestrebungen der Militärverwaltung viel Interesse und Aufmerksamkeit entgegengebracht hat. Vielen Ortes schaffen sich die Bauern moderne landwirtschaftliche Geräte an und versuchen, das durch den Ausbau der Besatzungstruppen Gesehene und Gelernte zu verwerten. Die geschäftlichen Verbindungen mit der Monarchie wurden wieder hergestellt und erweitert, obwohl gerade in dieser Beziehung der Mangel an Eisenbahnverbindungen der Militärverwaltung manchmal kaum zu überwindende Schwierigkeiten und Hindernisse aufwarf. Der Abbau des Moratoriums

wurde eingeleitet und auch dies dürfte glatt verlaufen.

Soweit es das verfügbare Lehrpersonal gestattete, wurde im ganzen Lande die Volksschule eröffnet und nun wird auch einem großen Teile der intelligenteren Jugend die Möglichkeit geboten, die Studien an den Mittelschulen der Monarchie fortzusetzen, während es dem weniger begabten Teile möglich gemacht wurde, in der Monarchie ein Gewerbe zu erlernen. Mit Jänner 1917 wird das Land allgemein eine auf moderner Basis aufgebaute Gemeindeorganisation besitzen, der das Volk großes Interesse entgegenbrachte, da es ihm hiedurch doch endlich möglich sein wird, an seiner eigenen Verwaltung, wenn auch erst auf der untersten Stufe, regen Anteil zu nehmen — die eigene Erhaltung des Gemeindeverwaltungsapparates, die Fürsorge für die Ortsarmen, der Bau von Gemeindekommunikationen, die Errichtung einzelner Heilanstalten in größeren Städten werden die ersten Früchte dieser Organisation sein, die natürliche Intelligenz und der allgemein gute Wille des Volkes bieten die Garantie einer verständnisvollen Mitarbeit. — Nach mancherlei Schwierigkeiten, insbesondere Bekämpfung des Eigendünkels durch Belehrung, gelang es auch, Montenegriener, Männer und

Frauen, zur Arbeit heranzuziehen, wodurch einem großen Teile der Bevölkerung die Möglichkeit eines **Erwerbes** geboten wurde. Dies gilt nicht nur hinsichtlich der Straßenbauten und Straßenerhaltung, sondern auch für die Aufbringung landwirtschaftlicher Arbeiter, nach denen zur Zeit der Ernte große Nachfrage aus allen Teilen der Monarchie bestand.

Die Stimmung der Bevölkerung ist, nach Entfernung einiger Elemente, deren Fanatismus das Land nicht zu wirklicher Beruhigung kommen lassen wollte, eine befriedigende. Es beginnt sich die gesunde Beurteilung der Verhältnisse durchzusetzen und die Erkenntnis, daß die Militärverwaltung nur das Beste des Landes will und in der Erreichung ihrer Ziele, — wenn auch mitunter strenge — stets gerecht und unparteiisch vorgeht. Die österreichisch-ungarischen Besatzungstruppen sind ungeachtet mancher Schwierigkeiten, die mit den primitiven Zuständen des Landes, den klimatischen Verhältnissen und den häufigen Hemmungen des Aufschubes aus dem Hinterlande zusammenhängen, überall und jederzeit gehobener Stimmung und vom besten Geiste beseelt; als Kulturpioniere haben sie fast allorten an der Hebung des Wohlstandes mitgewirkt und mancherlei Wohlfahrtseinrichtungen geschaffen, die von hohem Edfelnsinn und richtigem Verständnis unserer Aufgabe zeugen. Zugleich ist die beispielgebende Arbeitsfreudigkeit und Initiative für die Bevölkerung ein Ansporn, sich aus der bisherigen Rückständigkeit um einige Jahrhunderte emporzuarbeiten. Ausschreitungen und Mißhandlungen sind unter den Besatzungstruppen unbekannt. Die Zukunft Montenegros wird seinerzeit von dem hiezu berufenen Arcopag entschieden werden, — sei es wie immer, — gewiß wird die große Masse des Volkes bisher die Überzeugung gewonnen haben, daß ihre kulturelle Entwicklung nur durch eine intensive Anlehnung an unsere Monarchie, an die dieses Land zum größten Teile angrenzt, gesucht und gefunden werden kann und daß ihnen auch nur von dort durch die Natur der Verhältnisse jene notwendige Unterstützung in der uneigennützigsten Weise zuteil werden kann, die das Land zu seinem Gedeihen und zu seiner Entwicklung unbedingt benötigt.

Der Feldzug der Armee Falkenhayn in der Walachei.

Von unserem zum südöstlichen Kriegsschauplatz
entsandten Sonderberichterstatter.

Unberechtigter Nachdruck, auch
auszugsweise, verboten.

Deutsches Kriegspressequartier Südost, 20. Dezember.

Der Oberbefehlshaber entschied sich dafür, seinen entscheidenden Angriff weder über den Paß von Predeal, noch über den Roten Turm-Paß, sondern über den entlegensten Übergang von allen, nämlich über das Geschwisterpaar des Vulkan- und Szurdul-Passes zu führen. Statt der Gruppe Kneufel hatte sich in aller Stille eine Gruppe Kühne aufgetan, unter dessen Befehl diese getreten war. Allerlei geheimnisvolle Märsche vollzogen sich hinter der Gesamtfront zum Szurdul-Paß. Am 2. November war General von Falkenhayn in Petrofany, um mit General von Kühne, der ihn seinerseits kurz vorher am Sitz des Oberkommandos besucht hatte, noch einmal alles Nötige durchzusprechen. Acht Tage sollten der Gruppe für die Vorbereitungen zu nachhaltigem Vorstoß und dem Vormarsch in Feindesland Zeit bleiben. Des Nachschubs harpte ein schweres Stück Arbeit. Unterdessen arbeiteten sich Staats und Morgen in ihren Pässen Schritt für Schritt vorwärts. Es war der Abschnitt der Kämpfe um Azuga am Predealpaß und um Campolung an dem von Tärzburg.

Am 11. November sollte die Offensive, die den Aufbau der rumänischen Verteidigung zum Zusammenbruch zu bringen bestimmt war, ihren Anfang nehmen. Am 9. abends meldete General v. Kühne, daß er fertig sei. Der 10. blieb ihm gewissermaßen zur letzten Toilette. Er nahm Gelegenheit, durch Fortnahme einiger kleinerer Kuppen noch ein paar kleine Schönheitsfehler seiner Front zu verbessern und zugleich den Feind dahin zu beruhigen, daß er nicht von vornherein argwöhnisch zu werden brauche, wenn es am anderen Morgen wieder etwas knallen sollte. Es würde sich selbstverständlich abermals nur um eine oder die andere mindere Kuppe handeln. Das wäre nichts Welterschütterndes; es gab so viel davon ringsum.

Am Morgen des 11. November begann es in der Tat wieder zu knallen. Vom Predeal bis zum Vulkan-Paß. Überall rüttelte der Angreifer aus aller Macht an den Pforten der Pässe. Überall war der Verteidiger

darauf vorbereitet und stark genug, sie von innen zuzuhalten. Nur am Szurdul-Paß nicht. Dort war der Gegner auf einmal von unwiderstehlicher Kraft. Und die Pforte flog auf.

Dabei hatte es sich zunächst angelassen, als ob es gerade dort leidlich ruhig bleiben wolle. Umso verdächtiger hatte es am benachbarten Vulkanpaß rumort. Die rumänische Führung hatte denn auch ganz nach Wunsch ihre Aufmerksamkeit zunächst dorthin gerichtet.

Wie sehen solche Tage ausgebehnter taktischer Unternehmungen in der Front aus? Und wie bereiten sie sich vor?

Ich verbrachte den 11. November bei einer Division vor Campolung. Wir wußten damals, seit einigen Tagen, daß ein großer Angriff nahe bevorstand. Auch, daß die Nachbardivisionen mittun würden. Das merkt man an gewissen Vorbereitungen. So wurde es als schwere Enttäuschung empfunden, als ein Teil der schweren Kanoniere plötzlich aus der Front gezogen wurde. Denn die Mitwirkung der schweren Artillerie ist ungeheuer beliebt, besonders wenn es sich um den sogenannten großen Angriff handelt. Die Kanoniere selbst fluchten wie die Türken. Sie hatten so lange mitgespielt und auf den Matheias und das verdamnte Nest dahinter eingepunkt, und nun, wo beide offenbar endlich sturmreif waren, sollten sie nicht mittun dürfen? Wo es nur hinging? Man einigte sich auf Verdun. Etwas anderes konnte vernünftigerweise ja nicht in Betracht kommen. Und die großen Brummer und ihre Bedienung tippelten betrübt über den Törzburg Paß ab. Sie kannten einweilen nur ihr nächstes Marschziel. Natürlich ging es nachher nach dem Szurdul.

Der Befehl zum Angriff am 11. November kam am 10. morgens, ohne nähere Nachricht, daß Kühne fertig sei, oder daß es überhaupt auf Kühne ankomme. Sondern der Befehl schlechtthin, ohne weitere Zutaten. Feuerüberfall, Infanterieangriff und was sonst dazu gehört. Die Bayern der Nachbardivision und ebenso die Ungarn waren schon seit Tagen über unglaubliche Grate und Klüfte unterwegs, den Gegner menschlins zu umflügeln und die heißbegehrte Stadt an sich zu reißen. Auf unserer eigenen Speisekarte stand zum hundertvielten Male als Hauptgang der Matheias.

Ich habe den Tag am Beobachtungsstand der Division auf dem Gipfel eines Berges westlich von Dragostanele verbracht. In einer herrlichen Gebirgslandschaft, verschönt durch die Rauchfahnen plagernder Granaten und unter tadellos blauem Himmel, wenn man

von den Schrapnellbällchen abfiel, die an ihm hingen. Aber leider war von dem starken Erfolg, auf den wir rechneten, nur wenig zu spüren. Als die große Frühkanonade vorüber war, polterte am Matheias Kleingewehrfeuer, hämmerten die Maschinengewehre. In den Bergen drin und zur Rechten spektakelten Bayern und Ungarn. Dann kam die Nachricht, daß die Bayern Candesti, ein an sich recht übles Gebirgsnest, genommen hätten. Alle Achtung! Aber was tue ich mit Candesti, wenn mein Sinn nach Campolung steht, dessen goldene Kirchenkuppeln überaus vielversprechend in der Sonne funkelten? Und von Campolung war einstweilen abermals nicht die Rede und vom Matheias auch nicht. Dabei waren die Quartiere in der Stadt am Scherenfernrohr bereits verteilt worden!

Eine der Beobachtungen, die von unserem Platz aus zu machen waren, betraf den Bahnhof von Campolung. Lokomotiven liefen hin und her, und Züge wurden zusammengestellt, gingen dann aber nicht ab, sondern blieben unter Dampf liegen. Den ganzen Tag über. Die Sache wurde der Division gemeldet, und sie wird von dort über das Korps vermutlich ans Oberkommando gelangt sein. Dort wird man verständnisvoll geschmunzelt haben.

Der Befehl für den nächsten Tag lautete: „Angriff wird fortgesetzt“.

Ich habe mir seine Ausführung nicht mehr ansehen können. Die Vorsehung, die auch die Operationen der Kriegsberichterstattung vom Oberkommando aus lenkt, hatte mich durch Fernspruch dorthin zurückberufen. Ich will nicht gerade behaupten, daß ich mich im Besitze der Botschaft ganz so derb ausdrückte, wie die schweren Kanoniere ein paar Tage vorher, habe aber immerhin mit meiner Meinung nicht zurückgehalten. Ich war empört. Abberufung und zwar gerade im Moment dramatischer Hochspannung!

Doch der Befehl war gut und weise gewesen. Das Kriegspressequartier sollte sich sofort nach dem Szurdul-Paß aufmachen. Und dort gab es in der Tat für uns allerlei zu sehen, wie meinen Lesern bereits bekannt ist. Der Tag des zweiten Angriffes auf Campolung war der 12. November. Campolung hat auch er noch nicht gebracht; das wurde erst etwas später reif. Dafür hat an ihm der Oberbefehlshaber am Ausgang des Szurdul-Passes persönlich Zeuge des Angriffes auf Bombesti sein dürfen, dessen Erfolg der Gruppe von Kühnen den Austritt in die Ebene der Walachei endgültig sicherte. Die Armee Falkenhayn war in Rumänien!

Die Rangiertätigkeit auf dem Bahnhof von Campolung — es war damals für unsere Artillerie leider noch nicht in Schußweite — und das darauffolgende Stillliegen der Züge waren, ohne daß wir es damals ahnten, wie sich heute erkennen läßt, ein Zeichen dafür, daß unser Angriff bewirkt hat, was er sollte. Der Notschrei des rumänischen Kommandeurs am Szurdul-Paß hatte den von Campolung erreicht. Der wollte Hilfe senden, konnte es aber nicht. Konnte es nicht infolge des Spektakels der Bayern und Ungarn in den Bergen, des Erfolges der Blauweißen bei Candesti und unseres Angriffes am Matheias.

Adolf Zimmermann.

MOESTER, Pol.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 361.

TAG: 31. 12. 1916/15

In Bukarest.

(Von unserem Kriegsberichterstatter Dr. Adolf Koester.)

Bukarest, im Dezember.

An der Ecke der Calea Victoriei und des Boulevards Elisabeth, vor dem aufdringlichen Palast des Bukarester Militärlasinos, wogt eine dichte Menge. Es gibt kein Offiziershaus wie dieses in Deutschland. Und die Stadt, die es in ihr Zentrum setzen wollte, würde sich lächerlich machen bei uns. In diesem kaum fertigen Gebäude des Cercul Militar, das größer als das Bukarester Hoftheater ist, sitzen heute die rumänischen Gefangenen. Immer neue blaue Trupps mit den hohen schwarzen Wintermützen drängen sich durch die prächtigen Portale in die Wandelhalle und hohen Säle. Draußen stehen Hunderte von Frauen, alte und junge, elegante Dämchen und Bauernweiber. Einige bringen Wasser, Brot und Zigaretten. Die meisten suchen einen Mann, einen Sohn, einen Vater. Durch die offenen Fenster fliegen Fragen und Antworten, weiße Zettel, hin und her. Viele ängstliche, suchende Gesichter. Die meisten wandern nach einiger Zeit enttäuscht zurück. Ein armes Weib heult unaufhörlich. Die Gesichter der Gefangenen sind gegen die Scheiben gepreßt. Sie sehen das glänzende Leben auf dem Boulevard, die vielen festlich gekleideten Frauen, die fremden Soldaten — und warten auf ihren Abtransport.

Manchmal fährt ein gefangener Offizier durch die Straßen. Er wird kaum beachtet. Trupps von gefangenen Bauern werden belacht. Ich habe in Douai Arbeiterfrauen gesehen, die meinten, wenn gefangene Franzosen vorbeigeführt wurden. Hier sind heute Russen auf offener Straße beschimpft worden. Und die eigenen Landeskinder scheinen das Interesse des Hauptstadtpöbels verloren zu haben, seitdem sie in Presse und Kientopp keine Heldenrollen mehr spielen.

Das alte Bukarest ist tot. Man sieht die letzten Reste sterben. Die rumänischen Heeresberichte und Polizeiverordnungen, die an allen Häusern und Säulen kleben, verschimmeln mehr und mehr unter den neuen Plakaten Mackensens und des Gouvernements. Die schreienden Reklamebilder von Pathé und Gaumont, die noch vor zehn Tagen zum Besuch eines abendfüllenden englischen Sommerfilms einluden, wehen zerfetzt im Regen. Noch jagen elegante Russenfiaker mit samtgekleideten Kutschern durch die Straßen. Noch gibt es Schlagjahne in einigen Cafés. Meterlange Salamwürste, Schinken und Mokka-laffee liegen in den Fenstern der Geschäfte. Aber man hat das unbestimmte Gefühl — und wenn man das geschäft-

tige Treiben im Ministerium des Innern sieht, wo sich das neue Gouvernement einrichtet, hat man die feste Gewissheit — daß diese Herrlichkeit bald zu Ende ist. Rumänien glaubte, durch „seinen“ Krieg — wie es ihn nannte — die mitteleuropäische Festung einstoßen zu können. In dem Augenblick, wo es sie berührte, sah es selber drin — und teilt nun Leid und Freud' mit uns, vor allem Leid. Das wird am wenigsten der verwöhnten Hauptstadt gefallen, die trotz der üblen Lage des Landes noch bis zuletzt gut aß. Und wie wird sich die kleine amerikanische Tänzerin erst wundern, die sich naiv rühmte, auch während der ersten Tage der Okkupation nie unter zweihundert Franken für Lederbissen zum Frühstück und Abendessen ausgegeben zu haben!

Aber diese Bukarester Menschen werden auch das vielleicht anders zu ertragen wissen als wir. Ihre Liebesswürdigkeit, ihre spielerische, unsachliche Natur ist schwer zu beschlagnahmt. Der Direktor, ein Rumäne, geleitete den Offizier unter den freundlichsten Worten an sein Auto: „Bitte, wir tun für Sie, was wir können!“ Nirgends sah ich das deutsche Heer mit so viel Wohlwollen empfangen bei Behörden und bei der Bevölkerung wie hier. Man bittet um die Herausgabe einer deutschen Zeitung. Die deutschen Heeresberichte werden freiwillig von allen Geschäften ins Fenster gehängt. Nirgends hat man den Eindruck, daß dieses Land uns unseren Sieg „übelnimmt“. In vielen erinnert heute Bukarest an das Brüssel der ersten Kriegsmonate. Nicht zuletzt durch die tollen Gerüchte von großen Schlachten, die sich heute, vier Tage nach der Einnahme der Stadt, noch vor ihren Toren abspielen sollen. Aber diese wohlwollende Gesinnung gegenüber dem okkupierenden Sieger ist ganz und gar unbelgisch.

Der größte Teil der Bevölkerung leidet unter dem Krieg wie überall. Zwar Fleisch und Mehl ist noch billig und Fleisch lange nicht so knapp, wie die seit langem bestehende Einrichtung von vier fleischlosen Tagen zuerst erwarten ließ. Zucker ist schwer zu haben. Ganz Bukarest war erstaunt, als unsere Truppen plötzlich im Norden der Stadt ein riesiges Zuckerdepot entdeckten, das sich irgend ein beamteteter Schieber dort angelegt. Aber die Lebensmittelpreise steigen von Tag zu Tag — ebenso rapid auch die Preise für Hotelzimmer, wenn diese auch noch nicht die Höhe derer in Jassy erreicht haben, wo augenblicklich der rumänische Flüchtling bis tausend Franken für ein Zimmer im Monat zahlt. Die Familien der Eingezogenen bekommen zehn Franken für den Monat Entschädigung, solche mit Kindern fünf Franken mehr (nicht etwa für das einzelne Kind). Schon heute greift das Gouvernement in die allgemeine Preissteigerung, die teilweise zu einer schamlosen Heber-

vorteilung unserer Soldaten führt, regulierend ein. Aber es ist außer Zweifel, daß diese von allen Mächten zwei Jahre hindurch verhätzelte Stadt den Krieg, den sie klugerweise militärisch von ihren Mauern fernhielt, wirtschaftlich noch bitter empfinden wird.

Es wird viel gescholten in diesen Tagen auf das Benehmen der Stadt. Ich habe Deutsche getroffen, die ihren ehrlichen Groll äußerten vor diesem würdelosen Umschmeicheln eines Siegers, den man vor einer Woche noch in allen öffentlichen Orten beschimpfen konnte wie einen Hund. Aber falscher noch als anderswo ist es in Bukarest, die Stadt nach der Geste der Hauptstraße zu beurteilen. Es gibt nur eine große Straße in Bukarest. Und von dieser Straße nur einen Kilometer — dieser Kilometer hat demonstriert und geschrien — im Theater, im Kientopp, im Café, auf dem Pflaster. Dieser Kilometer gibt auch heute den Ton an. Es ist natürlich, daß die Deutschen und Oesterreicher und Ungarn der Stadt sich hier heute hervorbringen. Daß viele, die bisher schwiegen, jetzt plötzlich ihr deutsches Herz wieder entdeckt haben. Daß die in Rumänien noch heute deklarierten Juden, die fast alle uns freundlich gesinnt waren, hier heute ein kräftiges Wort riskieren. Aber das erschöpft nicht alles. In wenigen Städten spielt das weibliche Element die Rolle wie hier. Vom Vestibül des kleinsten Hotels bis in die Gemächer der Minister und Könige. Diese einzige Internationale, die auch im Kriege gehalten hat, ist stark mit deutschen „Arztistinnen“ verlegt; gewiß, sie haben französische, amerikanische Namen. Sie haben damals Tipperary gesungen und im Kabarett russische Siege verherrlicht. Aber als der rumänische Krieg ausbrach, zeigten ihre Pässe, daß die meisten von ihnen aus Ungarn und Berlin, aus Böhmen und Wien stammten. Man internierte sie in Bacaresti. Aber heute führen sie in allen Hotels, Cafés und auf der Straße, überall, wo deutsche Soldaten zu finden sind, das große Wort. Der Deutsche wundert sich über diese „feindliche“ Stadt. Oder er schilt. Aber sicher ist es nicht das ganze Rumänien, was er auf diesem Bukarester Kilometer sieht. Es ist vielleicht nicht einmal das ganze Bukarest. Gewiß hat dieser Rumäne nicht den Stolz und das tiefe durch Jahrhunderte gezüchtete Nationalbewußtsein unserer westlichen Nachbarn. Aber von Peter Carp und anderen zu schweigen — wenn man heute aus der Geschäftswelt in die Welt der Intelligenz oder der Beamten kommt, so kann man in manchem stillen Zimmer gedrückte und beschämte Gesichter sehen. Auch diese Männer schelten auf die Regierung. Aber sie tun es mit Würde — und mit der Treue, die auch einem verirrtten Vaterland gebührt.

LEUTNER, Carl

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 361.

TAG: 31. 12. 1916/2f

Zweck oder Mittel des Krieges.

Clauserwitz, der Verkündiger des Krieges in seiner absoluten Gestalt, der Lehrer der Vernichtungsstrategie, führt an einer berühmten Stelle seines klassischen Werkes „Vom Kriege“ heftige Polemik gegen diejenigen, die sich einbildeten, daß mit dem Kriege der politische Verkehr zwischen den Regierungen und Völkern aufhöre und ein ganz anderer Zustand eintrete, welcher nur seinem eigenen Gesetz unterworfen sei. Und er stellt dann seine eigene Lehre in folgenden Worten fest: „Der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel. Wir sagen: mit Einmischung anderer Mittel, um damit zugleich zu behaupten, daß dieser politische Verkehr durch den Krieg selbst nicht aufhört, nicht in etwas ganz anderes verwandelt wird, sondern daß er in seinem Wesen fortbesteht, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient,

und daß die Hauptlinien, an welchen die kriegerischen Ereignisse fortlaufen und an welche sie gebunden sind, nur seine Lineamente sind, die sich zwischen den Krieg durch bis zum Frieden fortziehen... Die Politik weicht, indem sie sich des Krieges bedient, allen strengen Folgerungen aus, welche aus seiner Natur hervorgehen, bekümmert sich wenig um die endlichen Möglichkeiten und hält sich nur an die nächsten Wahrscheinlichkeiten... So macht also die Politik aus dem alles überwältigenden Element des Krieges ein bloßes Instrument...“ Diese Sätze werden viel häufiger angeführt, als richtig gedeutet. Wenn Clausewitz darlegt, daß der Krieg seine Zwecke und Ziele nie aus sich selbst hervorbringen kann, sondern daß sie ihm von der Politik auferlegt werden, wenn er den Krieg zum bloßen Mittel der Politik macht, so daß alles, was der Krieg zu seinem Erfolg braucht, wie auch, was er als seinen Erfolg erzeugt, für den Staat und seine Politik Mittel des Mittels ist: so findet diese Lehre den tieferen Grund ihrer Wahrheit in der von aller Geschichte bezeugten Tatsache, daß die militärische Kraftentfaltung eines Staates im Kriege und die Macht, die ihm dauernd innewohnt, zwei verschiedene Größen sind. Scheinen für kürzere oder längere Zeit diese beiden Größen zusammenzufallen und entsteht die Täuschung, als ob die höchste Siegesäußerung eines glücklichen Krieges den Maßstab darbiete für die bleibende Herrschaftsfähigkeit eines Staates, so wird ein nahes und nächstes Kraftmessen den Nebel des Truges zerreißen.

Es gibt kein belehrenderes Beispiel, als welches Clausewitz selbst vor Augen hat: die Kriege der französischen Revolution und Napoleons. Dank der revolutionären Entkettung der Volkskräfte hatten die Revolution und ihr großer Fortsetzer den Krieg selbst von den Fesseln entledigt, in denen ihn jahrhundertlang die Ermattungsstrategie gehalten. Es waren keine Kriege der begrenzten Ziele und der abgejirkelten Manöver mehr, der Siegestrom der französischen Heere ergoß sich über die ganze Breite und Weite der

Nachbarländer, schwemmte Throne und Staaten weg. Das Element der grenzenlosen Gewaltübung, das im Kriege lebt, wirkte sich völlig aus und es war, als ob das Unerhörte und Blendende der Waffentaten, in denen sich diese Kriege in ihrer gesteigerten Gestalt verkörperten, den Siegern selbst alle Maßstäbe, ja

zulezt das Gefühl des Möglichen entrisen hätten. Die Revolution und Napoleon glaubten die Grenzen ihrer Macht nach der Ausdehnung ihrer Eroberungszüge bestimmen zu können. Aus den in raschen Feldzügen militärisch bewältigten Gebieten bauten sich mit schwindelerregender Schnelligkeit und Kühnheit die Unterstaaten auf, welche das Frankreich Napoleons dienend umgaben und für einige Jahre in Europa den Spul eines Weltreiches auftauchen ließen. Noch in der Zeit der ununterbrochenen Siege und Siegeszüge offenbarte sich das Brüchige dieser auf nichts als das Schwert gestützten Staatenbildungen. Denn wenn die politische Zerrissenheit des deutschen und des italienischen Volkes den Widerstand der Unterworfenen verzögerte, so flammte er dort auf und brannte unlöslich weiter, wo wie in Spanien ein Napoleonischer Satrapenthron über einem seit Jahrhunderten staatlich geeinigten Volke aufgerichtet wurde. Indes war das, was Napoleon sein Reich nannte, niemals eine politische Wirklichkeit und Lebensmöglichkeit, es war nur die vorübergängliche Widerspiegelung einer zeit-

weiligen Ueberlegenheit der französischen Heeresorganisation und der französischen Kriegsführung. Als die übrigen Staaten das Wesentliche dieser neuen Kriegskunst und ihres Heeresersatzes nachgeahmt hatten, sank auf dem Gefilde von Leipzig der hochgetürmte Machtbau des Eroberers zusammen, ohne etwas anderes zu hinterlassen als das Erinnerungsbild eines Uebermenschen, des gewaltigsten Kriegsfürsten aller Zeiten.

Die Franzosen der Revolution und Napoleons waren in stande, Deutschland und Italien militärisch zu überfluten, aber dauernd über diese zwei Völker gleichen Ranges und gleicher Größe eine Herrschaft aufzurichten waren sie natürlich unvermögend. Die eindringliche Lehre, die das Schicksal Napoleons gab, hat die nüchterne Zielsetzung und Kräfteermäßigung, die aus den Kriegen Bismarcks und Moltkes spricht, sichtlich mitbestimmt. Moltke führte seine Kriege militärisch im Geiste Napoleons, im Geiste der Vernichtungsstrategie, die ihr Schwert gegen das Herz des feindlichen Landes zückt und im raschen Anlauf seine Widerstandsmittel zu zerstören strebt. Aber niemals wurde die schnelle und weit ausgreifende Bewältigung feindlichen Gebiets zum Zwecke der militärischen Niederwerfung des Gegners ein Maß für das, was der Sieg im Frieden festhalten sollte. Aus Oesterreich zogen die preussischen Heere ohne Landerwerb zurück. Elsaß-Lothringen wurde einverleibt, nicht weil die deutschen Armeen siegreich an der Loire und an der Seine standen, sondern weil es altes, den Deutschen ent-rissenes Reichsland war und sein Besitz zum Schutze Süddeutschlands unerläßlich schien. Den Heimfall dieses Gebiets an Deutschland sahen nach dem Zeugnis des

Nr.:

in der Leidenschaft seiner Polemik eine entartete nennt, erstreckten sich freilich die kriegerischen Handlungen oft nur auf das Gebiet, das man erobernd festhalten wollte, oder auf Gebiete, die bei den Friedensverhandlungen einen günstigen Tauschgegenstand darstellen sollten. Doch selbst in diesen Zeiten, wo immer das Genie eines hervorragenden Feldherrn der Kriegshandlung einen weiteren Umfang gab, finden wir die Besetzung von Gebieten als bloßes strategisches Hilfsmittel verwendet. So bemächtigt sich zu Beginn des Siebenjährigen Krieges Friedrich Sachsens als einer natürlichen Ergänzung seines Kriegstheaters, um die kürzesten Verbindungslinien für Angriff und Verteidigung nach Schlesien und Böhmen zu gewinnen. Sobald der Krieg aber den Formen der Vernichtungsstrategie zustrebt, die Bewältigung der militärischen Macht des Feindes auf dessen Gebiete sich zum Ziele setzt, muß ein bedeutender Teil des feindlichen Landes aus technischen Gründen besetzt werden. Mit den Zwecken und Zielen des Krieges hat dieses bloße Mittel der Kriegsführung nichts gemein. Dabei wechselt mit den Bedingungen der Technik und Kunst der Kriegsführung der Wert von Eroberungen beträchtlich. Clausewitz ermägt aufs sorgfältigste, ob die Besetzung eines Teiles des feindlichen Gebietes, indem sie Kräfte der siegreichen Armee festhält, nicht zu einem Grund der Schwächung wird; es sei denn, daß es sich um einen Landesteil handelt, der in der Richtung des entscheidungsuchenden Hauptangriffes liegt.

In dem Kriege, wie wir ihn jetzt führen, hat die Besetzung feindlicher Gebiete an strategischer Bedeutung unendlich gewonnen. Nichts spricht lauter für die herrschende Gedankenlosigkeit als die Versuche, den Wert der in ihrem vollen Ausmaß gewaltigen Eroberungen der Mittelmächte herabzudrücken. Soweit es der Gegner tut, nimmt er eben Zuflucht zur beschönigenden Phrase. Es scheint, daß man aber auch sonst nicht immer und überall das deutliche Gefühl hat, daß es sich hierbei nicht bloß um Pfandgegenstände oder dergleichen handelt, sondern um etwas, worin sich grundwesentlich der Erfolg der Kriegsführung ausspricht. Und das gilt im Sinne des Bewegungskrieges wie im Sinne des Stellungskrieges, denn in beiden Formen bewegen sich die Operationen. Die Besetzung Belgiens und Nordfrankreichs, dieser Ertrag der ersten so stürmisch glücklichen Kriegswochen, ist ein fast unschätzbare Wert. Denn sie schiebt zwischen die lebenswichtigsten Teile Deutschlands, die Rheinprovinz und Westfalen, und seine militärisch stärksten Feinde einen breiten Hindernisgürtel. Da hier der Krieg zum Schützengrabenkampf erstarrt ist, übertragen sich alle seine Verwüstungen auf das Gebiet des Gegners, und wo dieser nach der Weise des Stellungskrieges durch einen Erfolg kleinen Raumgewinn davonträgt, wird der Schaden für die Deutschen fast belanglos, da sich dies alles außerhalb Deutschlands abspielt und je länger der Krieg währt, umso mehr der Schutzgürtel des eroberten Gebietes zu dem unbezwinglich starken Vorgelege einer Festung sich ausgestaltet. Noch deutlicher, ja greller möchte man sagen, treten die Vorteile des Raumgewinns im Osten und auf dem Balkan hervor. Die siegreich nach Rußland getragene Offensive des vorigen Jahres hat ganz Ostdeutschland und einen großen Teil des östlichen Oesterreich aus dem Wirkungsbereich des Krieges gezogen und die natürliche Ungunst der Grenzen beseitigt durch die

Herstellung einer Front, die in der ungeheuren Ebene des Ostens, menschenparend, die denkbar kürzeste Verteidigungslinie zieht. Die Eroberung Serbiens hat die einheitliche Front und das Zusammenwirken mit Bulgarien und der Türkei erst ermöglicht, was sonach die Voraussetzung für das Schaffen eines einheitlichen Kriegstheaters, ohne das weder die Verteidigung der Türkei noch die Erfolge in den Balkankämpfen dieses Jahres denkbar gewesen wären. Die Eroberung Rumäniens endlich verkürzt die Kampffront um Hunderte von Kilometern, macht die Südgrenze Ungarns kriegsfrei und gibt dem bis dahin immer noch gefährdeten Zusammenhang der Mittelmächte mit ihren Bundesgenossen eine fast unerschütterliche Grundlage.

Darüber hinaus bedeutet aber im modernen Kriege die Besetzung feindlicher Gebiete, wenn sie großen Umfang annimmt, eine außerordentliche Schwächung der militärischen Kräfte des Gegners. Der Einwand des großen Lehrers Clausewitz, daß man den Krieg zu führen habe nicht gegen das feindliche Land, sondern gegen die Streitkräfte des feindlichen Landes, weil mit deren Vernichtung das Land dem Sieger ohnedem anheimfalle, dieser Einwand hat unter den heutigen Verhältnissen viel von seiner Kraft eingebüßt. Denn der Weltkrieg wird nicht mehr von einem Heere geführt, das eine von der übrigen Bevölkerung geschiedene Größe ist, sondern das Heer fällt mit der gesamten waffenfähigen Mannschaft des Landes zusammen. Gerade dort jedoch, wo der Krieg Schützengrabenform annimmt — und weite Zeiträume hindurch hat er sie an allen Fronten angenommen —, ist die Möglichkeit, Verluste durch neue Musterungen und Aufgebote auszugleichen und damit auch die Hauptfolgen selbst verlustreicher Niederlagen zu beheben, praktisch nahezu unbegrenzt. Wer nun einen Teil des feindlichen Gebietes besetzt, hält damit auch dessen militärische Kräfte, soweit sie noch nicht ausgeschöpft sind, unter seinem Banne. Da die Mittelmächte und ihre Verbündeten Ländergebiete unter ihrem siegreichen Schwerte halten, die von gut vierzig Millionen Menschen bewohnt sind, so ist ein Rekrutierungsfeld von eben diesen vierzig Millionen Menschen aus dem Kriege ausgeschieden, das heißt ein ganzer Großstaat aus dem militärischen Machtgebäude der Gegner herausgebrochen. So sind denn in der Tat die Eroberungen und Gebietsbesetzungen, wie sie den Heeren der Mittelmächte in fast phantastisch großem Umfang gelangen, das sicherste Maß und das sprechendste Zeugnis ihrer Erfolge. Indes sie dürfen nur im Verhältnis zu den Operationen selbst betrachtet werden als ein Ergebnis des Sieges und zugleich als eine Voraussetzung und ein Sprungbrett künftiger Siege. Sie in anderer Hinsicht zu werten, geben die Kriegsergebnisse selbst keinen Anlaß. Denn die politischen Ziele und Möglichkeiten eines Krieges bestimmen sich nicht hauptsächlich und schon gar nicht ausschließlich durch den Gang der Operationen. Diese bilden wohl allgemeine Gewähr des siegreich glücklichen Friedens, aber nicht die besondere Anweisung auf seine Bedingungen.

Karl Leuthner

Der dauernde Friede.

Nun das dritte Kriegsjahr von uns zieht und wir uns des zermalmenden Gedankens bewußt werden, daß die Menschen in Europa auch diese dreihundert-fünfundsechzig Tage nichts anderes getan haben, als Tag und Tag aufeinander zu schießen, nichts im Sinne gehabt hatten, als einander zu töten: da steigt die heiße Sehnsucht in uns allen auf, daß das Entsetzliche doch einmal ein Ende nehme, daß der furchtbare Druck, der auf uns lastet, in Bälde von uns gelöst werde. Nach dem Frieden schreien wir, und einen dauernden Frieden, einen Frieden, der niemals mehr gestört werden wird, erschaffen wir. Wir müßten ja verzweifeln, wir könnten einfach das Leben nicht mehr ertragen, wenn wir befürchten müßten, daß sich das, was jetzt die Menschheit erduldet, jemals wiederholen könnte. Wahrlich, die Menschen, die das aushalten, die haben sich den dauernden Frieden rechtfertigen verdient! Die Geschlechter, die jetzt auf der Erde wandeln, sind die Märtyrer der Menschheit; sie haben das Dulderkreuz dieses Krieges auf sich genommen, um die Menschheit von dem Fluch des Krieges für immer zu erlösen.

Nicht auf die Macht des Schwertes wird der dauernde Friede gebaut sein. Die Vorstellung, daß die Menschheit in der quälenden Unruhe ewig leben soll, daß ihr immer der Ueberfall drohen könnte und daß sie sich gegen den Ueberfall des Krieges immer zu rüsten hätte, ihn damit gar nicht verschreckend, weit eher ihn herbeiführend, die wäre so traurig wie der Krieg selbst. Nicht daß Staaten aus dem Kriege übermächtig, daß Staaten aus dem Kriege ohnmächtig herauskommen, könnte, den dauernden Frieden verbürgen. Staatliche Macht ist nicht auf Granit gegründet; sie ist dem Wechsel unterworfen und Aufgang und Niedergang ist ihr eigentümlich. Auch staatliche Ohnmacht ist nicht dauernd; auf das Verhältnis von Macht zu Ohnmacht sich verlassen wollen, hieße auf Sand bauen. Wir vertrauen darauf, daß aus dem Schrecken des Krieges ein geläutertes Menschenempfinden hervorgehen wird, daß seine Entsetzlichkeit das Gorgonenhaupt sein wird, das kein Sterblicher jemals wird erblicken wollen. Wir glauben, daß die Menschheit, die den Frieden empfängt, ihn nie mehr wird fahren lassen, daß sie den Wert des Friedens erst ganz in diesem Kriege erfaßt hat. Wir sehen eine neue Ordnung entstehen, welche Staaten und Völker zu einer großen Gemeinschaft binden wird, gegenüber der alle Konflikte klein erscheinen, an der sie abprallen werden. Und wir vertrauen auf die das materielle Dasein und damit das Bewußtsein der Menschen umgestaltende Kraft der Entwicklung, vor der der grauenhafte Krieg eine Vergangeneit sein wird, die nie wiederkehren kann. Wie dieser Krieg etwas ganz anderes ist als die Schrecken aller Kriege vor ihm, so muß auch der ihm nachfolgende Friede ein anderer sein als eine Zeit zwischen Kriegen: ein Weltfriede und ein dauernder Friede.

Nur der Friede, der in sich die Bürgschaft der Dauer trägt, wird ein guter sein, und der dauernde Friede ist der beste: vor ihm versinkt alles, was an Eroberungen und augenblicklichem Vorteil im Friedensschluß erlangt werden kann, in nichts. Wir aber in Oesterreich-Ungarn brauchen einen Frieden, der diese ganze Staatlichkeit verfestigt, der den Anreiz, ihren Zusammenhalt der Probe zu unterwerfen, zum Schwenden bringt. Der Friede, der ihr neue Strömungen zuführen wollte, der sie neuen Belastungen aussetzen würde, der wäre für den Nationalitätenstaat kein guter Friede. Alle die Nationen, die in den zwei dualistischen Staaten vereinigt sind, zu einer Einheit zu verknüpfen, ist eine schwere Aufgabe; sie zu vollbringen, ist keine geringe Leistung. Aber die Tragfähigkeit einer solchen Staatlichkeit ist in sich begrenzt; ihr neue Lasten, neue Nationen, neue Völkerschaften aufzupropfen, hieße ihre staatliche Macht nicht mehren, sondern mindern. Jede staatliche Gemeinschaft hat ihre durch ihr Sein, durch ihre Geschichte gegebenen Aufgaben. Die kann sie lösen, muß sie lösen. Greift sie darüber hinaus, so kann es kommen, daß sie sich Aufgaben aufbürdet, zu deren Bewältigung die Kräfte mangeln. Deshalb ersehnen wir für Oesterreich-Ungarn einen Frieden, der uns nicht mehr zumutet, als wir meistern können, damit wir leisten, was wir leisten sollen.

Möge die Zeit der Zerstörung enden und die Zeit des Wiederaufbaues beginnen! Dieser Wiederaufbau wird uns vor allem die Pflicht auferlegen, alles, was der Krieg in der Sozialdemokratie zerstört hat, neu zu schaffen, in neuer Kraft, in neuer Reinheit es zu schaffen. Die Gemüter sind geöffnet und empfänglich für die Aussaat der hehren Gedanken des Sozialismus; zum Wirken und Schaffen wird die Zeit nach dem Kriege anrufen und berufen sein im höchsten Maße! Denken wir an unsere Organisation, an die Internationale, die wir aufbauen und ausbauen müssen, daß sie allen Stürmen, die da kommen mögen, fortan gewachsen sind! Dann werden wir alle Leidenschaft, alle Kraft zusammenfassen, nie erlahmen, sondern in proletarischer Ausdauer an der neuen Ordnung der Welt bauen, in der die sittliche Natur des Menschen die Erfüllung findet.